DAS BUCH VON DEN KLEINEN

Peter Rosegger

Gesammelte Werke
von Peter Rosegger

Vom Verfasser neubearbeitete und neueingeteilte Ausgabe

Siebenunddreißigster Band

Das Buch von den Kleinen

Den Eltern zur Freude, den Liebenden zur Hoffnung,
den Junggesellen zur Mahnung
und den Weltweisen zur Lehre

1916

Verlag von L. Staackmann in Leipzig

Das Buch von den Kleinen

Den Eltern zur Freude, den Liebenden zur Hoffnung,
den Junggesellen zur Mahnung
und den Weltweisen zur Lehre

von

Peter Rosegger

Vor Gott muß man niederknien,
weil er so groß ist; vor dem
Kinde, weil es so klein ist.

1916
Verlag von L. Staackmann in Leipzig

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Dieses Buch von den Kindern und Enkeln

weiht der Verfasser

ihrer geliebten Mutter und Großmutter,

seiner teuren Frau

Anna.

Unser Sepp.

Ein Spaziergang.

„Grüß dich Gott, lieber Vater!" klingt es mir in zwei hellen Stimmchen entgegen. Die großen dunklen Augen des Knaben — sie sind wie die Nacht; die lichtblauen des Mädchens — sie sind wie der Tag — blicken zu mir auf. O, küsset die Augen, in denen noch keine Sünde gelodert, keine Träne der Reue gezittert, in denen sich noch kein Toter gespiegelt hat. Ihr könnt nichts Heiligeres küssen. Ihr könnt nichts Göttlicheres schauen. Ihr Pessimisten — nein, man soll diesen Namen hier gar nicht nennen, in eurer Jugend seid ihr die Weltenstürmer gewesen, und nachdem ihr erfahren habt, daß sich die Welten nicht erstürmen lassen, seid ihr das geworden — versucht es einmal und blickt in ein Kindesauge, und räsoniert und wimmert weiter, wenn ihr könnt. Daß solche Augen einst in den Tränen des Jammers sich trüben sollen, meint ihr? Daß so schuldlose Wesen ins Elend dieser Welt verstoßen werden sollen! meint ihr? — Für die Kleinen gibt es kein Elend, weil sie von keinem wissen. Und wenn ich in ihre Augen schaue, so weiß ich auch von keinem.

Der Knabe — er ist zurzeit, da dieses Blatt geschrieben wird, im fünften Jahre — strebt aber schon der Welt zu. Wo es laut hergeht und wo es glitzert, dorthin zieht's ihn. Ich möchte wohl, daß er nicht zu früh beginne, auf daß er nicht zu früh fertig werde. Überstürzt er's nicht, so kann die Freude an diesem Leben bis in

sein achtzigstes Jahr vorhalten, und länger. Hingegen mag er frühzeitig anfangen mit dem, was unvergänglich und unerschöpflich ist, mit den Wundern der Natur. — Ihr wendet ein, das wäre verkehrt, die Natur könne nur der gereifte, vielleicht erst der weltsatte Mann erfassen und erkennen. Mag sein. Aber die Natur da draußen ist nicht einseitig, sie hat auch eine Seite für das Kind — die lieblichste vielleicht. Die Blumen, die Käfer, die Vögel, die Muscheln — nur das Kind genießt sie voll. Der Mann sagt zu manchem, es wäre nichtig Spielerei und nimmt sich nicht Zeit dafür, weil er — mit anderen, vielleicht nichtigeren Dingen spielt. Der Mann spielt nicht mehr mit der Natur, er ringt mit ihr, um aus der natürlichen Welt mit schreckbar großem Ernst eine künstliche zu machen.

„Nimm mich mit!" sagt mein Knabe, wenn ich in den Wald und über die Auen gehe, und stellt sich ganz nahe zu mir — sein Haupt ragt mir schon fast heran zum Herzen; der Spaziergang wird ihm nicht versagt. Das Mädchen lugt zwischen seinen goldbraunen Lockengüssen, die in weichen Wellen das rosige Gesichtlein umwallen, schalkhaft hervor, und die zwei großen, tauigen Vergißmeinnichte fragen: „Vater, mich auch?"

„Dich auch, mein Kind, dich das nächstemal!" Denn mit dem Mädchen geht man andere Wege als mit dem Knaben. — Dieser ist nun gerüstet mit allem, was überflüssig ist. Er trägt ein Stöcklein, auf das er sich nicht stützen wird; er trägt über dem braunen Röckchen eine Botanisierbüchse, in die er gepflückte Blumen legen wird, um sie später auf den Boden zu streuen; er trägt eine Taschenuhr, die kein Rad in sich hat; aber das lockige

Köpflein trägt er mit, das mit neuen Eindrücken zurückkehren wird, mit Eindrücken, die im zarten Gehirne Sitz nehmen werden und etwa gar bestimmend wirken können für die Zukunft dieses werdenden Lebens.

Seine erste Bitte unterwegs, daß ich ihm eine Geschichte erzähle. Recht wunderbare, schauerliche Geschichten zu hören, das ist so seine Passion, dabei werden seine Augen immer noch größer und immer noch glänzender; sie müssen ja alles schauen, und auch inwendig schauen, was sein bauendes Gehirnchen aus meinen Worten in Bilder übersetzt. Daß er manche meiner Geschichten schon besser weiß als ich selbst, das macht nichts; des Vaters Worte erzielen doch den Effekt und sind ein Leitfaden im Gange der Handlungen, der sich, im Knaben allein weiter gedacht, leicht verwirren möchte. Mir fällt zu solcher Zeit der Mangel an Jugendschriften auf. Mit den wenigen guten Volksmärchen reicht man nicht ewig aus; öfter als zehnmal läßt sich auch der Robinson und der Lederstrumpf nicht gut erzählen, ohne von der Zuhörerschaft Ablehnung zu erfahren; Tausend und eine Nacht, so viel daran für Kinder zu holen, ist bald geplündert; Erzählungen aus der Geschichte, an und für sich die beste Jugendlektüre, wären noch verfrüht; so bleibt dem Vater nichts anderes übrig, als — im Falle er noch kein Dichter ist — einer zu werden. Das ist aber nicht so schwer, als man glaubt; das Kind selbst leitet zum Dichten an und dichtet mit. Der Knabe liebt die schauerlichen, effektvollen Darstellungen, während das Mädchen anmutigen und lieblichen Bildern den Vorzug gibt, und sogar mit beiden Händchen die Ohren zuhält, wenn ich etwas wild Phantastisches vorbringe.

Wer mit einem Kinde spazieren geht, und wäre er der Gelehrteste, und wäre es das einfältigste, der kommt mit seinem Wissen nicht aus. Warum ist der Baum grün? Warum ist die Sonne? Warum brennt das Feuer? Warum ist es heiß? Frühstückt der Stein auch? —

Warum? — Nun, weil — — da stockt man schon.

Wir kamen zu einer Quelle, die aus dem Felsen rieselte.

Natürlich fragte mein Knabe, warum Wasser aus dem Stein rinne? Hätte ich ihm jetzt die Naturgeschichte der Bergquellen erzählen sollen?

„Mein Kind," sagte ich, „jetzt merke auf. Mit den Quellen ist es so. Da sind Wassergeister, und diese nehmen das Wasser unten in den Bächen und im großen Meere auf und tragen es gegen Himmel, und gießen es auf die Berge herab. Und tief im Berg drin sitzt eine Fee auf steinernem Thron, die zieht das Wasser mit einem Zauberstabe tief in die Erde hinein, und kühlt und reinigt es, und leitet es in Spalten zusammen, und läßt es da und dort wieder heraus ans Tageslicht rinnen."

Das begriff der Kleine und war zufrieden. So belehrt man Kinder, und so haben die Schulmeister der Welt, bis zu Moses hinauf, die Völker belehrt, da diese noch Kinder waren. — Es wird eine Zeit sein, da wird mein Knabe von seinem Lehrbuche aufblicken und mich zur Rede stellen über meine Erklärung der Quelle. Und dann werde ich sagen müssen: „Kind, meine Erklärung war ja richtig, nur die Namen lassen sich genauer angeben: die Wassergeister heißen: Nebel, Wolken, das Herabgießen heißt: Regen, die Bergfee auf steinernem Throne heißt: Erdreich." Nun haben wir das bunte Mäntlein herabgerissen

und die Wahrheit steht da — mutternackt. Ist sie jetzt schöner?

Derlei Bloßstellungen dieser Welt soll man an Kindern nicht so früh als möglich, sondern so spät als möglich tun. Der Mann selbstverständlich muß in der nüchternen Klarheit stehen; aber er wird die Kindheit seines Kindes hüten, so lange er kann, weil er weiß, eine so schöne, eine so selige Zeit, als die Zeit des Märchenglaubens, kommt nicht wieder.

Am Steinhaufen des Feldrandes fand mein Knabe ein niedliches Stückchen Quarz. Es war weiß wie Milch, an den Kanten fast durchscheinend, flimmerte in winzigen Silbersternchen und hatte einige blaßrote Adern.

Der Kleine war so sehr glücklich über den Fund dieses Schatzes, daß er auf sein Warum vergaß. Er nahm den Stein von einer Hand in die andere, betrachtete ihn, steckte ihn in den Sack. Dann zog er ihn wieder hervor, nahm ihn von einer Hand in die andere, steckte ihn in den Sack, und so ging es fort, und der Knabe vergaß der Blumen und Vögel, vergaß meiner und meines Plauderns und war glücklich in seinem Quarz. Dasselbe Wesen, welches einst, wenn es so wird, wie die anderen, den Schätzen dieser Welt zustreben, und wenn es sie erreicht hat, unbefriedigt sein wird. Wie trostlos? Aber ich wende es um und sage: was sind wir doch für glückliche Geschöpfe, mit einer Naturanlage versehen, von einem Stückchen schillernden Steines entzückt werden zu können! Ob der Stein Quarz heißt oder Diamant, für Kinder ist er gut genug.

Wir kamen an einem Häuschen vorüber. Als uns die Hausfrau sah, eilte sie auf mich zu; den Knaben

beachtete sie nicht, sie fragte mich nur, ob ich von den Soldaten nichts Näheres wisse. Ihre zwei einzigen Söhne hätten ins Feindesland ziehen müssen: von dem einen habe sie schon den Totenschein, er sei im Türkenlande gefangen und zu Tode gemartert worden. Vom andern wisse sie gar nichts, der sei verloren gegangen. —

Jetzt hob der Knabe sein Händchen zu der Bauersfrau empor und sagte: „Du schau, da hab' ich einen schönen Stein!" Weil des Knaben Herz in diesem Augenblicke an dem Stein hing, so war ihm — und er meinte auch allen anderen — der Stein das merkwürdigste auf der ganzen Welt. Diese enge Selbstheit ist noch leicht zu rechtfertigen; bei erwachsenen Menschen kommt sie in derselben Art, nur viel größer und vielfältiger und rücksichtsloser vor.

Die Frau schob des Knaben Hand sachte von sich und erzählte mir von ihrem Kummer. Sie sprach von ihrem seit Jahren halbsiechen Manne, vertraute, daß der Ruin des Hauses bevorstehe, aber das sei noch nichts gegen das Herzleid ihrer Kinder wegen; es sei nicht zu sagen, wie weh... Sie weinte. Der Knabe blickte mit seinen großen Augen verwundert zu ihr auf, sah mich fragend an und wurde traurig. Plötzlich griff er in den Sack, zog den Stein heraus, hielt ihn der Bäuerin hin: „Da hast! Da hast!" Er versuchte, ihr den Stein in die Hand zu drücken, und redete ihr mit seinem weichen Stimmchen, das fast trübe und dumpf war, zu und drängte, ihn nur zu nehmen und zu behalten. —

Ihr Herz zitterte in Jammer, das meine in Glück. Sein Liebstes gibt er hin, da er weinen sieht. Sollte diese Großherzigkeit denn nicht auch in uns Großgewachsenen

zu finden sein können? — Liebe Frau, was kann ich tun, daß es zu Eurem Troste ist?

Als der Knabe sah, der Stein war verschmäht, steckte er ihn wieder in die Tasche; er blickte ihn nicht mehr an und sprach nicht mehr davon, und als wir wieder eine Weile gegangen waren, warf er ihn auf den Boden hin. —

Da wir so am Waldrande dahingeschritten waren, sagte der Knabe plötzlich: „Der arme Christus!"

Wir standen vor einem Kreuzbilde, welches einst zur Zeit der Pest an diesem Walde aufgerichtet worden war. Der Heiland hing ausgestreckt und mit drei Nägeln an's Holz geheftet. Der Knabe hatte irgendeine Vorstellung vom Schmerze des Gekreuzigtseins, aber ihm war noch nicht gesagt worden, daß solche Bilder aus Holz geschnitzt sind — er sah in Wahrheit einen Menschen hängen, der sogar der liebe Sohn Gottes ist und Tag und Nacht die Marter leidet. Und der Knabe bleibt ruhig, und es fällt ihm nicht ein, daß man den Gekreuzigten befreien solle.

„Gelt, Vater, er ist am Kreuz, weil er der Sohn Gottes ist?"

Es geschieht oft, mein Kind, daß Söhne Gottes ans Kreuz kommen, dachte ich.

„Vater, warum ist er der Sohn Gottes?"

„Er ist der Sohn Gottes, weil er besser und heiliger war, als je ein Mensch hat sein können und weil er uns die Botschaft gebracht hat, daß wir alle einen, und seinen himmlischen Vater haben."

„Aber warum haben sie ihn denn ans Kreuz genagelt?"

„Das haben sie getan, weil er den Menschen Lehren gegeben hat, die sie nicht hören wollten."

Ich erklärte die Sache meinem Kinde so, wie ich es vor ihm zu allen Zeiten werde verantworten können, ohne etwas widerrufen zu müssen. Und selbst, wenn der Knabe ein moderner Naturphilosoph oder ein Kirchenfürst wird, soll ihn dieses einfältige Christentum nicht irremachen.

„Die schlimmen Juden soll man totschlagen, gelt?“ sagte er nun mit einer Entrüstung, die rot auf seine Wangen trat. Denn er hatte schon gehört, daß es die Juden getan hätten.

„Du sprichst ja, als ob du selber so einer wärest von denen, die ihn gekreuzigt haben. Christus lehrte, man solle seinen Feinden verzeihen und ihnen Gutes tun. Am Kreuze hat er den Juden wirklich verziehen und für sie gebetet.“

„Der brave Christus!“

Das war schon eines der tiefsinnigsten unserer verfrühten Gespräche; die nächste Heidelbeere, die am Wege stand, brach es ab.

Über die sonnigen Felder hin sammelte der Knabe Kornblumen, Kleeblüten, Mohnkronen, sogar der Löwenzahn war ihm recht. „Für das Schwesterl.“

„Für das Schwesterl solltest du aber doch auch ein Vergißmeinnicht mitnehmen.“

„Warum?“

„Daß sie dich nicht vergesse.“

„Will sie mich denn vergessen?“

„Das zwar nicht.“

„Warum will sie mich nicht vergessen? Gelt, weil ich der Sepp bin!“

„Komme, Kind, hier ist's allzuheiß, wir wollen dort

in das schöne Haus treten und uns im Schatten ein wenig ausruhen."

Es war der Eberhof, ein stattliches Gebäude, dessen Bewohner wir unten auf der Wiese heuen gesehen hatten. Aber es mußte doch jemand zu Hause sein, die Haustür war offen. Als wir vor dem Hofe über das Brücklein schritten, fiel dem Kinde aus seinem Strauße das rote Blatt einer Mohnblume ins Wasser. Es schwamm davon. Das gefiel dem Knaben; er riß ein zweites Blatt vom Strauß und warf es in das Bächlein; es schwamm davon. Er entblätterte alle Mohnblumen, und als diese Blätter davongeschwommen waren, warf er die Kornblumen ins Wasser, dann die Löwenzähne, dann die Kleeblüten, dann die Vergißmeinnichte, bis sie alle davongeschwommen waren und er nichts mehr in der Hand hatte.

Und als die letzte Blume aus den Augen war, sagte er: „Vater, wo rinnen sie hin?"

„In den Fresenbach hinab, und dann in die Mürz."

„Und dann?"

„In die Mur."

„Und dann?"

„In die Drau."

„Und dann?"

„In die Donau."

„Und dann?"

„Ins Meer."

„Und dann?"

Wie einfältig! Wie anregend! Offenbar geben mir seine Fragen mehr zu denken, als ihm meine Antworten.

Wir gingen nun ins Haus. Im Flur kein Mensch. Wir traten in die Küche — auch hier niemand; der Herd

war kalt. Wir schritten in die Stube — hier war jemand, ich nahm den Knaben bei der Hand, um ihn zurückzuziehen.

„Vater, was ist das, das lange Weiße auf der Bank?

„Komm, mein Kind, wir gehen wieder ins Freie und setzen uns unter einen Apfelbaum."

„Du, Vater! Das lange Weiße in der Stube, wo das Licht tut brennen, was ist das?"

„Das ist ein Leichnam."

„Ein Leichnam, Vater? Aber gehen wir hinein und schauen wir den Leichnam an."

„Siehst du den Schmetterling dort über dem Holunder? Ein Goldmantel. Willst du den nicht haben?"

Ich verfolgte das Tierchen, um den Kleinen damit zu zerstreuen. Als ich mit dem flatternden Falter zwischen den Fingern zurückkam, war der Knabe weg. Ich eilte in das Haus, in die Stube. Dort stand er an der Bahre, das weiße Tuch war über das Haupt herabgezogen, er sah dem Toten ins Antlitz. — Ein Jüngling war's, schön und weiß, wie ein Marmorbild. Die langen Wimpern der geschlossenen Augen, der Anflug des Bartes waren das einzige Dunkle auf diesem Gesicht. Die Locken waren gelblich blond, wie die Ähren des reifen Weizens, und so glänzend, wie der zarte Flachs; sie waren von der Stirne bis zum Scheitel hinauf geteilt und legten sich über das Kissen bis zu den Achseln herab. Die vollen Lippen schienen so zart aneinandergelegt, daß man meinte, jetzt und jetzt müßten sie sich öffnen zu einem Begehren, aber die Wangen waren eingesunken, eine Spur, daß der

junge Mann nicht plötzlich, sondern mit vielen Schritten in den Tod ging.

Er war schlicht aufgebahrt mit dem Kruzifix, mit der Ampel, mit dem Weihwassergefäß zu Häupten. Das Leintuch, das ihn eingehüllt, war weiß, aber von grober Webe, die Brust war fast bedeckt mit papierenen, bunt bemalten Heiligenbildchen, Amuletten, Rosenkränzen; wie in einem Bauernhause jedes von dessen Bewohnern dem Toten gern etwas mit ins Grab gibt. Aber der Tote war kein Bauernbursche, denn das schwarze Tuch seines Kleides war fein, und die schönen, kleinen Hände, welche über der Brust lagen, waren fein, und die ganze Gestalt, so weit ich sie sah, war edel gebildet.

Der Knabe hatte auf diese Gestalt hingeblickt und — nicht gefragt. Nicht einmal, ob er schlafe. Stets hatte ich es vermieden, von dem Tode des Menschen mit ihm zu sprechen. Sein junges heiteres Leben sollte gar keine Ahnung durchwehen vom Ende. Ich labte und erquickte mich stets im Anblicke des aufkeimenden Wesens, das vom Tode nichts weiß. — Und hier stand er und fand den toten Menschen für so selbstverständlich, daß er nicht einmal fragte. — Nun sah er mit seinem Auge ins meine; mir schien, es wäre nicht sein gewöhnlicher Blick, es war ein anderer. Es war aber kein trauriger Blick, es war ein verlegener, ein unsicherer, als hätte ich ihn bei etwas Heimlichem ertappt. Allerdings hatte er wider meinen Willen das Bild von Sais entschleiert, aber er war nicht zu Boden gefallen, er hatte etwas gesehen, was er gekannt — geahnt zu haben schien, was ihn nicht überraschte.

Als wir uns endlich zum Fortgehen wandten, sahen

wir in der Ecke des Ofens einen Greis sitzen. Der Knabe erschrak mehr vor dem lebendigen Greise, als früher vor dem toten Jüngling. Jener streckte die Hand aus und sagte: „Hast ihn angesehen, kleiner Mensch? Siehe, der war so jung wie du, und hätte so alt werden sollen wie ich."

Der alte Mann war städlisch gekleidet und hatte einen weißen, kurzgeschnittenen Vollbart. Sein Auge war matt wie die untergehende Sonne, die in den Nebel des Westens versinkt.

„Gib mir dein Händchen, Kind," sagte er mit einer Stimme, die mit Kindern umzugehen weiß. Der Knabe säumte denn auch nicht, es zu tun. Und jetzt sah ich, wie seltsam der Blick ist, wenn sich Greis und Kind ins Auge schauen.

„Du wachest auf und ich gehe schlafen. Und darüber haben wir keiner zu klagen. Ich habe es siebenundsiebzig Jahre lang gefürchtet. Ich habe es bis vor wenigen Tagen gefürchtet. Aber Gott ist voll Gnaden; dieser dort ging dahin und mit ihm all mein' Freud' und Leid."

So sprach der Greis zum Knaben. Da entgegnete ich: „Wollten Sie, lieber Herr, nicht mit uns ins Freie kommen; es liegt mir schwer an, und ich möchte gern, daß Sie mir von Ihrem Kummer erzählten."

„Ins Freie?" sagte er, „wenn Sie bedächten, daß dort mein Sohn ruht, und daß sie meinen Sohn morgen von mir nehmen werden, Sie würden mir das Zusammensein mit ihm heute noch gönnen. Aber ich kann schon hinausgehen, ich bin ja doch nirgends mehr."

Die Stube war düster und das lichte Grün der Apfelbäume schaute fremd zu den offenen Fenstern herein.

Aber ich setzte mich auf eine Bank, nahm den Knaben auf den Schoß, und nun sollte er das hören, was er so gern hörte: eine Geschichte.

„Sie ist ganz kurz," sagte der alte Mann, aber er redete nur für mich. „Seit einigen Jahren waren wir zwei für uns allein auf der Welt. Die anderen Kinder waren fort, die Frau auch. Lothar war wie ein junger Gott, und so wie bei allen anderen, begann auch bei ihm die Weltlust einzuströmen auf seine Sinne. So ist es ja: All' unsere Blutadern und Nervenstränge laufen zusammen in jenem Herzen, an welchem die Kette unserer Nachkommenschaft angeschmiedet ist. Und da gibt es Wesen, die eine Kraft für Generationen auf Jahrhunderte hinaus in sich tragen, und die unter der Wucht dieser Kraft brechen müssen, so wie des stolzesten Tannenbaumes Haupt unter seiner Zapfenlast bricht. Der ist auch gebrochen. — Man gab ja Mittel dagegen; versuchen soll sie ein jeder. Du, kleiner Knabe hier, kennst du schon die zehn Gebote? Nicht? Nun, so mußt du sie lernen. Das sechste schreibe dir in die Lade deiner Spielereien, auf den Schrank deiner Bücher, auf deinen Wanderstab, auf dein Bett. Dem, der dort ruht, schriebe ich's gern auf den Deckel seines Sarges.... Es ist zu spät. — Da er zu siechen begann, zog ich ihn von der Hochschule, wo er studiert hatte, zog ihn aus der großen Stadt, wo er erkrankt war, gab ihn in dieses Tal, in dieses Haus, daß er frische Luft genieße und frische Milch, gutes Wasser und Ruhe, und den Tau und den Duft des Waldes, und den Sonnenschein, und die Blumen der Wiesen, und die Früchte des Feldes. Ob er das alles genoß, und vielleicht auch noch anderes, das weiß ich nicht; der Dämon ist überall. — Als ich

gerufen ward und kam, lag er schon dort auf diesem Brett."

„Da fliegt er!" rief der Knabe aus. Der Goldmantel war in die Stube geflogen. Er flatterte gegen die Bahre hin und umkreiste die kleine Flamme des Ampleins. — „Hat er denn nicht genug Licht draußen im Sommertag?"

„Dem ist nicht ums Licht," sagte der Greis, „dem ist um die Glut... Die Erdenwesen sind alle gleich." —

Wir traten aus dem Hause. Der alte Mann stand an der Tür und blickte uns nach. Ich zog mein Kind an der Hand neben mir her, mir graute vor der Glut des Totenlichtes und vor den Worten des Alten, der in der Schule des Todes saß.

Und als wir in den Wald kamen, wo alte Ahorne einen schattigen Anger umfrieden, wo graubemooste Felsblöcke liegen, wo Spinnen ihre feinen Fäden gezogen hatten von Baum zu Baum, da setzte ich mich auf einen Stein, zog mein Kind zu mir heran, und drückte es und küßte es so stürmisch, daß es befrembet fragte: „Du, Vater, warum denn?" —

Der erste Schritt in die Welt.

Die einzig schönen Jahre sind vorbei. Vorbei, während man noch im Traume war, sie fingen erst an. Ist doch erst vor kurzen Tagen uns die Knospe des Kinderherzens aufgesprungen, haben wir diese Knospe doch erst gehütet vor dem Froste der Wirklichkeit, vor den rauhen Winden des Lebens, damit die Sonne der Märchenwelt mit ihrem dämmerhaften Scheine recht lange in das junge Herzlein schimmern möchte. Wir hatten in unserem Kinde gleichsam einen lieben Gast aus dem Himmelreiche,

dem dieses stille Heim das einzige Asyl war auf der fremden Erde. Wir suchten, wenn wir von den Lasten des Tages ermüdet, von der Welt enttäuscht waren, in seinem Auge eine Kunde aus jenen glückseligen Landen, die uns selbst längst verdämmert sind und nichts zurückgelassen haben, als das Ahnen und die Sehnsucht.

Und während wir das geliebte Wesen, welches uns allein gegeben war — aus Lust und Schmerzen uns allein geboren, ein süßes, verkörpertes Geheimnis, während wir es wahren und bergen, als unser ureigenes, unersetzliches Gut — greift ein eherner Arm in unser Haus und eine Stimme ruft: Das Kind gehört nicht mehr euch, es gehört mir, der Gesellschaft, dem Staate, der Welt!

Das geheimnisvolle Dämmerlicht des Elternhauses verlischt, zu den großen Fenstern des Schulzimmers fällt der nüchterne Schein jener Sonne, die ein Fixstern des Himmels ist und um die sich die Erde dreht. Die Kindheit ist hier zu Ende, sie dauert heutzutage mitsamt der Wickel- und Wiegenzeit nur mehr sechs Jahre. Die Welt hat's eilig, sie kann den einzelnen nicht länger schonen, sie bedarf seiner Dienste, wenn sie mit ihren Aufgaben noch vor dem Jüngsten Tage fertig werden will.

Lebewohl, mein Knabe, du gehst jetzt von den Eltern fort. Die Schule steht wenige Schritte von unserem Hause, der erste Unterricht dauert wenige Stunden, aber du kehrst uns nicht mehr heim. Ja, ein Junge, ein lieber, fröhlicher Junge wird heranspringen, wird erzählen vom Lehrer und von Schülern, und was da war und was da gesagt wurde, und was sein wird — ein neues, unabsehbares Programm, das sich — Kind, du ahnst es nicht — hinausspielen wird durch die Jahre deiner Jugend, bis in

die Manneszeit und weiter, und ausfüllen mit unzähligen, fremden, spießigen Vorstellungen dein kleines Herz, in dem bisher drei Engelein gewesen sind und musiziert haben. — Ein Menschenkind warst du, nun aber bist du zu den Leuten gegangen; als einer der Leute gehst du zurück in unser Haus, als einen der Leute findest du mich. — Bursche, jetzt müssen wir anders miteinander reden.

Der erste Schultag, es ist ein ernster und doch ein glückseliger Tag. Es gibt Leute, denen der erste Prüfungstag früher kommt, als der erste Schultag — das verrückt die Reihenfolge der Weltanschauung oft gar ungut. Auch solche gelangen vielleicht zum Ziele, aber auf welchen Umwegen! Da klettern sie die steilsten Felsen empor, um dort wieder abwärts zu gleiten; da waten sie durch Sumpf, weil sie dort im Nebel ein Licht flackern sahen, und müssen umkehren, wollen sie nicht versinken. Und der Irrende merkt es nicht, daß auf guten Grundfesten und mit sicheren Brücken die breite Straße sachte hinangeht, jene Straße, an deren Beginn der erste Schultag als Schlagbaum steht. — Ziehe mit Gott, mein Kind, du hast es leichter, als ich es gehabt.

Ratschläge sind laut: Man möge das unverdorbene Kind in so zartem Alter nicht in die Fremde setzen — das Schulhaus mit seinem widerspruchsvollen, tollen, bunten Völklein sei die Fremde — man möge im Gegenteil die Schule zum Kind in sein Heim hereinnehmen; unter der Hut der Eltern, unter der Sorgfalt des sich ausschließlich mit ihm beschäftigenden Lehrers würde es an Körper, Geist und Gemüt wohl am besten gedeihen.

Vielleicht! Müßten die Knaben nur nicht besonders

für den Kampf um's Sein erzogen werden. Das Schulhaus ist die erste Arena, in welcher sich alle zu üben haben, die später die Kämpfe ums Brot, die Schlachten des Geistes, die Wettläufe nach den verschiedenen Höhen mitmachen müssen. Der Hausschüler wird dem Volksschüler meist an Buchstabenwissen überlegen sein, aber er bleibt unerfahren, verweichlicht, ungeschickt, schüchtern und ihm fehlt jene Gewandtheit und Kühnheit, die man sich eben nur im Wettringen aneignet. Allerdings, die Persönlichkeit und die Unverdorbenheit des Herzens kann bei dem Hausschüler leichter gewahrt bleiben; trotzdem ist einem Schüler, der seine Zukunft sich selber bauen soll, mit dem Einzelunterricht weniger gedient, als mit der öffentlichen Schule, in der er — freilich oft mit dem Opfer seiner Kindlichkeit — die schmalen Stege des Lebens frühzeitig kennen lernt. Außerdem ist der Einzelunterricht, sowie überhaupt die Absonderung und enge Begrenzung für den Schüler eine Quelle erwachender Selbstsucht, während in der öffentlichen Schule einer für alle und alle für einen stehen, die Erfolge des einzelnen allen zugute kommen und so der Geist der Gemeinsamkeit geweckt wird. Allerdings strebt auch das *Laster* des einzelnen der Gemeinsamkeit zu, und manches sechs- oder siebenjährige Kind sitzt da in den Bänken, dessen Auge unschuldsvoll zu blicken weiß, in dessen Busen sich aber schon junge Schlangen bergen, die es aus einer dunkleren Heimstätte mitgebracht hat.

Mit einer gewissen Bangnis erwartete ich am ersten Schultage die Heimkehr meines Söhnleins. Es brachte sein frohleuchtendes Auge mit. Von seinen Schulgenossen wußte es nichts zu erzählen, als daß deren viele seien

und etliche auch darunter, die über die Bänke springen. Um so mehr und begeisterter erzählte es vom Herrn Lehrer; der sei gar brav und wisse so schön zu sprechen, daß es allemal schade sei, wenn er aufhöre. Und als die Zwischenstunde gewesen sei, da hätte er — mein kleiner Knabe — sich nicht anders zu helfen gewußt, er sei von seinem Platze aufgestanden, zum Herrn Lehrer an den Tisch hinausgegangen und hätte ihm ins Ohr gesagt, daß er ihn sehr lieb habe.

Das, mein Junge, ist einstweilen schon das rechte Ziel für Dein kleines Herz, dem ich es abtrete, ohne eifersüchtig zu sein.

Im Hinblick darauf, daß sich die Schule mit der Ausbildung des Geistes befassen wird, war ich bestrebt, zu Hause vor allem auf das Gemüt zu wirken. Ich säete Liebe hinein und denke, daß nun Liebe herauswachsen wird, wenn der warme Blick eines Menschenauges darauf hinsieht. Allerdings, es ist auch bedenklich, das Kind, welches es mit der rohen Welt zu tun haben wird, mit einem zu weichen und reichen Gemüte auszuschicken, es empfindlich zu machen für Leiden und Qualen, von denen der Herzerstarrte nichts weiß. Aber ich habe die Überzeugung, daß das echte Glück — und es gibt ein solches auf Erden — nur in einem reichen, warmen Gemütsleben seinen Sitz haben kann. Nur hier, und sonst nirgends. — So tritt nun der Knabe hinaus mit seinem frischen, heiteren Auge, mit seinem vertrauensseligen, glaubensfreudigen Herzen. Tausend Enttäuschungen wird er erfahren, sein an Erkenntnis zunehmendes Haupt selbst wird dem Herzen Krieg machen, aber der kindlich glaubende Frohblick möge nicht mehr zu ersticken sein.

Freilich werden sich Eltern vergeblich bemühen, jene seelische Eigenschaft, die wir das Gemüt zu nennen pflegen, zu wecken und zu fördern, wenn ihnen die Art des Kindes darin entgegensteht. Aber wo der Boden fruchtbar ist, da möge ja nicht versäumt werden, jenes Element auszubilden, das die Leute zu Menschen macht. — Verzeiht es mir, ihr hochgeschätzten Geldmänner, ihr Wohlgestrengen und Mächtigen, ihr Gelehrten und Klugen, daß ich den euch vorziehe, der mehr hat, mehr kann und mehr weiß, als ihr — den warmherzigen Idealisten.

Ich will aus meinem Kinde vor allem einen Menschen machen. Sei gut! ist des Vaters Gebot. Der Lehrer wird ihm sagen: Sei weise! seine Schulgenossen werden ihm lehren: sei klug!, der Wettstreit in Schule und Leben wird ihn mahnen: sei fleißig und stark. Aber größer als alles ist das erste Gebot: sei gut!

Der kleine Kamerad.

Mit freudigen Schauern wirst du gewahr: Dein Sohn ist in sein zehntes Lebensjahr getreten. Wie lange ist's denn her, daß du selber noch so dastandest, so jung und schmächtig, schlank und voller Einfalt und voller Freude! Du bist ja ganz außer dir, mein Freund, denn du stehst leibhaftig vor dir und noch dazu in deinen heiligsten Tagen. Daß Gott so groß sein kann, so gut, seinem oft so ungeduldigen und zagenden Menschenkinde das zu geben!

Selbstverständlich hast du in deiner tollen Weltbesessenheit nur wenige Augenblicke der Gnade, da du es siehst. Mein Gott, die Kinder! Die Sorgen, die Lasten, die Unruhe, die Bekümmernisse, die Not mit ihnen, essen

wollen sie, lernen sollen sie, Zucht brauchen sie, ach, und wäre das alles überwunden, dann wird aus dem kleinen Kreuz erst ein großes. ’s ist ein Elend. — Freilich, wenn du nur die Holzäpfel anbeißest, so wirst du sagen: Was doch dies Jahr das Obst wieder sauer ist! — Meinst du, alle Last, die dir deine Kinder bringen, sei umsonst von dir verlangt? Ha, da kenne ich die Leute, denen gibt Gott alle Jahre ein Kind, jedes gedeiht, und sie haben doch kein einziges. Affen haben sie, Engel, Rangen, Bälge — allerlei rätselhafte Geschöpfe — aber kein Kind. Denn sie selbst sind vernünftige Leute, und weil die Jungen doch den Alten nachgeraten sollen, so ärgert sie jede Unvernunft, und wäre solche zehnmal weiser, als ihre eigene Klugheit. Unsere Zeit braucht Männer! Wozu also Kinder! — Ach, wir sind kleinlich, ohne darum den Kleinen näher zu kommen, und kindisch, ohne kindlich zu sein. Heillos unstet jagen wir äußerem Gute nach und übersehen das ungemessene Heil, das in neuen Menschenfrühlingen um uns aufblüht.

Ich muß arbeiten, mein Kind! sagst du, wenn es zu dir heran will. Die Arbeit ist vollbracht, es naht sich wieder. Du mußt jetzt lernen, Kind! ist dein Anweis. Die Schulaufgabe ist vollendet. Jetzt gehe und mache Bewegung, junge Glieder müssen sich trollen! Am Abend kommt es endlich noch einmal. Aber jetzt lasse mich in Ruh’, ich bin müde genug, und du mach’, daß du ins Bett kommst. — So geht’s heute, so geht’s morgen. Am Sonntag! denkst du. Am Sonntag entführt dich ein Freund zu einer Landpartie. So lernst du es niemals kennen, oder es entfremdet sich dir rasch. Du betrügst das Kind um den Vater und den Vater ums Kind.

Vielleicht auch sind andere Zustände — der Menschen Schicksal ist weit und tief —, die dich von deinem leiblichen Kinde geistig fernhalten. Vielleicht hast du einen Lebensgenossen, der die Unerschöpflichkeit eines treuen Herzens nicht kennt und sich benachteilt wähnt, wenn du etwas davon dem Kinde zuwendest. Oder du bildest dir's auch nur ein, daß es so sein könnte. Und um Herbes vom Kinde fernzuhalten, hälst du ihm das Milde fern.

Vielleicht ist es der sehr verständige Nachbar, dessen Grundsatz, man dürfe Kinder nicht verhätscheln (denn so mag er deinen gütigen Verkehr mit ihnen wohl nennen), du doch auch respektieren willst, weil du ein gar so guter, rücksichtsvoller Mann bist. Kurz du verstümmelst dich, indem du einen Teil deines eigenen Wesens unbeachtet läßt oder es von dir trennst.

Wie muß dir aber zumute sein, wenn dir ein schöner Sommermorgen Gelegenheit bringt, mit deinem Kinde Hand in Hand ins schöne, sonnige Land hinauszuwandern! Am Waldweg im Tannenschatten drückest du's an dein Herz, als hättest du es lange nicht mehr gesehen, als wäret ihr aus Fernen plötzlich zusammengekommen. Ja, Freund, man kann wie durch ein Weltmeer voneinander getrennt sein, und doch unter einem Dach wohnen. Versuche einmal das: sende deinen Sohn nach Amerika und du wirst im Herzen inniger mit ihm verbunden sein, als wenn euch Wand an Wand nur eine sechs Zoll dicke, aber kalte Mauer scheidet.

Ich will es wohl auch nicht vergessen, wie nach ödem, arbeitsschwerem Winter ich mit meinem frischen Söhnlein hinausfuhr ins grünende Land. Ein kleiner, hübscher Ort im Waldgelände war als Zuflucht erkoren.

Und da hatte ich nun den Knaben und empfand es, daß ich ihn hatte.

Aufrichtigerweise müßte ich, da ich mir den Jungen wieder vergegenwärtigen will, sagen: er ist der schönste, gescheiteste und bravste Knabe auf der ganzen Welt. Erstens wäre das ein redliches Elternbekenntnis und zweitens würden alle, die selbst Kinder haben, es mir ohnehin nicht glauben. Vor mir und ihm und aller Welt verantworten kann ich nur das, wenn ich sage: 's ist ein gutes Bübel. Er ist in seinem zehnten ein Kind mit drei Jahren. Ich wie mein Vater, wir besitzen jeder an Einfalt ein gutes Teil, mein Junge hat davon mehr als wir beide zusammen. Das ist Großvaters und Vaterserbe mit Zinsen. Darum soll ich ihn bewahren, daß er nicht etwa auf einen Posten gerät, wo nur die Schlauheit und Abgefeimtheit was gilt. Darum soll ich ihn mit leichter Hand, denn einer schweren bedarf's bei dem nicht, nach einem Ziele leiten, wo das Höchste durch Güte und Einfalt des Herzens erreicht wird. Ich höre den höhnischen Schrei der Welt, wenn ich gestehe, ich hätte nichts dagegen, daß er in einer entlegenen Gebirgsgegend ein Dorfpfarrer würde.

Aber eben — und nun wird meine liebe Welt jubeln — diese Sache gab auf jenem kleinen Landaufenthalt zwischen mir und meinem Sohne die erste Meinungsverschiedenheit.

„Was magst du denn eigentlich für dein Leben werden, mein Sohn?"

„Ich werde, was du willst, Vater."

„Was meinst du etwa zu einem Geistlichen?"

Da lächelte der Knirps vor sich hin, Geistlicher werden, das nicht.

Das überraschte mich. Bei seiner kindlichen Frömmigkeit, bei seiner Vorliebe für kirchliche Begehungen, wie solche ja eine Eigenschaft so vieler Kinder ist; bei seiner Ehrfurcht vor dem Kaplan, der ihm selbst von jenem Kirchenlehrer erzählt, welcher, wenn er gleichzeitig einem Engel und einem Priester begegne, er zuvörderst dem Priester seine Reverenz bezeigen würde; endlich bei der gewohnten Fügsamkeit des Knaben in meine Absichten: das alles erwogen, hätte ich von meinem Sohne eine andere Meinung erwartet. Welcher Knabe in solchen Jahren wollte nicht Priester werden!

Ich habe ihn sofort um den Grund gefragt. Ja, weil die Geistlichen nicht heiraten dürfen!

„Willst du denn heiraten?"

„Ich werde heiraten."

Jetzt begann's mich zu packen. Jetzt öffnet sich ein neues Tor. Nicht ganz ohne Spannung fragte ich ihn, ob er schon jemand wisse, den er heiraten wolle?

„Ja," sagte er mit ruhiger Bestimmtheit.

Er kam auf seinen Schulwegen doch mit verschiedenen Leuten zusammen. Ob er mir nicht Namen nennen wolle?

Ich sollte einmal raten. Eine Frau wäre es, die er heiraten werde.

„Ei, das!"

„Die Großmutter!"

Über diese Lösung war ich befriedigt. Doch meinte ich, daß derlei immer noch gute Weile hätte, was er auch zugab.

Bald hernach kamen wir zu einem zierlichen Fichtenbäumchen, das ganz nahe am Wege stand und uns ordentlich schon zu erwarten schien.

„Steh nur da!" redete es mein Knabe an, „wirst es sehen, wenn die Weihnacht kommt, nimmt dich das Christkind und trägt dich zu uns!"

Nun war eine unverhoffte Gelegenheit, mir etwas von Herzen zu tun. Lange hatte ich schon gedacht, es wäre mir unlieb, wenn er den wirklichen Sachverhalt in der Christbaumgeschichte von einem Fremden erfahren würde, und nicht von mir, so daß dann in seinem Vater die Absicht einer fortgesetzten Täuschung vorläge. Ich gestand ihm alles.

Er antwortete nicht gleich, sondern begann mit seinem Stöcklein emsig die braunen Blätter des vorjährigen Buchenlaubes aus dem Wege zu streichen. Mir kam im Augenblick bei, als wäre ich zu weit gegangen und riß allsogleich das Kästlein auf, wo ich meine Weltweisheit drinnen habe — Wahrheit, Schalkheit, Erfahrung, Trugschlüsse — alles durcheinander, und sagte: „Deshalb bleibt es aber doch immer noch richtig, wenn es heißt, daß das Christkind den Weihnachtsbaum stifte. Wer sonst gibt den Eltern ein, wo sie den Baum nehmen, wie und wem sie ihn aufstellen und schmücken sollen, und wer läßt den Baum wachsen? Das Christkind reicht seine Gaben durch die Elternliebe!"

Der Junge strich mit allem Eifer das Laub hinaus und mir war, als hätte ich aus dem Munde seines geröteten Gesichtes die Worte: „Ja, Gaben durch die Elternlüge" vernommen.

Wenn das Kind unser Richter wird!

Da predigen wir ihm Wahrheit, Redlichkeit zu allen Stunden. Und dann kommen solche Dinge. Solche und andere, schwerere, gefährlichere! Und doch, ich bitte euch, verschonet die Kleinen in idealen Sachen mit der nackten Vernunft. Legt ihr ein zierlich Mäntlein um, aber macht es klüger, als ich.

„Dann bleib' du stehen!" rief der Knabe mit dem Stocke schwenkend dem Fichtenbäumchen zu. —

Ein anderes Mal gingen wir am Rande eines Hohlweges hin. Unten am Wege war ein hohes hölzernes Kreuz gestanden; das hatte in der vorigen Nacht der Sturm am morschen Fuße des Stammes abgebrochen, und nun lag es mit ausgespreiteten Armen an die Lehne hingeworfen. Jetzt kam des Weges ein altes Weibel, welches uns, die wir oben standen, nicht bemerkte. Als sie das hingeworfene Kreuzbild sah, stürzte sie auf dasselbe los und begann den Christus mit aller Hast und Zärtlichkeit zu küssen, die Füße, das Knie, die Brust, die Hände, das Haupt. Immer war er ihr zu hoch gewesen, aber jetzt hatte sie ihn, jetzt konnte sie ihn umarmen und herzen, der sonst nur mit Blicken und Gebeten erreichbar war. Mein Junge war entzückt über diesen Vorgang, über die gebührende Liebe, die dem Heiland hier zugewendet ward.

Natürlich fühlte ich mich als weiser Erzieher, der auf die Gemütsrichtung nach dieser Seite hin einzuwirken habe. Es wäre ja ganz hübsch das von der Frau, meinte ich, aber die rechte Frömmigkeit wäre es doch nicht. Das ist ja nur ein Holzbild. Die Menschen lieben und ihnen Gutes tun, das wäre besser.

Hierauf antwortete der Knabe: „Wenn sie arm ist,

so kann sie halt den Menschen nichts Gutes tun, und so abküssen läßt sich von der auch keiner."

Wenn Eltern auf eine Bemerkung des Kindes nichts zu sagen wissen, so pflegten sie ihm das Schweigen zu befehlen. Ich meinte — aber nur für mich selber — es wäre allerdings wahr, daß manche Leute gar keine andere Gelegenheit hätten, ihr Herz und ihre Liebe zu Gott auszuschütten, als daß sie sein Bildnis zärtlich verehren.

„Ist der Papst der Höchste?" wollte der Junge nun wissen.

„Wie kommst du auf diese Frage?"

„Wenn ich Papst wäre, ich wüßte was ich täte. Ich täte die Leute so lange bitten, sie sollen sich doch alle recht liebhaben und keinen Krieg führen."

Wie das alles so groß und einfach ist in einem Kinde! —

Wer vielleicht, wie ich, in der Welt eine leibliche Existenz gefunden hat und trotz seines von Natur dankbaren Gemütes keine wirkliche Dankbarkeit dafür empfinden konnte, keine rechte Achtung für eine solche Welt, kein Vertrauen zu ihr, weil sie ihn in ihrem äußeren Prunk und ihrer inneren Hohlheit so sehr enttäuscht hat, wer gerade dort die wenigsten Menschen fand, wo die meisten beisammen sind, wer just dort die tiefsten Abgründe sah, wo man die hochmütigsten Ziele ausrief, wer endlich selbst in Gefahr lief, angesteckt zu werden von dem Eigennutz und der Falschheit und der Verweichlichung, und den Lüsten und der Trägheit und — der Verzweiflung; wie muß dem sein in der Waldnatur, mitten in der sachten, großen, wahren Entwicklung, niemand bei ihm, als ein junges Menschenwesen voller Heiterkeit und Vertrauen!

Als ob daraus unversehrt von allem der Menschheit junges Herz von neuem aufkeimte!

Wie das troſtreich iſt!

Aus dem Knaben iſt ein kleiner Freund geworden. Nur allzuoft nahm ich wahr, wie arg ich zugerichtet war.

Eines Tages ſaß am Ausgange des Ortes, wo unſer Weg vorbeiführte, ein alter Bettelmann. Ich ging vorbei und gab ihm nichts. Mein Sohn befragte mich, an was ich denn ſo ſchwer denke, daß ich den Armen überſehen hätte?

„Ich habe ihn wohl geſehen," ſagte ich, „ich wollte ihm nur nichts geben, weil hinter uns Leute gehen, die leicht hätten denken können, ich möchte mich mit dem Almoſengeben vor ihren Augen ſchön machen wollen. Man muß mit dem Wohltun niemals vor den Leuten flunkern."

„Schade," antwortete der Junge. „Aber ſchau' zurück, warum geben denn die nichts? Hinter ihnen geht ja niemand mehr."

Eben deswegen. So haben wir, jeder nach ſeiner Art, unſere lieben Tugenden. —

Ein andermal, als wir zuſammen auf der Waldbank ſaßen, hielt der Knabe ſeine Hand vor's Geſicht und ſagte: „Ich ſchäme mich immer, wenn ich d'ran denke."

„Woran und weshalb?"

„Daß ich geſtern zornig geweſen bin."

„Du zornig? Davon weiß ich ja gar nichts."

„Ganz heimlich," geſtand er mir, „morgens, wie du zum Fenſter hinausgeſchaut haſt, Vater. Ich habe beim

Anziehen meine Halsbinde nicht können unter den Hemdkragen bringen. Darüber bin ich zornig worden und habe sie herabgesetzt. Ich werde es nicht mehr tun."

Seine Schwächen und Fehler — fast jeder kennt die seinen — offen zu gestehen, ist eine Tat, deren nur ein Charakter fähig ist, oder ein Kind. —

Eines Tages bekannte mir mein Knabe, er wolle nicht mehr ins Wirtshaus gehen, wo wir zu speisen pflegten.

„Du willst nicht? Was soll das heißen?"

„Ich bitte dich, Vater!" hauchte er bewegt und mit aufgehobenen Händen, „gehe du, aber ich bleibe in unserem Zimmer, ich brauche nichts zu essen."

Ich drang in ihn nach dem Grund, ob ihm im Wirtshause was Unangenehmes passiert sei? Er wollte mit der Farbe lange nicht heraus, aber endlich gestand er mir's doch, daß im Wirtshause am Ofentisch zwei Frauen säßen, die einmal auf ihn gedeutet und geflüstert hätten: „Das ist ein bildschöner Knabe!" Seitdem schäme er sich so sehr, daß er lieber Hungers sterben wolle, als diesen Frauen noch einmal vor Augen zu treten.

Mir gab das zu denken, da der Junge sonst bei ähnlichen Anlässen resolut war. Hatte er doch dem Wirte, der ihn anfangs mehrmals mit „junger Herr" angesprochen, ganz ruhig die Aufklärung gegeben: „Ich bin kein junger Herr, ich bin noch ein Knabe." Warum nun war er nicht zu den Frauen hingetreten, um ihr Dafürhalten zu berichtigen. Schon das Kind hat's also, daß die Schönheit ein diskreteres Ding ist, als irgendein gestelzter Titel. Ob sich der Junge seiner Schönheit wirklich

schämen würde — ich glaube es nicht. Sein Schämen, vermute ich, ging nur die Frauen und ihre taktlose Bemerkung an. —

Als ich ihm dargetan hatte, daß Schönheit gerade keine Schande sei, wenigstens keine so große, daß sie mit dem Hungertode gesühnt werden müßte, ließ er sich bewegen, mit in die Wirtsstube zu treten, kehrte aber dem Ofentisch sorgfältig seinen Rücken zu.

Übrigens machte der Junge gern mit aller Welt Bekanntschaft, und oft kommt er mir freudestrahlend zurück: „Jetzt habe ich wieder einen Freund gefunden!" Die Freude ist unbändig und er stellt seinen Mann. Einem alten Handwerker, über den er hörte, daß ihm die Gläubiger sein Haus wegnehmen wollten, trug er Geld an, eine Zehnermünze und noch zwei Kreuzer! In der Postsparkasse habe er noch mehr.

„O reicher junger Mensch!" sagte der Alte.

Eines Tages setzte ich ihn auf einen Esel und ließ ihn einen steilen Berg hinanreiten. Nicht etwa, daß die Leute über uns ihre Bemerkungen gemacht hätten: der Alte ginge zu Fuß und den kräftigen Jungen ließe er reiten, oder nach einer Wandlung: der alte Faulpelz ließe sich's auf dem Tiere wohlgeschehen und das arme Kind müsse nebenherlaufen usw., bis wir auf unserem Rücken den Esel zu Berg getragen hätten — nein, was mein Kind anbelangt, da lasse ich die Leute schwatzen, da weiß ich ganz genau, was ich will. Einstweilen sitzt es auf dem Esel. Aber es ist ihm nicht besonders wohl dabei und endlich merke ich, daß der Knabe die Hand immer unter dem Sattel hat, als wollt er ihn emporheben.

„Was machst du denn so?"

„Ich helfe dem armen Tier mich tragen.“

Als ich ihm erklärt hatte, daß seine Art zu tragen nichts nütze, wollte er absteigen. „Denke dir nur, Vater,“ sagte er, „wenn du so auf allen Vieren den Berg hinaufmüßtest, und es säße dir einer auf dem Rücken!“

Schonung der Tiere kann man den Kindern nicht oft und eindringlich genug lehren, aber zu große Weichmut in solchen Dingen darf man auch nicht aufkommen lassen.

„Dem Esel kommt das Tragen nicht schwerer an als dem Holzhauer dort das Sägen, dem Bauer das Graben, als mir und dir das Studieren. Jeder hat das Zeug zu dem, was er soll, oder vielmehr, er soll das, wozu er das Zeug hat. Hi an!“

Da der Knabe zu so großer Weichheit neigt, zu einer Selbstlosigkeit fast, mit der er den Kampf ums Dasein nicht bestehen würde, so sollte man ihm vielleicht geistige Duschebäder und kalte Abreibungen verordnen. Man sollte ihm sagen, wie gar elend es in der Welt eigentlich zugeht und daß die meisten Leute das Vertrauen, das man ihnen entgegenbringt, nicht verdienen. — Das mag ein anderer tun, ich bin kein Giftmischer. Ich sage ihm, daß er viel Unrecht wird leiden müssen, daß er wahrhaft unglücklich aber erst werden kann, wenn er das Unrecht selber tut. Das Übervorteilen und Schachern, das Hasten und Geizen, ich kann's ihm nicht lehren. Darum sagen sie auch: Der Mann gibt seinem Sohne keine praktische Erziehung, was wird aus diesem Jungen viel werden? —

Eine seltsame Stunde war's, als wir in der Waldschlucht saßen. In der Tiefe, die man aber vor lauter Haselnußsträuchern nicht sehen konnte, grollte der Wild-

bach. Neben uns standen alte Buchen und wir waren eingemauert und eingewölbt mit dichtem Buchengrün, das überaus lebendig war, denn während wir am Hange der Schlucht auf unserem Steine geschützt saßen, ging da oben und unten ein heftiger Wind und es regten sich die Äste, es fächelten die Zweige, es zitterte jegliches Blatt. Das war ein Rauschen und Säuseln überall, ein ungebundenes Leben, ein fast zorniger Aufruhr, und wenn ein Windstoß da unten das helle Gestrüpp auseinanderschlug, so konnte man wohl den schwarzen Tümpel oder das weiße Gischten im Abgrunde sehen. Unsere Wangen umfächelte kaum ein Hauch.

Als ich in die fast senkrechte Tiefe vor uns niederstarrte, muß ich etwas vor mich hingemurmelt haben, denn mein Knabe rief plötzlich: „So sollen wir doch zu ihm, Vater!"

„Zu wem?"

„Zum lieben Gott."

„Wieso kommst du jetzt auf das?"

„Weil du gerade gesagt hast: ‚Jetzt hätten wir nur einen Schritt zu Gott.'"

Nach einer Weile versetzte ich: „Gott ist nicht in den Tiefen, er ist in den Höhen." Und blickte hinauf ins wogende Grün, durch welches zuweilen ein blaues Äuglein des Himmels niederschimmerte. Es muß mir bei diesem Träumen fast das Hören und Sehen vergangen sein, der Knabe war auch still. Weiße Blüten eines Schlehenbaumes wehten nieder, die brachten mich wieder zu mir selbst. Als ich mich nach dem Knaben wendete, war sein Platz an meiner Seite — leer. Da ging's vom Herzen aus wie ein plötzlicher heißer Stich in alle

Teile meines Körpers. Ich bedurfte lange, um mich von dem Schrecke zu sammeln, dann riß ich den Knaben, der hinter mir stand, zornig an mich, floh mit ihm von dem unheimlichen Platz hinweg. — —

Ich schließe. Ewig kann's nicht so bleiben. — Kehren wir zur Welt zurück, mein Kind, und üben wir uns im Leiden und im Scheiden. Hat man gelernt ohne Zagen ertragen, so ist das ein weit größeres Stück, als wenn der Esel mit allen Vieren den Berg hinansteigt, und es sitzt ihm einer auf dem Rücken.

Hi an!

Eine Bergwanderung.

Seit Jahren hatte ich mich gefreut auf diesen Tag. Sein Kind das erstemal auf einen hohen Berg zu führen! Der Mensch ist so klein, er muß auf Stufen steigen, wenn er Gott sehen will. Solche Stufen sind das hohe Meer oder hohe Berge.

„Wenn wir so lange oben bleiben, bis es Nacht wird, dann bringe ich dir einen Stern mit herab," versprach der Knabe seinem Brüderchen. Als ich ihn mahnte, sich mit warmer Kleidung zu versehen, wunderte er sich darüber, daß es oben bei der Sonne kälter sein sollte, als im schattigen Tal beim Wasser. Unser Ziel war das Stuhleck bei Spital, ein Hochaltar, zu dem der Sonnwendstein der Fußschemel ist.

Um vier Uhr morgens stand der Knabe — den schwarzglänzenden Riemen des Reisetäschchens über der Achsel, den Bergstock in der Hand und zwei lodernde Freudenfeuer von Wanderlust in den Augen — an der Haustür. Hätte er zwölf Stunden später die Schritte

zugut gehabt, die er jetzt aus Ungeduld, während das Frühstück kochte, mit zwecklosem Hin- und Hertrippeln verschwendet! Kraft sparen und Suppe essen schien ihm überflüssig, zwei Kipfeln hatte er in das Wandertäschchen gesteckt, damit glaubte er für die Zukunft mehr als genug getan zu haben.

In der taufunkelnden Morgenfrische wanderten wir aus dem Mürztale die Waldstraße des Alpensteiges anwärts, und nach drei wohlgemessenen Stunden ruhten wir im Schatten des „Roten Kreuzes“, das auf einem Hochanger steht, auf der Wasserscheide zwischen Mürz und Feistritz. Wir sahen nach zwei Seiten in die weite Welt hinaus. Der lichte Höhenrauch des Sommervormittags verschleierte zart Berg und Tal, nur ganz in der Ferne über den Felsgruppen des Hochschwab standen scharf in den Himmel geschnitten, wie Kupfer glänzende Wolkenhaufen. Aus tieferen Waldhängen stiegen an mehreren Stellen lustige Rauchsäulen auf, die sich in trägen Bogen wieder erdwärts wanden.

„Sind das Räuberfeuer?“ fragte mein Knabe.

„Kind,“ antwortete ich, „die Märchen der alten Ursula mußt du allmählich wieder verdunsten lassen. In dieses Köpfel da“ — ich zupfte ihn ein wenig bei den Haaren, daß er lachend „Auweh!“ schrie — „gehören andere Sachen hinein. Nein, mein Kind, Räuberfeuer sind das nicht. Der Rauch kommt von den Kohlenmeilern und Reutschlägen braver Arbeiter.“

„Vater, darf ich ein Kipfel essen?“ fragte der Junge. Ich mußte eilends ja sagen, sonst wäre er mir mit dem Dreinbeißen zuvorgekommen.

Dann begannen wir wieder anwärts zu steigen, sachte

und unaufhörlich. Junger Lärchenanwachs wechselte mit freien Almblößen, auf welchen dort und da ein wetterbleicher Baumstrunk, ein windschiefer Fichtenknorz aufragte. Mein Junge griff tüchtig aus, und nach zwei weiteren Stunden waren wir auf dem Schwarzriegel, dem westlichen Höhepunkt des Stuhlecker Gebirges. Wir hätten am liebsten unsere Mäntel und Wollendecken weggeworfen, und es schien wirklich, daß es hier in der „Sonnennähe" noch heißer war als im Talesgrund. Von der Rax- und der Schneealpe herüber leuchteten Schneefelder, aber kein kühles Lüftchen kam herangeweht, und die rötlichen Wolkenballen standen wie Glutösen über dem Hochschwab und der Veitsch.

Mein Knabe holte die Erlaubnis ein, das zweite Kipfel zu verzehren, dann knüpfte er mit einer hier grasenden Rinderherde eine Unterhaltung an, sagte ihnen mancherlei Artigkeiten, streichelte sie und einem Kälbchen meinte er es so gut, daß er mit seinen Händen Gras abriß und es dem Tier in den Mund geben wollte. Dieses lehnte ab: Danke verbindlich, ich kann schon selber grasen!

Mein Auge konnte sich nicht sattsehen an der landschaftlichen Herrlichkeit, die in weiter Himmelsrunde vor mir ausgegossen lag. Auf die Spitzen der Schwabengruppe aber waren die Wolken niedergesunken, hingegen hatte sich in den Tälern der Höhenrauch aufgelöst, und die Ortschaften lagen klar und freundlich in den Tiefen. Warum ein junges Auge solche Schönheit nicht sehen kann! Der Knabe war lustig, sah wohl die Berge und Täler — fand aber nichts weiter daran zu bewundern. Ob das nicht das Natürliche ist? Ob das Bewußtsein und die weichmütige Empfindung für Landschaftsschönheiten

nicht etwa das Zeichen eines an Stadtkultur krankenden Geschlechtes ist?

„Vater, schau!" rief der Knabe, mich in meinem Sinnen unterbrechend; da saß der Schlingel auf dem Rücken des Kalbes. Das Rind ließ gewähren und mochte sich denken: Man muß Rücksicht haben mit diesen zweibeinigen Geschöpfen.

Weiterwandern! Nun ging es über die Höhen des Gebirges hinaus, von einer Kuppe zur anderen. Hier war der Rasen aufgewühlt von den Stürmen, dort lagen ganze Steinschütten bloß und grobes Geröll und wuchtige Felsblöcke auf Stellen, die von der Ferne glatt wie Wiesen ausgesehen. Dann wieder die dunklen Filze des Knieholzes und dazwischen und darunter allenthalben der duftenden Pflanzen und Blumen lieblichste Zier. Aber mir weitaus am liebsten bleibt die Fernsicht und das Licht- und Schattenspiel der Himmelsrunde.

Dieses Licht- und Schattenspiel war jetzt um die Mittagszeit sehr mannigfaltig geworden. Das Firmament hatte sich belebt mit allerlei Wolkenungeheuern, und doch fand die Sonne immer noch die weitesten Lücken und Risse, um durch sie martialisch auf uns nieder zu brennen. Die Häupter des Schneeberges und der Rax standen in den Wolken, und bei uns war der glühendste Sonnenschein.

„Der liebe Gott ist brav," sagte der Knabe.

„Warum?" war meine Frage, ohne das Gotteslästerliche derselben zu bedenken.

„Weil er uns einen so schönen Tag gibt."

Etliche Stunden später wußte der Junge freilich, daß man den Tag vor dem Abend nicht loben soll!

Die Wanderung auf steinigem Grund und unter der drückenden Luft war schon recht mühsam geworden, aber endlich hatten wir den höchsten Punkt, Stuhleck, erreicht. Der hier freiwerdende Blick gegen Osten hin zeigte, daß über Niederösterreich und Mähren graue Regenstreifen niedergingen.

„Vater,“ sagte der Knabe, „ich habe Hunger.“

„Was würdest du tun,“ fragte ich, „wenn wir nach deinem Willen Brot und Fleisch zu Hause gelassen hätten?“

„Dann würde ich nichts essen,“ meinte er, „sondern nach Hause gehen.“

„Und wenn du unterwegs vor Erschöpfung zusammenbrächest?“

„Dann würde ich liegenbleiben und denken, das war dumm, daß ich dem Vater nicht gefolgt habe.“

Wir setzten uns hernach auf eine heiße Steinplatte und verzehrten unseren Imbiß.

„Jetzt möchte ich Wasser haben,“ sagte der Knabe.

„Warte!“

Ich hatte einen dumpfen Schlag gehört, etwa als ob sie unten in Spital oder Rittenegg einen Pöller losgeschossen hätten. Das würde man aber nicht aus so fernen Tiefen herauf vernehmen.

„Zwei Wolken sind zusammengepumpst,“ meinte der Knabe.

Der Sonnenschein war vergangen und so war es nun gut rasten. Aber nicht zu lange, es kann ein Regenstrich kommen, da müssen wir früher die Spitaler Almhütten erreichen. Als wir unter einem Felswändlein saßen, der Knabe mit den gebleichten Knochen eines etwa

hier verendeten Tieres spielte und ich hinüberblickte auf die weiten Almen des Wechsel, hörten wir über uns einen Pfiff. Anfangs glaubte ich, die Luft habe da unten im Fröschnitztal einen Eisenbahnpfiff entführt und hier auf das hohe Gebirge geworfen. Als ich aber gewahr wurde, was es war, rief ich: „Junge, es ist die höchste Zeit, daß wir zu den Hütten hinabgehen, in den Felsen pfeift der Wetterwind!"

Es war zu spät. Als ich den Felsen hinanstieg, unter welchem wir geruht hatten, wogte und wirbelte über die Höhen viel rascher, als Wasserfluten heranschießen können, ein finsteres Meer von Nebel, und ein Windprall schleuderte mich zurück, daß ich niedertaumelte hinter dem Felshang.

„Aufgepaßt, Junge," rief ich dem erschreckten Knaben zu, „Gott kommt! — Hörst du seinen Wagen rasseln?"

Das war ein Summen, als ob Kugeln oder Schleudersteine durch die Lüfte sausten; ein Rasseln, als ob die Nebel steinern wären und über das Gefelse und Gerölle des Berges heranrollten; ein Kollern, als ob Holzstöße zusammenstürzten. Rasch riß ich meinen Knaben an mich und duckte mich mit ihm unter einen Felsvorsprung. Erde und Sand sprang über uns hinweg, schwere Tropfen spritzten auf den Steinen in hundert Teile auseinander, und Schloßenkörner, die so rasch fielen, daß man sie erst sah, als sie vom Boden wieder emporschnellten, so daß der Knabe rief: „Vater, aus den Steinen springen weiße Kugeln heraus!"

In demselben Augenblick waren wir eingehüllt in graue Finsternis, der Nebel hatte über uns zusammengeschlagen. Manchmal flackerte ein roter Schein, dann

ein dumpfer Knall, der aus dem Wetterbrausen nur kurz und ohne Nachhall hervordrang. Ich hörte den Knaben kaum, als er zwei- und dreimal fragte, was das wäre, bis plötzlich bei greller Lohe ein Schlag, der uns beide an die Felswand schob, losging und den Regenguß entfesselte.

Der Knabe schmiegte sich schweigend und krampfhaft an mich. Haupt und Brust waren uns anfangs zur Not gedeckt, über unsere Beine, so sehr wir sie auch an uns zogen, ergoß sich das von der Felswand niederstürzende Wasser.

Fast so plötzlich als der Nebelschleier gekommen, zerriß er nun in Fetzen, und meine Augen sahen, nachdem der stechende Blitz darin allmählich in rote, grüne und blaue Funken zerstoben war, wieder hinab in die finsterschattigen Täler. Die gegenüberstehenden Bergkuppen des großen und kleinen Pfaff waren weiß wie im Winter, über die Höhen des Wechsels wälzte sich noch die grausige Wetternacht dahin, während auf uns Sonnenblicke fielen.

Da hob der Knabe sein Köpflein und fragte: „Vater, ist Gott schon wieder fort?“

Unser Annerl.

Spaziergang.

Man hält es für Kinderspiel, wenn man Kindern was verspricht, aber es ist keines. In meiner Kindheit kam eines Tages ein Vetter, der Viehhändler war, in unser Haus. Meine Mutter legte ihm den Brotlaib vor, daß er sich abschneide; er tat's, und ich sah dabei sein blinkendes Taschenmesser, das ich in ungeduldigster Weise denn auch sofort zu haben verlangte.

„Na wart', Bübel," sagte der Vetter, „wenn ich wiederkomm', bringe ich dir einen schönen, roten Taschenfeitel mit. Zu deinem Namenstag."

Er ging, und ich wartete nun auf den Taschenfeitel. Ich trieb den Vater und die Stallmagd an, die braune Kuh doch nur bald feist zu machen, um den Viehhändler ehestens wieder ins Haus zu locken, und all' die Fütterung, Wässerung und Pflege unseres Viehstandes war mir nur Mittel zum roten Taschenfeitel; alles Bestehende war mir nebensächlich, all' mein Wünschen und Trachten vereinigte sich in dem einen Ideale: dem roten Taschenfeitel. Endlich kam der Vetter und brachte — keinen Feitel. Was ich auch um ihn herumschlich und wetzte, er tat gar nichts desgleichen, sah kaum auf mich herab, tat, als hätte er die Sach' ganz und gar vergessen. Sooft ich ihn später noch sah, stets dachte ich an sein mir gegebenes Versprechen; heute ist er ein sehr alter Mann, der vor dem Hause seines Schwiegersohnes auf

der Bank sitzt und allerlei Enkel schaukelt — aber ich denke, den roten Taschenfeitel wird er mir doch noch geben müssen.

Wer Kindern was verspricht, sei es ein Spiel, ein Geschenk oder sei es die Rute — der halte es wie einen Eid. Die Natur hat als göttliche Morgengabe dem Kinde das Vertrauen an die Welt und die Menschen mitgegeben. Ich kannte einen Mann, der behauptete, aus sich selbst könne der Mensch gar nicht lügen, sonst fähig zu allen denkbaren und undenkbaren Entdeckungen und Erfindungen, wäre er sicherlich bis heute nicht darauf gekommen, daß man etwas sagen und behaupten könne, was nicht wahr sei, wenn ihm diese schwarze Kunst nicht der Böse, der Vater der Lüge, beigebracht hätte. Und insoweit bin ich mit dem Manne einverstanden, als ich glaube, das Kind lügt selten früher, als bis es bei anderen die Lüge entdeckt hat. Und so tief begründet ist auch in dem Kinde das Wesen der Wahrheit, daß es an dem, was ihm heute als wahr gilt, auch morgen festhält; trotz seiner ungefügen Phantasie fällt es ihm gar nicht ein, daß sich während der Nacht an der Wahrheit etwas ändern könne.

So schlich eines heiteren Frühlingstages mein Mädel, das vierjährige, mit der wilden, goldbraunen Lockenwelle zu mir heran, zupfte sachte an der roten Quaste meines Zimmerhabits und fragte mich bescheiden: „Vater, gehen wir heute?"

„Wohin mein Kind?"

„Spazieren."

„Wir gehen ja doch jeden Tag spazieren, du, dein Brüderl und ich."

Hierauf pflückte sie gemach ein paar Fäden aus der

Quaste und flüsterte: „Du hast gesagt, daß du einmal mit mir allein spazieren gehen wolltest.“

„Wann soll ich das gesagt haben?“ fragte ich und hob die Kleine aufs Knie.

„Ja, das hast du gesagt, wie du mit dem Sepp allein spazieren gegangen bist.“

„O, Kind, das ist schon lange her!“ rief ich unüberlegt, als ob ein nicht aufgehobenes Versprechen je vertagen könnte.

„Und willst du nicht, daß wir auch den Sepp mitnehmen?“

„Ja, aber du hast gesagt, daß wir zwei einmal allein gehen.“

„Und weshalb willst du gerade mit mir allein gehen?“

„Weil du gesagt hast.“

Das war denn allerdings bündig genug; ihr war darum zu tun, daß mein Wort wahr werde. So traf ich Anstalt zu unserem Spaziergang. Annchen jubelte und hüpfte jubelnd durch alle Stuben und rief: „Heut' ist mein Spaziergang mit dem Vater! mein Spaziergang mit dem Vater!“ und hüpfte jauchzend, während sie ihr das lichte Mäntelchen anzogen. Hingegen stand der kleine Sepp gar still in der Ecke und blickte traurig den Vorbereitungen zu, an denen er heute nicht teil hatte. Als das Mädchen dieses bemerkte, wurde es bestürzt und sagte schließlich: „Vater, ich will auf meinem Spaziergang daheim bleiben, und der Sepp soll mitgehen.“

„Aber warum nicht beide?“

„Beide!“ da jubelten sie beide.

Doch mir saß einmal der Floh im Ohre, des ge-

gebenen Wortes wegen, ich nahm den Knaben auf meinen Schoß und begann, ihm die Notwendigkeit eines Spazierganges mit dem Mädchen allein bestens klar zu stellen; ich sei dazumal mit ihm allein gegangen, habe damals der Schwester versprochen, auch einmal mit ihr allein zu gehen, und darum müsse es so sein.

Der Knabe sah es ein, sprang lustig auf den Boden und meinte, er werde einstweilen auf dem Schimmel recht durch die Stube reiten; das Pferd heiße Gullfaxi.

Das vierjährige Mädchen mahnte den fünfjährigen Bruder noch zur Vorsicht, daß er nicht vom Roß stürze und auch daß er kein Fenster zertrümmere und kein Bild von der Wand schlage. Wenn er brav sei, so würde sie ihm was Schönes mit nach Hause bringen.

„Hia, Gullfaxi, hia!“ rief der Reiter, und wir gingen davon.

Von einem hoffte ich heute frei zu sein. Wir hatten uns daheim manchmal den Spaß gemacht, arabische Worte auswendig zu lernen; aber das kam mir nicht gut zu statten. Auf Spaziergängen, besonders, wenn auch der Knabe mit war, verlegten sich die Kinder auf das Examinieren.

„Also, Vater, was heißt im Arabischen das Gras? der Vogel? das Holz? Wie sagt man im Arabischen: sie suchen Beeren? oder: wir haben einen Hasen gesehen?“ usw.

Stand er nun da, der alte Schlingel, der sein eigener Lehrer und Schüler sein mußte, der von fremden Sprachen kaum so viel gelernt hat, als nötig ist, die eigene zu verstehen. Es ist ein Elend; das, nach dem sie fragen, weiß man nicht, und danach, was man weiß, fragen sie nicht.

Doch, doch; plötzlich, kaum wir aus dem Hofe geschritten waren, erhob das Mädel sein kleines Haupt und alsbald auch seine kleine Stimme und fragte: „Du, Vater, wie tun die Araber lachen?"

„So, wie die Deutschen."

„Wie lachen aber die Deutschen?"

„So wie wir, mein Kind."

„Und wie lachen wir?"

Ich brauchte mich gar nicht anzustrengen, um es ihr zu zeigen.

Dann wollte sie auch wissen, wie die Araber weinen.

„Auch so, wie wir, liebes Kind. Im Lachen und Weinen sind alle Menschen gleich. Die Weißen und die Schwarzen, die Rothäute und die Chinesen — im Lachen und im Weinen verstehen sie sich alle."

Wenn mich das Kind nur auch verstanden hätte!

Wir gingen des Weges entlang.

„Heute lasse ich dir einmal die Wahl," sagte ich zu meiner kleinen Begleiterin, „wollen wir durch den Wald oder über die Wiesen gehen?"

„Über die Wiesen." Ich wußte diese Antwort im voraus. Das Mädchen ist sonst ernsthafter und sinnender als der Knabe; aber ernste, düstere Gegenstände, an denen sich der Knabe noch ergötzen kann, liebt es nicht. In den Bilderbüchern überschlägt es stets die dunkelfarbigen Bilder, auch die zu grellen und solche, die wilde Szenen, als Mord, Gefechte, Feuersbrünste oder häßliche Gesichter und Gestalten darstellen. Kommt ihm plötzlich so etwas zu Gesichte, so schließt es rasch die Augen und hält zur Vorsicht noch den Arm darüber oder beide, daß ja nichts von dem Greulichen in sie eindringe, und schreit mit

einem Zorne, dessen es sonst nicht fähig ist, man möge die häßlichen Dinge wegtun. Als wir einmal einer Kindervorstellung, dem „Schneewittchen", beigewohnt hatten, war es von dem Augenblicke an, als der Page vor dem finsteren Blicke der Königin erschrocken zu Boden fällt, nicht mehr zu bewegen, seine Augen auf die Bühne zu wenden, sondern kehrte sich ganz um, mit dem Rücken gegen die Szene, horchte aber um so eifriger auf das, was gesprochen wurde; es sah das Gliederverrenken der sieben Zwerge nicht, aber ergötzte sich an den komischen Sprüchen und Liedlein. — Wenn dieses Kind so bleibt, wie es Gott gegeben hat, so werden die grellen Effektstücke und die Schauerromane bei ihm wenig Glück machen. Auffallend ist mir indes, daß das Mädel bei Stürmen, Blitz und Donner und anderen Naturgewalten Auge und Ohr nicht verbirgt und ruhiger bleibt, als der Knabe, obschon mit einem inneren Schauer. Es fürchtet sich auch nicht gerade vor dem finsteren Walde, nachdem ich ihm versichert habe, daß keine Wölfe und Bären darin sind, aber lieber hat es die lichten Felder und blumigen Wiesen.

Seine größte Lust sind jene zarten lieblichen Wesen, die in den Lenzen wie süße Rätsel aus einer anderen Welt in purpurnen Mänteln oder in weißen Hüllen oder in goldigen Kronen auferstehen, um in stillberedten Geheimnissen den Menschenkindern zu lächeln. Das Menschenauge und die Blumen haben ein seit ewigen Tagen verabredetes Stelldichein; wo das eine aufwacht, sucht es das andere. Das Menschenauge vermag nicht in die Ewigkeit zu schauen, aber es schaut in die Blume, und anstatt zu beben vor den Grauen der Unendlichkeit, versenkt es sich hoffend in die milden Gluten. Wir wissen

alle, daß auch diese Blumenkelche, welche die Erde in ihrem Gottesdienste aufwandelt, nur Kelche des Leidens sind, aber aus ihrer Schöne trinkt der Glückliche seine Lust, der Unglückliche seinen Trost, der Greis seinen Frieden und das Kind seine Freude.

Ich habe oftmals die Blume bedauert, welche der habgierigen Laune menschlicher Lust zum Opfer fällt. Ich konnte mich nur erquicken an der Lebendigen und nicht an der Blumenleiche, die welk im Strauße ihr Haupt senkt, im gebrochenen Auge noch den Vorwurf spiegelnd: warum hast du mein Leben vernichtet, das schöner war als das deine? Aber seit mir bewußt ist, daß die Blume nicht wie der Mensch an Selbstsucht lebt und stirbt, daß sie selbst nichts weiß von ihrer Pracht und nur der Spiegel des menschlichen Auges ihre Schönheit malt, daß sie einzig den Zweck hat, schön zu sein und andere zu erfreuen, seitdem dünkt mich fast, es ist besser, sie wird dahingebrochen in den schönsten Stunden ihrer Blüte, ehe ihr verblassendes Haupt vom Winde zerzaust wird und ehe das Keimen und Wachsen der Frucht ihren idealen Beruf Lügen straft und beweist, daß sie wie alles andere auch da war, um dem alltäglich Praktischen zu dienen.

Und erst, wenn ein Kind das Händchen ausstreckt nach der Blume, und sie an die Brust drückt, daß sie traute Genossin werde des jungen Herzens, und wenn das Kind sie nicht aus Selbstsucht bricht, sondern in der Liebe zum Brüderlein daheim, dann ist mir ein solches Sterben der Blume würdig des klingenden Vogelgesanges, der den Frühlingstag erfüllt.

Als das Mädel die Händchen voll hatte, war ihm um das Nachhausegehen. Den Knaben zieht's auf Spazier-

gängen immer weiter hin, und er sucht stets durch Fragen und Geplauder den Gedanken an die Umkehr zu verscheuchen; dem Mädchen scheint das schönste Ziel des Ausganges die Heimkehr zu sein. Still trippelt es neben her und schlägt bisweilen sein blaues Auge groß und weit zum Vater auf, ein heller, frommer Blick der Dankbarkeit, daß es mit ihm darf gehen. Und im kleinen Herzen regt sich schon die Freude, wie es daheim dem Vater den Hausrock und die Zimmerschuhe herbeitragen, die Kaffeetasse zurechtstellen, das größte Stück Zucker hineinwerfen und das mürbste Kipfel vorlegen werde. Glücklicher als bei den Blumen ist es noch, wenn es dem Vater was Liebes erweisen kann. Wenn er, das Buch in der Hand, zuweilen ein wenig auf dem Sofa ruht, so bespäht es das Ruhebett von allen Seiten, ob nicht irgend etwas fehle oder zum Besseren etwas getan werden könne. Und wenn das Kopfkissen gut sitzt, und die Füße in rechter Lage sind und die Ellbogen eine entsprechende Stütze haben und der Saum des Hausrockes recht glatt hingelegt ist mit jener Zartheit und Sorgfalt, als wäre er ein lebendiger Teil vom Vater, so frägt das Annerle leise, ob es nicht noch etwas tun könne!

„Ich danke dir, mein Kind, es ist gut."

Da steht das Dirndel neben dem Ruhebette wie eine kleine, warme Säule und ist still beglückt.

Ist auch schon geschehen, daß es krank war, und ich in Sorgen betrübt an seinem Bettchen saß. Es hatte Leiden, es klagte der Wärterin, aber mir gestand es keinen Schmerz; gar bekümmert blickte es mich an, daß ich mir seine Krankheit so zu Herzen nehme und streichelte mit seinem heißen Händchen beruhigend meine Wange. —

Indes, wenn sich die Kleine von den häuslichen Sorgen frei fühlt, ist sie gar lustig und weiß allerlei Spiele, zumeist kleine dramatische Aufführungen zu veranstalten. Sie selbst spielt dabei am liebsten den Vater, wenn er mit Hut und Stock nach Hause kommt und sich nach den Kindern umsieht; ich und der Knabe müssen die Kinder sein. Oder sie spielt, sich selbst vergessend, den Kaiser Napoleon, der den Andreas Hofer erschießen läßt; der Knabe gibt den Hofer, ruft gellend: „Ade, mein Land Tirol!“ und stürzt. Mir fällt bei diesem Spiele die undankbarste Rolle zu, ich muß nämlich der Kaiser Franz sein, der sonst nichts zu tun hat, als zum Schlusse hinzutreten und zu sagen: „Kaiser Napoleon, den braven Anderl hättest du nicht erschießen sollen!“ — Auch militärische Zimmermärsche werden von meinem zwei Mann starken Regimente — wovon ein Mann ein Mädel ist — häufig abgehalten. Zu diesem Behufe hatte das Mädel ein Marschlied gedichtet, welches folgenderweise beginnt:

„Marschieren, marschieren,
Ins Kaiserland hinein!“

Man sieht, wir stehen kriegsbereit. —

„Also nach Hause willst du, Annerl?“ fragte ich auf jenem Spaziergange. „Ei, da wollen wir doch früher in diesem Schatten ein wenig rasten, daß wir zu Hause sagen können, wir hätten unterwegs auch gerastet.“

Diese Begründung sah die Kleine ein. Als wir rasteten, fing sie mit meinem Auge an. Sie lugte hinein und erzählte mir, daß sie drinnen einen kleinwinzigen Baum sehe und eine kleinwinzige Sonne, die durch die Äste funkele und ein kleinwinziges Köpfchen, das sich immer hin und her bewege.

Kennt ihr's, Menschen, wie das rieselt bis in den Herzensgrund, wenn einem so das eigene Kind ins Auge schaut?

„Ein kleinwinziges Köpfchen!“ rief ich entzückt, „das wird wohl die kleine Anna sein.“

Das machte ihr nun Spaß, und sie wurde vorwitzig. Sie schlug mir vor, ob ich mit ihr nicht das „Schneewittchen“ spielen wolle; sie sei das Schneewittchen und ich der Prinz; sie lege sich hin und wäre gestorben; ich müßte ihr einen Kuß geben, da würde sie wieder lebendig.

Ich bin darauf nicht eingegangen, ich könnte das Kind nicht einen Augenblick lang als „gestorben“ sehen. Aber den Kuß gab ich ihr. Ob sie ihn bei all ihrer Liebe zu mir so gefühlt hat wie ich, das weiß ich nicht. Wäre die Liebe des Kindes zu den Eltern so groß, wie es umgekehrt ist, keines ginge von seinem Neste fort, um ein neues zu gründen. Die Welt käme nicht weiter, ja, wäre längst verdorrt. Darum muß es den Eltern recht sein, so wie es ist; auch diese haben mehr empfangen, als gegeben, sie übertragen stets nur das unsterbliche Geschenk Gottes, die Liebe, von der modernden Vergangenheit in die jugendlich keimende Zukunft.

Um die Kleine vom Schneewittchen abzubringen, trug ich ihr Versteckenspielen an; der Baumstamm bot dazu günstige Gelegenheit. Sie benützte, um sich zu verbergen, nicht den Baumstamm, sie hielt nur die Händchen vor die Augen und meinte, weil *sie* sich nicht sehe, würde ich sie auch nicht sehen. Das war das Albernste auf dem ganzen Wege; aber ganz sinnlos ist nichts, was die Natur in einem Kinde tut. Mein kleines Annchen hatte mit dem seltsamen Verstecken nach dem Sinne jenes Philosophen

gehandelt, der behauptet, die ganze Welt und was darauf vorgehe, bestehe nur in der Einbildung des einzigen Menschen.

Als ich so das Mädel ansah und dabei auch an den Knaben dachte, der daheim auf dem germanischen Riesenrosse Gullfaxi ritt, da fiel mir ein, wie es denn möglich sei, daß manch ein Vater, eine Mutter eines ihrer Kinder dem andern vorziehen könne und sagen: das ist mein Liebling. Naturgemäß ist es der ersehnte Erstgeborene, der den schwersten Stein im Brett hat, weil er Hirn und Herz der Eltern noch unbesetzt fand und sich darin das beste Plätzchen wählen und sichern konnte. Aber siehe, das Letztgeborene, es mag oft noch so unwillkommen gewesen sein, klopft nicht minder süß an das Vaterherz. Und ein Kind, dessen Leben mit dem der Mutter bezahlt werden mußte, wie rührend steht es da in seiner kleinen hilflosen Gestalt, still und bescheiden, eine lebendige Bitte um Verzeihung, daß sein Dasein das Teuerste gekostet hat. Mütter sagen, dasjenige Kind liebten sie am heißesten, für das sie am meisten gelitten hätten; so meinen vielleicht die Väter, jenes Kind sei ihnen am teuersten, welches am meisten gekostet hat.

Da blickt man die Kleinen an und sinnt, wie es denn sein konnte, daß man ohne sie so lange hat leben können? Und jetzt stürze mit ihrem Niedergange die Welt und alles Glück zusammen.

Wir wären ohne unser einmal besessenes Kind selbst kein Ganzes mehr. Eine echte Mutter, die ihr Kind sterben sah, hat mehr gelitten, als den Tod; sie hat ihn erlebt.

Als wir uns zur Heimkehr wenden wollten, sah ich

über den Feldweg einen schönen, zwanzigjährigen Burschen dahergehen, den Sohn des Hochbauers, von dem ich wußte, daß er das holde siebzehnjährige Mädchen des Niederbauers so sehr lieb hatte. Und das Mädchen ging jetzt neben ihm her; der Weg war breit genug, daß sie nebeneinander gehen konnten. Sie waren friedlich und ernsthaft, sie schäkerten nicht, sie sprachen wahrscheinlich gar nicht von Liebe. Mit all' dem waren sie schon fertig. Wer in jungen Augen lesen kann: in den ihren stand es geschrieben, wohin sie gingen. Etliche hundert Schritte hinter diesen zwei Menschen ging ein dritter; der ging so langsam, daß er sie nicht erreichte und so schnell, daß er sie nicht aus den Augen verlor. Das war der Vater des Burschen, der Hochbauer.

Als er zu mir herankam, sagte ich: „Die zwei Leutchen lassen Euch ja nicht nachkommen!"

„Ich will nur nicht," antwortete er, „sie sind lieber miteinander allein. Vor der Kanzleitür werden sie schon warten auf den Alten, daß er ihnen ein warmes Nest laßt schreiben."

„Heiraten?" fragte ich, „und noch so jung."

„Na, grad' deswegen," sagte der Hochbauer. „Wer überhaupt einmal heiraten will und muß, der soll es tun, bevor er die Dummheiten gemacht hat. Die Hochbauern haben es immer so gehalten; mein Vater ist heute noch nicht alt, und wie ist das ein Spaß, wenn man mit etlichen sechzig Jahren den Urenkel schaukelt."

„Wie viel zählt denn sonach der Hochbauernhof Kinderstuben?" fragte ich.

„Drei," antwortete er, „denn der Urgroßvater, solange er noch das Leben hat, braucht keine mehr." —

Als der Hochbauer fort war und still beglückt seinen bräutlichen Kindern nachschlich, fragte mein Mädchen: „Vater, was hat der Mann gesagt?"

„Er hat sehr viel gesagt, aber du verstehst das nicht." —

Als wir auf der Straße heimwärts gingen, begegnete uns ein Leiterwagen; das Mädchen zerrte mich beiseite und warnte mich vor den Pferden und den Rädern, stellte sich aber so zwischen mich und dem Gefährte, daß es mich im Notfalle schützen konnte. Du kleines Frauenzimmer, weil du keine Kinder hast, die du hüten kannst, so hütest du den Vater.

Was strengt sich doch eine gewisse verfahrene Richtung der Gesellschaft an, im Weibe diesen angeborenen Adel, diese Opferfreudigkeit des Frauenherzens zu vernichten! Allerlei Anstalten sind da, um das Mädchen fürs erste dem Hause zu entfremden, seine zarte Seele mit Dingen vollzupfropfen, die für den Mann wohl eine Notwendigkeit, für das Weib aber Ballast sind, nur imstande, das wahrhaft Weibliche zu ersticken. Trotzdem ist mancher Jungfrau die Schleppe länger als der Verstand. Und trotzdem beschert der Himmel in seiner Huld der jungen Frau ein liebes Kind. „Liebes Kind!" so nennt sie es selbst, überläßt es aber der Amme, geht in ein Modebad, geht nach Paris, kehrt endlich zurück, um zu Hause ihre Bälle zu geben. Das trifft sich gut, bei dieser Gelegenheit sieht sie gleich auch ihr Kind.

Mein Annchen, vor solchen Wegen schützt dich der Umstand, daß du nicht Geld genug haben wirst, um lange Schleppen zu tragen, lange Reisen machen und immer-

fort nervös sein zu können. Bewahre dir dein warmes, opferfreudiges Herzchen, du wirst es brauchen.

Das zusammenlegbare Kleidergestell.

Viele Jahre später war's, daß meine achtzehnjährige Tochter aus der weiten Welt mir einen Lorbeerkranz und meinem Erstgeborenen ein Totengerippe brachte.

Es war Abend, ich lag schon im Bette und horchte durch die halboffne Tür in das erleuchtete Nebenzimmer, wo mein Ältester Klavier spielte und die übrigen dazu sangen. Das sind köstliche Stunden; eigener Kinder einfache Musik klingt zehnmal schöner als manches rauschende Konzert weltberühmter Virtuosen. Und dabei läßt sich in dunkler Kammer beschauliche Einsamkeit hegen, in glückseligen Schäfertagen einer fernen Vergangenheit leben. Musik ist mir die vertrauteste Führerin zurück in meine Jugend, natürlich muß sie selbst schon dort gewesen sein, wenn sie hinfinden soll; ich muß dieselbe Melodie oder Harmonie einst gehört haben. Auf mich wirkt Musik erst dann, wenn sie gleichsam geschichtlich geworden ist, wenn sich an jeden Ton eine Lebenserinnerung bindet, also, daß meine Vergangenheit fast wie eine musikalische Idylle an mir vorüberzieht.

Nun, wie ich an diesem Abende eben wieder einmal so hübsch drinnen war in meinen holdseligen Flegeljahren, wo wir das Lied „Wenn ich ein Vöglein wär" gesungen — da sprang die Türe auf. Annerl ist da! Acht Tage früher hatte ich sie nach Wien mitgenommen, wo zur Weihnachtsgabe für arme Steirerkinder in der Residenz eine Vorlesung zu halten gewesen war. Ich kehrte mit dem nächsten Zuge wieder heim. Das Mädel fand

mehr Geschmack an dem bunten Wien und war bei Freunden dort geblieben.

Nun kam sie auch zurück und nicht mit leeren Händen, wie sie ja allemal jedem, ob groß oder klein, etwas mitzubringen pflegt, wenn sie von irgendwo heimkommt. Da kriegt zum Beispiel die kleine Martha eine Maus, die aufgezogenerweise dreimal im Zimmer herumlaufen kann; die Greterl einen aus ähnlichen Antrieben hüpfenden Frosch, der Hans einen Hampelmann, der — wenn man das Fädchen zupft — mit Händen und Füßen herumschlägt und mit dem Kopfe wackelt; die Mutter einen ehernen Igel als Briefbeschwerer; ich als das größte Kind ein „Reiterl", um damit von meinem Tisch aus schellen zu können, wenn ich sonst etwas haben will. Der Wert dieses Reiterls kommt also dem einer Wünschelrute gleich. Diesmal aber hatte Annerl etwas ganz Besonderes, das sah ich an ihren leuchtenden Augen, als der Dienstmann nachkam mit einer flachen breiten Schachtel und einem raschelnden Sacke. In der Schachtel konnte ein Album von Wien sein, das sich ja im Bilde so gern sehen läßt und auch sehen lassen kann. Der Sack fühlte sich an, als ob ein Kegelspiel drinnen wäre mit den neun Kegeln und einer Kugel.

Nun, das war einmal doppelt fehl geschoben. In der Schachtel befand sich ein Lorbeerkranz mit weißgrünen Schleifen, zur Erinnerung an meine Vorlesung mir nachgeschickt. Im Sacke war ein vollständiges urwirkliches Totengerippe, ein lange versprochenes Christbaumgeschenk des Doktoronkels Fritz an seinen medizinbeflissenen Neffen Sepp.

Warum nicht dir der Kranz, mein neunzehnjähri-

ges Bürschlein, und warum nicht mir Altem die Knochen? Siehst du nun? Ich habe die Poesie erwählt und sie begleitet mich und fächelt noch meiner träumenden Stirn Frühlingslüfte zu mit dem Kranze. Du hast den ernstesten Beruf erkoren, den es gibt auf dieser Welt, der gönnt dir keine Jugend, keine mehr! Schon heute, kaum der Bart dir anhebt zu sprossen auf deinem Milchgesicht, tritt er an dich heran mit dem hohläugigen grinsenden Totenschädel! Und die Knochenarme, die dich heute das erstemal umfangen, sie lassen dich nicht mehr los, bis du selber bist wie sie. — Erinnerst du dich noch an jenen Spaziergang, den wir zusammen machten an einem deiner Kindestage? Du fragtest bei den Gegenständen unterwegs um alles, was ein Mensch beantworten kann, und um alles, was er nicht beantworten kann, und als wir zu einer Totenbahre kamen, da fragtest du nicht. Nie noch hattest du einen Toten gesehen, und doch war er dir so selbstverständlich, daß du das Wörtlein „Warum?" für überflüssig hieltest.

So vertraut warst du schon damals mit ihm, du lustiger Knabe, in dessen Hirnkasten immer die Sonne scheint. Gebeten habe ich dich, Sohn: Arzt werde nicht! Dieser Stand kann es dir nicht halten, was er verspricht und du kannst es nicht halten, was die Kranken von dir erwarten. Ist er aber doch so grenzenlos unerschöpflich, der Sonnenschein deines Herzens, daß er dich nie verläßt auf der dunkeln Bahn, und daß er auch noch helle Wärme strahlt auf deine Menschenbrüder, die in Not und Elend sind — dann in Gottes Namen, dann werde Arzt. Ob du wissenschaftliche Probleme lösest, danach frage nicht, nur das eine bitte ich dich, Kind: Sei liebreich mit

den Kranken! — Ich selber bin oft krank gewesen und auch diese Zeilen schreibe ich unter Leiden. Mit ihren Wissenschaften haben die Ärzte mir wohl auch gedient; wo sie mich aufrichteten, da taten sie es aber noch mehr durch ihre Güte und menschliche Teilnahme. — Vergiß also, mein Kind, unter den Messern und Giften nicht der Güte. Und später stelle für dein Heilverfahren vielleicht doch lieber als Vorbild einen kerngesunden Menschen auf, als ein Skelett. An diesem aber studiere nun mit Fleiß und Pietät den Bauplan des menschlichen Körpers. — Ein Gärtner kann die Rosen seines Gartens nicht liebevoller, nicht heiterer hegen als du jetzt die Knochenteile hervorsuchtest, zusammenheftetest an feinen Häkchen, so daß der unheimliche Geselle an unserem Abendtische saß, die Finger lang auf den Tisch hingespreitet, den Schädel zurückgelehnt auf die Sessellehne, als säße er am Klavier und spiele uns ein übermütiges Phantasiestück vor. Wir hörten zwar nichts, konnten es uns aber denken, wovon er musizierte...

Und diesen neuen musikalischen Hausgenossen hat uns Annerl gebracht. Wie sie sich mit ihm unterhalten habe unterwegs? — Gar nicht, er sei in seinem Sack zusammengetrobbelt gewesen unter der Bank im Gelaß und habe nur immer ein bißchen geklappert, wenn man mit dem Fuß auf ihn stieß. — Was der Schaffner gesagt habe? — Der habe gefragt, was im Sacke sei, sie habe geantwortet: ein Kleidergestell zum Zusammenlegen, was ja doch keine Lüge gewesen wäre. — Wie sie den Reisegenossen dann auf der Wagenfahrt untergebracht habe? Ja, den habe der Kutscher auf den Knien gehalten, dann neugierig ein wenig hineingeguckt und einen

Hilferuf ausgestoßen, so grell, daß die Pferde einen Sprung gemacht hätten. Das führe er nicht weiter! Totenschädel! Gespenster! — Sie habe ihn ausgelacht und dann wären sie schon an Ort und Stelle gewesen.

Ein tapferes Mädel bist! sagte ich, die würdige Schwester des künftigen Medizindoktors. Übrigens wäre auch mir so ein stummer Reisegefährte bisweilen lieber als mancher unermüdliche Schwätzer, der durch seine Gesprächigkeit liebenswürdig sein will, und dieses in Wahrheit doch nur erst dann werden wird, wenn ihm mit allem Fleische auch einmal die Zunge abhanden gekommen sein wird.

Und nun gingen wir, die zwei Beschenkten, daran, den Gaben würdige Plätze anzuweisen, denn auf dem Haubenstock konnte der Lorbeerkranz nicht hängen und bei Tische der Knochenhans nicht sitzen bleiben. Den Kranz hing ich über dem Ofen auf, und zwar so hoch, daß die Kochfrau nicht dran konnte, um die Lorberblätter herabzupflücken zur Würze für die Fleischbrühe. Sepp ist in seiner Absicht, das Skelett sich als Weihnachtsgeschenk unter den Christbaum zu hängen, von den Hausgenossen schmählich überstimmt worden. Also stellte er den hageren Mann in die Wandecke an sein Bett.

Ich habe für den neuen Hausgenossen stets eine besondere Hochachtung gehegt. Er war so bescheiden und anspruchslos und hatte einen stillen Humor.

Unser Hans.

Eine Wanderung durch Wien.

Ich bin kein Freund von Städten, aber daß ich's gestehe, die Stadt Wien ist mein Stolz. Ich meine nicht das Leben in Wien, sondern die Stadt als solche, wie sie sich dem Auge darstellt in Bau und Bild. Wer auf den alten Basteien spazieren ging, wer die Ringstraße entstehen und wachsen sah! Was Wien innerhalb seiner Häuser bietet, mich gelüstets nicht danach; ein Gang um den Ring, ein Blick vom Stefansplatz auf den Turm oder vom Turm auf die Stadt ist mir lieber als alles andere.

Und was gar zu schön ist, das will der Mensch mit mehr Augen anschauen als mit zweien. So rückte ich eines Tages mit vier Augen aus, wovon das zweite junge frische Paar meinem sechsjährigen Knaben Hans gehörte. Ich freute mich im vornhinein auf das Erstaunen und die Freude des Kindes, wenn es die Herrlichkeiten der großen Stadt, wie es ähnliche noch nie geschaut, plötzlich vor sich sehen würde. Von der Seite des Südbahnhofes rückten wir an. Es war ein sonniger Vormittag und die Zinnen und Türme ragten in den blauenden Duft, der durch seinen lichtdurchwirkten Schleier die Gebäude scheinbar in die Ferne rückte und noch mächtiger erscheinen ließ.

An der Elisabethbrücke konnten wir kaum weiter, es war ringsum ein wogendes Meer von Menschen, Pferden, Wagen und sich bewegenden Lasten aller Art. Wenn ich mich allein durch solches Gewoge und Gewirre gedrängt,

ward nie an die Gefahren gedacht, die da den Provinzler necken; heute dachte ich daran. Fest und enge hielt ich das Kind an mir und zerrte es am Arm, hier zögernd, dort hastig mit mir weiter. Als wir endlich geborgen auf dem Steinpflaster der Brücke standen, sagte der Knabe: „Du, Vater, ich sag' dir was. Weißt du, was ich jetzt getan habe? Wie wir im großen Gerudel drinnen waren, habe ich die Augen zugemacht."

Ein solcher bist du! Allerdings, heute geht das noch, heute magst du dich blind der Führung des Vaters vertrauen, aber wenn du einmal allein stehst in der Welt, da wird das Augenzumachen ein schlechter Spaß sein. Augen auf, Faust zu! wird für die Zeit, die ich kommen sehe, der rechte Wahlspruch sein.

Ich blickte hinüber auf die Säulen und Kuppel der Karlskirche, auf das Musikvereinsgebäude, das Künstlerhaus und auf das weite Rund der Paläste bis zu den Herrlichkeiten des Schwarzenberggartens und des Belveders.

„Du, Vater!" bemerkte mein Junge, „ich sag' dir was. Werden die Forellen nicht hin? Weil das Wasser so trüb ist da unten?"

Hatte der Kleine in die damals noch nicht überwölbte jauchende Wien hinabgeblickt, während ich ihn im Anschauen der steinernen Prachten versunken hielt.

Zur Ringstraße gelangt, zeigte ich ihm durch die Lücke der Kärtnerstraße hin den Stefansturm. Jetzt ereignete sich wieder das Selbstverständliche.

„Ist auch noch ein anderer Stefansturm in Wien?" fragte der Knabe.

Dieser Turm war ihm nämlich nicht hoch genug,

er hätte gemeint, der Stefansturm stehe fast bis in den Himmel hinauf.

„Warte nur," entgegnete ich, „er wird schon höher werden."

Am Opernhause fesselten seinen Blick die erzenen Pferde, die auf den Zinnen stehen. Aber nur auf kurze Zeit, die lebendigen Rösser auf der Straße innerten ihn mehr; besonders für die eckigen hinfälligen Tiere, die an riesige Straßenbahnwagen gespannt waren, hatte er mehrmals Ausrufe des Mitleids.

Weiterhin zeigte ich ihm das „Kaiserhaus". Das hatte seinen Beifall. In diesem Hause sitzt nach des Kindes Vorstellung ja der Kaiser im Purpurmantel, auf dem Haupt die goldene Krone.

Für die Hofmuseen, wo „die schönen Bilder aufbewahrt werden", zeigte mein Junge weiter keinen Sinn; um so wichtiger suchte ich ihm das Parlamentsgebäude zu machen.

„Sieh dir einmal dieses Gebäude an," sagte ich, „es ist sehr groß und sehr schön und man kann mit Roß und Wagen in den ersten Stock hinauffahren. Es ist ein wichtiges Haus, mein Kind, denke dir, da drinnen" — man erzählt dem Kinde ja gern manchmal ein hübsches Märchen — „da drinnen kommen die gescheitesten Leute von allen österreichischen Ländern zusammen und machen die Gesetze; denn wenn die Gesetze nicht wären, könnten wir keine Ordnung haben und alles wäre voller Feinde und Übeltäter."

„Schau!" unterbrach mich der Knabe und blickte auf ein Bäumchen, „da sitzt ein Spatz oben. Lieber Kerl!"

Ein Vogel, wie der Junge daheim deren täglich unzählige sieht, zog ihn mehr an, als der schöne griechische Bau mit den gescheitesten Leuten von ganz Österreich.

Das Rathaus hielt er für eine Kirche, weil es einen Turm hat, das Burgtheater nannte er „schön", weil es weiß ist.

„Und hier," rief ich, „hier ist die Universität! Wenn du groß wirst und brav lernst, in diesem Hause sollst du einmal studieren."

„Bin ich dann Student?"

„Freilich."

„Und bekomme ich dann auch ein weißes Kapperl?"

Da merkte ich, daß der Junge bereits eine Ahnung hatte davon, was auch beim Studenten die Hauptsache ist: die Kopfbedeckung.

Hierauf lenkte ich seinen Blick mehr nach rechts, und als links die Votivkirche in ihrer ganzen berückenden Schönheit dastand, sagte ich: „Hans! kehr' dich!"

„Hui!" rief er überrascht, „gibt's da eine Menge Wagen!"

„Aber siehst es denn nicht?"

„Und die schönen Orangen!"

„Siehst es nicht, was dort steht — mit den zwei Türmen?"

„Ja," antwortete er. „Das ist eine Kirche."

„Und was für eine!" rief ich fast empört ob seiner Gleichgültigkeit. „Denke dir," fuhr ich fort, um sein Interesse zu erregen, „da hat einmal ein Bösewicht unseren Kaiser ermorden wollen, ist ihm aber nicht gelungen und zum Andenken hat der Kaiser diese herrliche Kirche erbauen lassen."

„Und ist er in der Kirche drinnen?"

„Wer?"

„Der Bösewicht."

Da zerrte ich ihn weiter.

Beim Sühnhaus erinnerte ich den Knaben an den großen Theaterbrand, von dem daheim oft gesprochen wurde.

„Du, Vater!" sprach der Knabe. „Ich sag' dir was. Wieviel Leute sind verbrannt?"

„An vierhundert, mein Kind."

Da machte er ein munteres Gesicht und rief: „Weißt du, was gescheit ist? Daß nicht tausend Leute verbrannt sind."

Als wir zum Börsengebäude kamen, deutete er mit dem Finger nach den steinernen Wandfiguren und sagte: „Da sind aber viele Heilige oben!"

„Bewunderst du nicht die schönen Gebäude, die hier überall stehen?"

„Ja," sagte er. Weil dieses Ja aber sehr gleichgültig klang, so führte ich ihn am Ring nicht mehr weiter, sondern bog mit ihm in die Stadt ein.

„Wenn du nur erst groß und vernünftig bist," war meine Meinung, „dann werden dir diese Sachen schon gefallen!"

„O!" rief der Junge, „bis dahin ist Wien längst zusammengeschossen. Der Baumgartner hat gesagt, es täten die Russen kommen und alles zusammenschießen."

„Der Baumgartner ist ein dummer Junge!" rief ich ärgerlich, „und du bist auch einer." Indes machte mich die Wendung nachdenklich. Ich war so stolz gewesen auf die Schönheit und Pracht dieser Stadt; jetzt belehrte

mich das Kind, wie all das eitel ist — so jämmerlich eitel, daß von Natur wegen ein Vogel auf dem Baum mehr bedeutet, als der prunkende Palast von Menschenhänden.

Wir strebten durch das Gewühl und den Lärm der inneren Stadt dem Stefansplatz zu. Plötzlich standen wir vor der dunkeln Masse des Domes.

„Was ist das?" fragte der Junge und starrte mit zurückgebogenem Haupte den Turm an.

„Der ist es!" war meine Antwort.

Ich habe in meinem Leben manche Türme gesehen und höhere als diesen, aber das muß ich sagen, der Stefansturm ist einzig. Wenn man an der Ecke der Goldschmiedgasse steht, da sieht man ihn in seiner ganzen wunderbaren Schönheit. Ein steinerner Freudensprung des Menschen gegen Himmel. — Das muß ich vermuten, als ich diesen gewaltigen Steinstrahl, diesen sichtbaren Kanonenknall, diese nicht fürs Ohr, sondern fürs Auge schmetternd aufschießende Rakete das erstemal sah, war mir anders, als jetzt meinem Jungen.

Ich habe den Stefansturm gesehen an sonnigen Sommertagen, rötlich leuchtend aufragen ins Blau, sein goldenes Kreuz funkelnd wie ein lebendiges Flämmlein. Ich habe ihn gesehen in träumenden Mondnächten, als dunkeln, fast unheimlichen Riesen stehen, hoch und einsam inmitten der Millionenstadt. Ich habe ihn gesehen an trüben Wintertagen, wie die Flocken ihn umwirbelten und seine Nadel sich verlor im grauen Nebel. Ich habe den Stefansturm geschaut zur Morgenstunde, wenn — Dämmerung noch in der Stadt — seine Spitze schon ins helle Gold der Sonne getaucht war; im Abendgrauen, wenn die Schatten emporkrochen an seinem Gezacke; ja selbst

im Frühlingsregenbogenstrahl sah ich ihn einmal verklärt und da war's, als springe der siebenfarbige Bogen von seiner Spitze aus und fliege hin in die schönen, lieben Lande der Ostmark. Auch als der Aufruhr wütete in der Stadt und als grimme Feinde drohten vor den Toren, stand der treue Turm in seiner ruhevollen Majestät, und wenn aus Feuerschlünden einmal eine Kugel hinanflog zu seiner Krone, tat er, als sei es eine Mücke und stand.

Oft, wenn ich ihn so betrachtete und er verschiedene Stimmungen in mir aufweckte, habe ich mir gedacht: aus Stein und Erz allein besteht er nicht, er muß eine Seele haben.

„Du, Vater!" sagte der Knabe, „gelt, da hinauf kann kein Mensch?"

„Komm," antwortete ich. Mit dem Pförtner war die Sache bald abgemacht und wir stiegen die dunkle Wendeltreppe hinan. Etwa an der dreißigsten Stufe rief der Knabe: „Ui, das ist aber hoch!" Nach der hundertsten bemerkte er, wir müßten uns verirrt haben und längst schon über die Spitze hinaus sein. Und als wir der Stufen an dreihundert hatten, hielt er sich an mich, „weil der Turm schaukle".

Endlich waren wir in der Stube mit den Aussichtsfenstern. Ich führte den Knaben zum Fenster, dann verlor ich mich im Anblick dessen, was da unten ausgebreitet lag. Das weite Rund der turm- und kuppelreichen Stadt, welches sich im Norden bis zum Donaustrom hinzieht, im Westen gegen die Höhen des Kahlenberges ansteigt, im Süden und Osten über sachte Höhungen und weite Flächen hinausstrebt, sich mählich mit den zahllosen Vororten verwebend. Dieses weite Rund mit seinen unzähligen Ge-

stalten, mit seinem reichen, wilden, nie versiegbaren Leben lag vor mir. Aus sonnigem Süden fern leuchteten die weißen Flächen und Kuppen des Hochgebirges herein.

Als ich wieder zu mir selbst kam, war mein Knabe bei der Arbeit. Die Aussicht an den Fenstern schien ihm zu langweilig geworden zu sein, er hatte in der Turmstube ein paar Kanonenkugeln entdeckt, die vorzeiten der Türke oder der Franzose als Souvenir heraufgeschickt. Diese Kugeln hub der Junge an, hin und her zu rollen und war nun eben mit dem Turmwächter darüber in Unterhandlung, ob man sie nicht zu einem Fenster hinausrollen könne.

So bin ich mit ihm endlich wieder herabgestiegen, und zwar um eine Erfahrung reicher. Und es ist doch so selbstverständlich: Ein handliches Spielzeug hat für das Kind mehr Wert, als der Anblick stolzer Menschenwerke und Naturgröße, für welche ursprünglich kein Auge vorhanden ist. Es muß die Genußfähigkeit des Sehens also dem Menschen erst anerzogen werden.

Als wir durch die Kärtnerstraße hinausgingen, erkundigte sich der Knabe, wo in Wien denn jene lebendigen Bären, Hyänen, Schlangen und Affen zu sehen wären, von denen der Staudinger-Onkel gesagt habe?

„Da und dort," sagte ich, „aber du wirst sie für Menschen halten —." Indes wollte ich seine Wünsche nicht ganz leer ausgehen lassen. Damals wurde in einem Lokal der Walfischgasse eine kleine Gesellschaft von australischen Kannibalen gezeigt, Menschenfresser: ein Mann, ein Weib, ein Knabe. Sie hatten allerlei weiße Menschenknochen als Zierde an die Nasenlöcher gehangen. So tun's die australischen Stutzer. Wir besuchten sie. Einer kam gleich auf uns zu, gröhlte mit feinem Stimmlein etwas

und reichte meinem Knaben artig die Hand. Dieser war zuerst totenblaß vor Schreck, hernach glühtot vor Freude geworden.

Der Wilde aber ließ die kleine Hand, die er so jovial gedrückt hatte, nicht mehr aus den schwarzen rollenden Augen. „Ob er etwa Appetit nach ihr habe?" fragte ich den Impresario. „I bewahre!" versetzte dieser, „er ist ja so weit schon kultiviert. Er blickt nur auf die Hand, ob ihm der Kleine Geld geben wird."

Und so blieb als Errungenschaft von unserem Spaziergang durch die größte Kulturstätte des Reiches, daß mein Knabe daheim sich damit etwas zugute tun konnte: er habe in Wien gute Bekanntschaft mit einem Menschenfresser gemacht. Allerdings war es einer der harmlosesten; er hätte in der Großstadt weit schlimmere finden können. — Davon braucht er einstweilen nichts zu wissen.

Unser Greterl.

Das Dreijährige.

Klingendes Spiel! Es ist eine frohe Rückkehr ins Leben, wenn dich des frühen Morgens klingendes Spiel aus dem Schlafe weckt. Zu den Fenstern funkelt tausendfach des jungen Tages Herrlichkeit herein. Hat dir noch niemand gesagt, daß auch die Tautropfen ihre Feuer haben, so gut wie die Diamanten? Die hellen Blätter der Bäume, die schwellenden Knospen der Sträucher, die Spitzen der Grashalme, alles lodert in den Funken des Taues. Aus den frischgefurchten Äckern dunstet in raschen Nebelchen der Erdhauch auf, und zwischen Gärten und Wiesen hin ziehen die Menschen mit klingendem Spiele.

Der Morgen des ersten Mai!

Mich lockten sie aber nicht hinaus. Ich wußte unweit meines Zimmers ein Kämmerlein, das wollte mir baß noch lieber sein, als der Morgen im Freien. Das Kämmerlein war ganz dunkel, nur auf dem Fußboden und auf dem Schrank und auf dem Sessel lagen blendend glühende Späne und Spangen herum, und das waren die Sonnenstrahlen, die durch die Spalten der Fensterläden mit lieblicher Gewalt hereindrangen.

Ein helles Lachen. Kein Glöcklein klingt so hell wie dieses Lachen klang, ich wußte wohl, woher es kam, aber ich sah noch nichts. Doch rasch heimt sich das Auge in dunkle Räume ein, und nun sah ich schon das Kissenbettchen und wer darauf saß. Mein Greterl saß darauf

im weißen Hemdlein und mit vor Freude leuchtenden Augen und Wangen. Als ein Sonnenblitz nun auch das güldene Lockenhäuptlein traf, zuckte ein leichter Widerschein hin an den Wänden. Den nackten Arm hatte es gegen die Brust gebogen und mit dem Fingerchen zeigte es, was dort war. Ein Maikäfer, der weiß Gott auf welch abenteuerlichen Wegen ins Kämmerlein gedrungen, hatte sich an das Hemd geklammert und krabbelte nun an demselben empor über die kleine Brust. Darum das jubelnde Lachen und Äugleinleuchten, gegen welches aller Musikklang und Sonnenglanz im Freien ein Schattenspiel war.

Maikäfer, du bist verfolgt, weil du den Pflanzen gefährlich wirst. Hier magst du passieren, diesem jungen, frischen Menschenpflänzlein wirst du nichts anhaben. Jetzt hält er Rast und horcht. Er hört etwas hämmern da drinnen hinter dem Weißen. Horchen magst, Maikäfer, aber verstehen wirst du das nicht. Es gibt andere Käfer auf dieser Welt, und die werden sich einmal besser verstehen auf das Pochen des Herzens. In Angst und Zagen wird es hämmern, da der Jüngling das erstemal sein lockiges Haupt legt an diesen Busen, vor Bangen wird es stocken, vor Freude wird es hüpfen — aber ich zittere vor jenen Maikäfern, die Menschenblumen zernagen... Gott schütze dich, mein süßes Kind!

Heute ist mein Gretchen mitten in der seligsten Kindeszeit. Drei Jahre alt zu sein! Da sind die Sinne schon wach, unentweiht und harmlos beginnen sie ihre zarten Fühler auszuweiten ins reiche Leben, während die Phantasie mit holdem Spiele noch die Wirklichkeit beherrscht. Drei Jahre alt zu sein! Es steht in den heiligen Schriften nirgends zu lesen, in welchem Alter der Mensch

im ewigen Leben fortbestehen soll. Ich glaube, ein dreijähriges Kind dürfte zum Genusse der reinen himmlischen Freuden am geeignetsten sein. Wenn schon ein krabbelnder Maikäfer das Herzlein so selig schlagen macht!

Drei Jahre. Das ist jenes Alter, wo man das Kind noch anbeten darf, ohne einen Götzendienst zu begehen, in welchem seine kleinen Vorzüge noch wie Engelseigenschaften leuchten, in welchem selbst die aufkeimenden Fehler noch drollig und herzig sind. Wenige Jahre später ließe ich es mir nicht mehr gefallen, was mein Greterl heute treibt. Daß ich sie nur verklagen will, die liebe kleine Missetäterin: Da hat sie eine Schieblade, die sie selbst zu öffnen und zu schließen vermag, und in diesen Raum schleppt sie alles zusammen, wessen sie habhaft werden kann, nicht bloß ihr erklärtes Eigentum, als Puppen, Bilderbücher, Wurfballen, Bausteine usw., sondern auch anderes Geräte, alte Lappen, Scheren, Bücher, Eßzeug und zum Entsetzen der übrigen Geschwister auch fremde Spielsachen. Dann stellt sie sich, die Hände am Rücken, stramm vor die Lade und sagt: „Das gehört mein!" Es ist zu possierlich. Der junge Geiz ging schon so weit, daß sie sich mit dem, was einmal in der Lade lag, gar nicht mehr beschäftigen wollte, sondern — nachdem sie die Schätze in sichere Verwahrung gebracht — mit anderen Sachen der Geschwister sich zu unterhalten suchte. Selbst bei Tische trachtete sie möglichst viele Bissen in ihre Botmäßigkeit zu bringen; obwohl sie das Wenigste verzehrte, machte es ihr Lust, die Arme voll von Brotstücken, Äpfeln und Löffeln zu haben, und kam es allemal zu einem Kriege, wenn die anderen ihre Teile kühnlich zurückverlangten. Das hatte mit einemmal ein Ende.

Eines Tages, als der kleine Eigennutz wieder einmal alles an sich nahm, sagte ich: „Ist schon gut so, Greterl! Nimm nur! Dein Brüderl soll hungerig in die Schule gehen. Alle seine Kameraden werden sich satt gegessen haben, er wird im Winkel stehen und still weinen. Der Lehrer wird ihn fragen, warum er weine? Aber er wird schweigen und sein Schwesterl nicht verklagen. Er wird lernen und er wird betrübt nach Hause gehen und er wird hungerig einschlafen und er wird sterben....“ Deß war das Greterl sehr verblüfft, es blickte uns der Reihe nach an, mit großen Augen. Plötzlich ließ es die Sachen los, schob sie rasch den Geschwistern zu, dem Brüderchen nicht das wenigste, stürzte hierauf an meine Brust und schluchzte. — Seitdem sucht sie sich bei Tische nichts mehr anzueignen, sondern legt womöglich alles dem kleinen Bruder hin: „Daß du nicht hungrig in die Schule gehen mußt! Daß du nicht weinen und daß du nicht sterben mußt!“

Dann kam die Selbstzucht, bei der ich sie eines Tages beobachtete. Das Brüderlein hatte einen Fangballen, und einmal, während der Kleine in der Schule war, nahm sie den Ballen, lief anfangs damit an ihre Lade, dann aber besann sie sich und kehrte um. Hierauf baute sie zwei Stühle übereinander, kletterte an denselben hinan bis über den Rand des Kleiderkastens, legte den Ballen auf den Kasten, stieg vorsichtig zu Boden und stellte die Stühle wieder auseinander.

Was sie jetzt gemacht habe, fragte ich sie strenge, denn ich vermutete eine Bosheit.

„Dem Hans seinen Ballen habe ich aufgehoben,“ antwortete sie, „ganz hinauf auf den Kasten, damit die

schlimme Grete nicht dazu kann. Die täte den Ballen sonst wieder in ihre Lade tun und der arme Hans täte weinen."

Das dreijährige Greterl dünkt sich so klug wie ein fünfzigjähriger Professor. Auch hält es sich schon für sehr groß und zum Beweis dafür spitzt es manchmal den Mund und pfeift eins. Ferner meint sie, daß sie schon unerhört lange auf der Welt sei. Wie lange bei Kindern ein Jahr ist! Ein ewiger Sommer und ein ewiger Winter! Und das schon dreimal so! Natürlich auch, ein Kind entwickelt, ändert, arbeitet in sich in einem Jahre mehr, als ein Erwachsener in zehn. Je tatloser und langweiliger einer seine Zeit verbringt, je kürzer scheint sie, wenn sie vorüber, ihm gewesen zu sein. Ebenfalls natürlich, denn sie ist inhaltslos und läßt sich zusammendrücken, wie ein leerer Sack. Das Kind aber, das trotz der scheinbaren Einfachheit seiner Epoche in kurzer Zeit so viel zu wachsen, in sich aufzunehmen und stets Neues auf sich wirken zu lassen hat, gewinnt innerhalb Jahresfrist unendlich viele Eindrücke, und in diesen Eindrücken bleibt ihm die Vorstellung von der großen Länge der Zeit. —

Wir kehrten auf einem Spaziergange im Dorfwirtshause zu einem kleinen Nachmittagsbrot ein. Das Greterl war entzückt darüber, daß ganz fremde Leute hier uns alles brachten, was wir verlangten und noch dazu den Tisch mit einem schönen roten Tuche bedeckt hatten. Ihres Gefühles nicht mehr mächtig, sprang sie der Kellnerin an den Hals, umarmte und küßte sie und flüsterte ihr ins Ohr: „Ich habe dich sehr, sehr lieb!"

Als ich hernach die Zeche begleichend das Geld hinzählte, fragte Greterl: „Vater, was machest du da?"

„Bezahlen, mein Kind, den Kaffee bezahlen, den wir getrunken haben.“

„Warum muß man das?“ fragte die Kleine schneidig.

„Weil man alles, was man im Wirtshause verzehrt, bezahlen muß.“

Jetzt war sie ein Weilchen still, als sinne sie über etwas nach, dann murmelte sie vor sich hin: „Das ist ein Unsinn.“

Bei Kindern ist mir die Einfalt weitaus lieber, als die gewisse Altklugheit, über welche die lieben Eltern stets so sehr entzückt zu sein pflegen, aus welcher sich aber später die Naseweisheit entwickelt. Ich höre es nicht sehr gern, wenn mein Greterl Ausdrücke und Redefiguren gebraucht, die es von Erwachsenen aufgeschnappt hat und deren Sinn es ja noch nicht verstehen kann. So sagt das dreijährige Nixchen häufig: „Das ist eine Keckheit! Das muß ich mir ausbitten!“ Oder: „Das dumme Stiegensteigen jeden Tag ist schrecklich!“ Oder: „Ja, ja, so geht's auf der Welt!“ Da ist's mir weitaus lieber, sie plaudert mir das albernste Zeug vom Wehrwolf vor, oder von den Engeln, mit denen sie auf gutem Fuß steht und von denen sie zuverlässig weiß, was sie treiben: im Winter Schneeflocken zupfen und im Sommer aus Himmelpapier grüne Blätter und bunte Blumen schneiden.

Auch der Ordnungssinn der Kleinen ist drollig. Zankend räumt sie fortwährend hinter den Geschwistern her auf und versichert, daß sie nichts weniger leiden könne, als Schlamperei! Anderseits ist sie höflich, verlangt es aber auch von anderen. Wenn jemand niest, wird sie nicht versäumen: „Zum Wohlsein!“ zu rufen, beansprucht

aber auch den Dank dafür. Und wenn dieser nicht erfolgt, so stellt sie sich dreist hin vor die betreffende Person und fordert sie auf: „Sag: ich danke!"

Geheimnisvoll ist es, wenn sie der Großmama Briefe schreibt, heißt das, auf ein Stückchen Papier mit dem Stift etliche spießeckige Striche hinkritzelt, das Papier dann aufs Fenster legt, damit es der Wind davontragen kann, und am nächsten Tage die Antwort erwartet.

Eines Tages war uns das Kind abhanden gekommen; nach einer Weile fand ich es auf der Dorfgasse unweit eines alten spielenden Werkelmannes umherspringend, das Strohhütchen gegen die Fenster aufhaltend und die herangeflogenen Kreuzer dem Bettelmanne überbringend. Voller Glück funkelten ihre Äuglein, als sie das Häufchen Geld sah, das der Mann auf seinem Leierkasten beisammen hatte, und als sie seine Worte vernahm: „Vergelt dir's Gott, Kind! Bist ein liebes Kind! Hör' einmal, jetzt mach' ich dir einen auf, der gehört ganz allein dir und sonst keinem Menschen nicht!" Und leierte ihr: „O du Elisabeth, wie bist du fein und nett!" vor.

Wenn ich im Garten sitze und lese, so geistert das Kindlein um mich herum und schmückt mich mit Blumen. Eines Tages ruhte ich auf dem Rasen aus und schlief ein. Als ich erwachte, war ich über und über mit Blümlein besteckt und mit grünen Blättern belegt, daß ich aussah, wie ein Hering mit Salat. Der kleine Schelm duckte sich hinter den Strauch und kicherte.

Verlasse ich manchmal das Haus, um einen Ausflug zu machen, so ist es eine liebe Not, das Greterl abzuschütteln. Sie will überall mit. Da sagte ich einmal zu ihr aus Spaß: „Schau, du mußt ja schon darum

daheimbleiben, weil der Regen kommen kann und du mir den Regenschirm entgegentragen wirst.“

Damit ist sie einverstanden. Ich mache eine kleine Bergpartie, bei welcher mich in der Tat der Regen überrascht. Als ich in Wind und Nebel herabkomme ins Tal, um noch eine halbe Stunde dem Wasser entlang meinem Hause zuzueilen, steht dort auf der Brücke mein kleines Greterl mit dem großen zugeklappten Regenschirm. Es schaut im Regen umher und weint still in sich hinein. So war es in ernster Auffassung meines Wortes mir ganz allein entgegengekommen, um anfangs ausgezankt und dann mit Küssen fast erstickt zu werden. Arg durchnäßt kommen wir beide nach Hause, wo alles in Aufruhr ist, das vermißte Kind zu suchen.

Manchmal, wenn Greterl gut gelaunt ist und ich ein wenig auf dem Sofa ruhe, hat sie die Absicht, mich zu unterhalten. Sie erzählt mir kleine Geschichten von dem schlimmen Fritz und vom Bären, oder vom Wolf, die allemal einen tragischen Ausgang haben. Als ich das Mädchen eines Tages bat, mir doch auch einmal eine lustige Geschichte zum besten zu geben, erzählte es folgendes:

„Wa einmal ein baver Fitz, und der hat sagt, er wird nicht in Wald dehen, und ist richtig nicht in Wald dangen. Und da ist danz pötzlich kein Wolf kommen und hat den Fitz nicht gefessen.“

Zwischen den beiden Kindern ist Hans stets der leidende Teil, er ist der Geneckte, der Angegriffene, der Übervorteilte und am Ende stets auch der Ausgezankte. Er pflegt alles ruhig über sich ergehen zu lassen, ohne sich eigentlich zur Wehr zu setzen; Gewalt gegen das kleine

Fräulein anzuwenden, verschmäht er schlechterdings; wenn's aber zu arg wird, so flüchtet er zu einem Schutzherrn, während die Kleine still triumphierend von weitem zusieht. Appelliert man an ihren Rechtssinn, so widerspricht sie entschieden und verteidigt sich mit der ausgesuchtesten Frauenlogik; klopft man an ihr Herzlein, dann ist sie gewonnen. Trotz beständiger Reibereien gibt es zwischen Kindern bekanntlich keine Feindschaft; kaum sie noch im ärgsten Hader einander bitter verklagt haben, und eines auf das andere gefährliche Gewitter herabbeschworen vom obersten Gerichtshof der Eltern — treiben sie es schon wieder mit gewohnter Geselligkeit und Treuherzigkeit miteinander weiter.

Heutzutage schleicht der Pessimismus in allen Gestalten beutehaschend durch die Welt. Ich neige von Natur aus nicht zu ihm, aber das muß ich gestehen, daß ich auf der weiten, schönen, üppigen Welt nur eine einzige kleine Stätte gefunden habe, auf der man wirklich vor dem Pessimismus sicher ist. Nur bei den Kindern. Das Glück und die Freuden allein sind gegen den Pessimismus ein sehr schlechtes Mittel, es müssen auch Sorgen und Kummer sein, daß man etwas zu wünschen, zu fürchten und zu hoffen habe, die zitternde Freude — und die hat man an seinen Kindern.

Ich fahre zurzeit mit einem Viergespann in die Zukunft hinein. So verschieden wie die vier Temperamente, als meine Kinder geartet sind — ich wüßte nicht, welches ich am liebsten hätte und welches am wenigsten lieb. Einmal hatte ich einen gräßlichen Traum. Ich saß auf einem Felsen, hoch über Baumwipfeln. Nebelig war's um mich und die Stimmung wie an einem Spätherbst-

abend eine Viertelstunde nach Untergang der Sonne. Da tritt aus dem Nebel, über Baumwipfeln schreitend, ein riesengroßer Mann zu mir. Der spricht: „Was hast du am liebsten auf dieser Welt?“ — „Warum fragst du?“ entgegne ich und die Kehle schnürt es mir zusammen vor Grauen. — „Daß ich es wisse,“ antwortet der Riese, „und dir dein Liebstes erhalten kann.“ — „Wer bist du?“ — „Ich bin das Schicksal.“ „Wenn du das Schicksal bist,“ sage ich zitternd, „das Liebste sind mir meine Kinder.“ — Da fragt er: „Welches von ihnen steht dir am nächsten?“ — Ich zittere und schweige. — „Antworte mir!“ ruft der Riese, „es soll dir erhalten bleiben. Nenne den Liebling, sonst wirst du sie alle verlieren.“ — Mein bebendes Herz fliegt von Kind zu Kind — jedes ist der Liebling. — „So wirst du sie alle verlieren! Rette das eine! Nenne das eine, und nur das eine!“ — Nach Atem rang ich. Wie Todeskrampf ging es durch mein Wesen. Namen soll ich nennen und mein Wort hatte keinen Ton mehr, nur ein Röcheln war's, als ich sie alle nannte. Endlich stieß ich einen Schrei aus und erwachte.

Und wenn mich der Riese aufgefordert hätte, eines zu opfern, um die übrigen zu retten, ich hätte das eine nicht können herausfinden, ich hätte alle müssen verlieren.

Und wenn das Schicksal sich in eine Verhandlung mit mir einließe und sagte: „Leben sie, so werden sie krank sein und arm sein und verlassen sein. Darum lasse sie lieber sterben in ihren seligen Jahren.“

Ich müßte antworten: „Laß sie leben!“

Und wenn das Schicksal spräche: „Leben sie, so werden sie verkommen, dem Leichtsinn verfallen, schlecht werden ....“

So müßte ich aufs Knie sinken und mit gerungenen Händen flehen: „Laß sie sterben!“ —

Das Vierjährige.

Von unserem dreijährigen Greterl wollt ihr noch etwas hören? Und das ist derweil ein vierjähriges geworden. Und wenn ihm Gott Urlaub gibt — denn es ist nur auf Urlaub bei uns auf Erden — so wird es ein sechsjähriges und ein zehnjähriges und ein zwanzigjähriges — und wir können es nicht aufhalten und nicht festbinden in dieser seiner holdseligen Kindheit.

Wenn es aber einmal lesen wird, was hier geschrieben steht über das Greterl, dann wird es eitel sein und meinen: Wenn ich schon als vierjähriges Kind so lieb war, wie sehr muß ich's erst jetzt sein, als siebzehnjähriges! Wird denn das gut sein! Und wird man jetzt nicht den Vater der Eitelkeit zeihen, der immer von seinem Kinde spricht, als wäre es wer weiß wie anders und merkwürdiger als andere Kinder? Nein, Leser, so will ich nicht, daß man es deute. Das Kind will ich euch zeigen, und weil ich sonst keines zugegen habe, so nehme ich meines an dem kleinen weißen Händchen und sage: da ist es. Jeder Vater soll das seine, jede Mutter das ihre dran sehen, das will ich gerade, damit ihr mir folgt in die kleinen Arten und Eigenarten, die in dem Kinde sind, und in denen uns Gott wie in einer Blumensprache ewige Wahrheiten vor Augen hält.

In unserer Vorstellung, daß die Kinder von Tag zu Tag wachsen, daß wir sie bilden und erziehen und daß sie sich stets ändern und ändern, vergessen wir, daß das

Kind, sowie wir alle, zu jedem Augenblick ein in seiner Art fertiges und abgegrenztes Wesen für sich ist. Es lebt und empfindet seinen Tag und es ist ihm unmöglich, sich vorzustellen, daß dieser Tag nicht der wichtigste seines Lebens ist, daß es nicht selbst die Hauptperson in der Welt ist, daß die zufälligen Erscheinungen, die in seine Sinne fallen, etwa nicht richtig und bleibend sind. Die Kindesseele ist eine zwar enger begrenzte Seele als die unsere, aber sie ist vollständig eingerichtet und in ihren Einbildungen, Wünschen, Bestrebungen, Genüssen, in ihren Freuden und Leiden so lebhaft und wirklich, als sie je im Menschenleben nur sein kann. Die Kindheit ist nicht eine Vorbereitung zum Leben, als welche wir sie bei unseren Kleinen so oft auffassen möchten, sondern schon das Leben selbst. Dem Manne freilich kommen die Wünsche, Spiele und Ziele des Kindes kindisch vor. Aber scheinen dem Greise, der, an der kühlen Schwelle des Grabes sitzend, zurückschaut ins Menschenleben, scheinen ihm nicht auch manchmal die Wünsche, Bestrebungen und Ziele des Mannes kindisch? In der Tat, unser Leben ist so voll von eitlen, lächerlichen und läppischen Kindereien, daß wir kaum das Recht haben, als herbe Erzieher das Kindesleben rücksichtslos einer späteren Zeit zu opfern, einer Zeit, die noch sehr zweifelhaft ist und jedenfalls die Befähigung nicht hat, den Menschen so unmittelbar glücklich zu machen, als es die Kindheit imstande ist, wenn sie von Eltern und Erziehern mit treuem Verständnisse gehütet wird.

Fragen wir uns einmal, ob in den Kindereien der Kinder nicht manchmal etwas wie Offenbarung liegt?

Ganz auffallend ist die große Vertrautheit der Kin-

der mit dem lieben Gott. Sind sie doch erst kürzlich von ihm gekommen!

Nachdem ich bei meinem ältesten Sohne die Erfahrung gemacht hatte, daß seine Gottseligkeit zu einer Art Schwärmerei auszuarten drohte, die ihm fast sogar in der Schule bei den Religionsstunden im Wege war, so daß ihm der Katechismus nicht strenggläubig und der Papst nicht katholisch genug scheinen wollte und die Dinge ihn selbst im Traume beunruhigten — hütete ich mich, den übrigen Kindern nach dieser Richtung hin mehr Anregung zu geben, als es der Gemütspflege entspricht. Und nun sah ich es an dem Greterl, daß die Gottseligkeit auch ohne viel äußere Hindeutung kommen kann. — Bei dem letztvergangenen Weihnachtsfeste bekam das Mädchen nebst anderem eine herzige Puppe, die, süß schlafend wie das Christkind selbst, unter dem Tannenbaum ruhte, und als sie das Greterl behutsam emporhob, ihre großen blauen Augen aufschlug und wie lebendig hell in die Welt hineinblickte. Über diese Christgabe war das Kind so entzückt, daß es ganz blaß wurde und kein Wort hervorbringen konnte. Die Puppe im Arm, so trippelte es scheinbar in aller Ruhe das Zimmer auf und ab, machte ein ernsthaftes Gesichtel, aber seine kirschrunden Augen leuchteten, was mir freilich noch besser gefiel als das gläserne Leuchten der Puppenaugen. Und das Kind sagte kein Wort, selbst als es befragt wurde, schaute es nur verwundert drein — wieso da was zu reden sei! — und sagte nichts.

Nach einer Weile, als am Christbaum die meisten Lichter verloschen waren, nur die zuletzt angezündeten Kerzen noch glimmten und wir uns in das Neben-

zimmer zum Nachtmahle begeben hatten, vermißte ich mein Greterl. Es war nicht im Speisezimmer, ich sah es nicht im Festzimmer, endlich aber erblickte ich hinter dem weißen Tuche, das über den Christbaumtisch nach allen Seiten fast bis zum Boden herabhing, die zwei Schühlein. Ich hob das Tuch, und da drinnen unter dem Tische kniete es, vor dem Munde die Fingerspitzchen der gefalteten Hände.

„Greterl!“ rief ich, „was machst du da drinnen?“

Es kniete unbeweglich da, das Köpfchen etwas nach oben gewendet, zu sehen, wie ein betender Engel. Und es gab mir keine Antwort.

Ich war fast erschrocken.

Endlich kroch es heraus, richtete sich flink auf und eilte an den Stuhl, wo es die Puppe gelassen hatte.

„Greterl,“ sagte ich und nahm es an die Hand, „was hast du denn gemacht?“

Antwortete sie darauf in einem Ton, als ob sie über Selbstverständliches Bescheid gebe: „Zum lieben Christkind habe ich ein Vaterunser gebetet, weil es mir diese schöne Puppe gebracht hat.“

„Kannst du denn das Vaterunser beten?“

Vom Brüderl hatte sie es.

Das Kind paßt scheinbar nicht auf, wenn der kleine Hans neben ihm laut seine Schulaufgaben auswendig lernt, es spielt mit Bausteinen oder kleidet die Puppe an — aber schließlich, wenn der Knabe ausgefragt wird und etwa einmal stecken bleibt, hilft ihm das Greterl nach und weiß es besser als er.

Manchmal, wenn es allein im Zimmer ist und etwas — sei es ein Kleidungsstück oder ein Spielzeug — das auf

dem Kasten liegt, mit den kurzen Händchen nicht erreichen kann, stellt es sich mitten ins Zimmer, faltet die Hände und sagt mit zärtlicher Stimme: „Lieber Gott, ich bitte dich, gib mir das dort vom Kasten herab!“ — dann bleibt es ruhig stehen und wartet. Und weil nichts geschieht, so wiederholt es etwas lauter, aber immer noch sehr artig: „Lieber Gott! Sei so gut und gib mir das Bilderbuch! Ich kann nicht hinauflangen. Du bist größer als ich.“

Ich habe das Kind einmal bei so einer Szene heimlich beobachtet. Als die Bitte nicht erfüllt wurde, ging es in die Zimmerecke und sagte traurig: „Der liebe Gott muß mich nicht gerne haben, weil er mir nichts herabgibt.“

Da trat ich vor und sagte, um es zu trösten: „Er wird dich halt nicht gehört haben.“

„O ja!“ rief das kleine Mädchen lebhaft, „er hat es gehört. Er ist im Zimmer da. Er ist überall.“ Fast röteten sich bei dieser Beteuerung die blassen Wänglein, worauf ich sagte: „Der liebe Gott hat mich hereingeschickt, damit ich dir das Bilderbuch herablange.“

Somit war die Sache geschlichtet und das Greterl sagte noch, als es das Buch anfaßte: „Ich danke dir, lieber Gott!“

Ins Herz schneidet es mir, wenn ich sehen muß, daß der Glaube dieses kleinen Menschenherzens wirklich enttäuscht wird.

Fiel eines Tages der Stuhl um, auf dem das Greterl stand, und das Kind schlug sein Köpfchen in die Holzdiele, daß es krachte. Blut rann heraus durch das zarte, weiche Flachshaar, und das Kind weinte schmerzlich. Die Wunde

war bald verbunden, das Haupt mit einem feuchten Tuche eingewickelt, und das Kind weinte.

Ob es denn so weh tue? fragten wir.

„Nein,“ schluchzte das Kind, „weh tut's nicht mehr,“ und weinte und weinte, bis es auf dem Bette in den Schlummer zu sinken schien. So lag es dahin. Wie wir schon glaubten, das Kind schlafe, brach es neuerdings in Schluchzen aus. „Am meisten,“ stieß es hervor, „am meisten schmerzt es mich, daß mich mein Schutzengerl nicht beschützt hat.“

Nichtsdestoweniger steht das Kind mit den Engeln auf freundschaftlichstem Fuße.

An einem stürmischen Wintertage erbat es sich weißes Papier, das es nachher mit der Schere in kleine Schnitzel schnitt. Dies legte es ans Fensterbrett und schaute dann von weitem drauf hin.

„Was soll denn das, mein Greterl?“ fragte die Mutter.

„Die Engel werden sie holen,“ antwortete das Kind. „Ich habe ihnen geholfen, Schneeflocken schneiden.“

Die Engel aber schneiten draußen unaufhörlich und schienen der Schneeflocken unseres Gretchens nicht zu bedürfen. Am nächsten windigen Morgen war des Kindes erster Blick aufs Fensterbrett, und ganz glücklich war es bei der Wahrnehmung, daß die Papierflocken von den Engeln benutzt und „verschneit“ waren.

Nicht minder lieblich als dieser tiefe Gottesglaube, aber noch merkwürdiger ist mir an den Kindern der lebhafte — Nationalismus.

Mein Haus ist deutsch in Sitte und Leben. Aber wir machen darüber nicht Worte, außer im Unterricht. Ich

bin der Meinung, daß es nötig sei, den Kindern Liebe zum Vaterlande und Treue zum Landesfürsten zu lehren. Das sind Tugenden, die jeder ganze Mensch haben muß. Daß man den Kindern erhebende Bilder aus der Geschichte ihres Volkes und dessen großen Männer vor die Seele führt, ist auch selbstverständlich. Nun sehe ich an meinen Kindern, selbst das kleine Greterl nicht ausgenommen, eine glühende Begeisterung für das Deutschtum, wie ich es in früherer Zeit nicht in solcher Weise bei Kindern erfahren hatte. Es ist drollig, wenn das vierjährige Mädel, durch das Zimmer hüpfend, hoch in der Hand das Tüchlein schwingt und ausruft: „Deutschland, hoch! Deutschland, hoch!“ Es ist, als ob's in der Luft läge.

Und wie ist es, wenn's Duelle gibt?

Der Knabe hat eine sonderbare Tradition nach Hause gebracht, und da spielen die Kleinen „Studenten“.

„Du mußt mich anrempeln!“ befiehlt der Hans dem Greterl.

„Nein,“ sagt dieses, „d u mußt mich anrempeln!“

Endlich gibt sich eines dazu her, streicht am anderen absichtlich ein wenig mit dem Ellbogen an oder mustert es mit dem Blick vom Kopf bis zum Fuß, oder haucht ihm gar ins Gesicht. Darauf folgt die Forderung. Sie gehen los. Mit Pappendeckelsäbeln! Voll grauenhaften Mutes wird gekämpft, und das Greterl steht an Ritterlichkeit dem Knaben nicht nach. Wird eins mit der Waffe des Gegners berührt, so muß es umfallen. Einmal stürzte der Knabe so unglücklich, daß sein hinterer Teil gegen Himmel gekehrt war. Diesen Augenblick benutzte ich, um entgegen aller Mensurregeln die Erhabenheit des Augenblickes schnöde zu profanieren.

Unser sonst so sanftes Greterl hat eine schneidige Art, wenn es gilt, sich zu verteidigen. Das bei den meisten Kindern scharf ausgeprägte Rechtsgefühl ist auch in diesem Kinde. Da es mit seinem zarten Leiblein sich doch nicht recht wehren kann, so wehrt es sich rhetorisch. In welcher Weise, davon zwei Beispiele.

Eines Tages lag ich auf dem Sofa, mein Greterl stand am Kopfende und strählte mir das Haar.

„Ich fühle mich heut müde und weiß nicht warum," sagte ich zur Mutter. Redete das Gretchen dazwischen: „Bist schon groß, Vater, und weißt es nicht? Große Leute wissen doch alles."

„Kleiner Naseweis!" versetze ich, „mehr weiß ich schon wie du."

„Wir wollen sehen," antwortete das Kind. „Ich will dich fragen. Sage mir einmal, Vater, warum das Bild einen Rahmen hat?"

„Weil der Rahmen zum Bild gehört," war meine Antwort, von der es auch befriedigt schien. Dann blickte es auf einen Blumenstrauß, der vor dem Spiegel stand, und fragte: „Ist der Gott auch in den Blumen?"

„Ja freilich, mein Kind."

„Warum ist der Gott auch in den Blumen?"

„Weil er überall ist."

„Ist der Gott auch in den Blumen, die im Spiegel sind?" fragte die Kleine. Ich fürchte, ihr glaubt mir nicht, aber ich versichere, daß das vierjährige Kind aus sich selbst und ganz in dieser Reihenfolge die Fragen stellte und mit der letzten, die einem mittelalterlichen Scholastiker alle Ehre gemacht hätte, mich in die Enge trieb. Wenn Gott überall ist, so sollte ich nun sagen, ob

er auch in den Blumen wäre, die gar nicht sind, sondern sich nur spiegeln!

Ein helles Auflachen von mir und meinem Weibe war die Antwort. Das Mädel schaute verblüfft drein: was es denn da zu lachen gebe? Es wollte mich ja auf meine gerühmte Weisheit prüfen.

„Also weißt du mehr, als ich, Vater?"

„Ja, ich weiß, daß du ein loser Schnabel bist."

Einen Augenblick besann es sich, ob es den „Schnabel" auf sich sitzen lassen könne, denn Greterl ist in bezug auf ehrenrührige Bezeichnungen empfindlich. „Schnabel ist keine Schande," sagte es endlich, „die lieben Vöglein haben auch Schnäbel."

Ein anderes Mal verwendete es seine Schlauheit für einen praktischen Zweck.

Händel hatte es gegeben zwischen dem Mädchen und dem Knaben, und bei mir lief die Klage ein, daß Greterl den Hans einen „Mistbuben" geheißen habe. Das Gericht begann. Leugnen eines Anlasses hier, Leugnen der Tatsache dort. Ich kam nicht ins klare, vermutete aber, daß das Mädel der Hauptschuldige sei, und stellte ihm vor, wie der Bruder doch stets so gut und brav wäre gegen sein Schwesterlein. Darüber war es indigniert. Mit vor Erregung gerötetem Gesichte und mit zuckenden Äuglein stellte es sich in die Mitte des Zimmers, und halb gegen mich, halb gegen den Ankläger gewendet, sprach es mit vor Gereiztheit fast zitternder Stimme: „Ich? das könnte mir im Traum nicht einfallen, einen so guten, braven Bruder Mistbuben zu schimpfen!"

Der kleine Hans wurde ob dieser unverschämten Wendung ganz blaß vor Empörung. Er brachte kein Wort

hervor, mit geballten Fäusten stürzte er in einen Winkel, trampelte mit den Beinen vor Zorn.

Nun standen wir uns eine Weile gegenüber, das Greterl und ich, und schauten uns an. Das wurde dem Kinde unheimlich. — „Ich habe ihn schon so geheißen," gestand es endlich kleinlaut, „aber da ist er nicht der gute, brave Bruder gewesen, da ist er der schlimme Bruder gewesen."

An der Befangenheit merkte ich, daß das Kind über die Rechtschaffenheit dieser Schwenkung selbst nicht ganz im klaren war.

„Was wirst du jetzt tun, Gretel?" fragte ich streng.

Da ging es hin zum Knaben, kniete vor ihm nieder, streichelte seinen Arm und flehte: „Lieber Bruder, sei wieder gut!"

Der Bruder trägt nie etwas nach, und so war im Augenblick das beste Verhältnis wieder hergestellt. —

Kraus wird die Sache, wenn Phantasie spielt und sich mit der kindlichen Einfalt verbindet. So zeigte mir Greterl einmal an seiner Hand einen kleinen Ritz und behauptete, die Mariel hätte es gekratzt. Mariel, so hieß die Puppe eines fremden Mädchens.

„War die Mariel denn da?" fragte ich.

„Nein, da war sie nicht."

„Nun, wie hat sie dich denn kratzen können?"

„Weißt du was? Sie hat eine sehr lange Hand, und die hat zum Fenster hereingekratzt."

Diese Hand hätte allerdings sehr lang sein müssen, denn wir wohnen im dritten Stock. Ich machte das Kind scharf auf die Unwahrheit aufmerksam, die es da gesagt habe.

„Ja!“ rief die Kleine lebhaft, „es kann auch nicht sein. Aber der Krampus hat auch eine lange Hand und der greift vom Ofen herab in der Nacht und nimmt mich bei der Nase, wenn ich nicht schlafen will.“

Nun stellte es sich heraus, daß die Kindsmagd dem Kinde, wenn es nicht schlafen wollte, mit langen Händen drohte, die von allen Fenstern und aus allen Winkeln greifen. Und nun frage ich euch, ihr Großen, ob ihr in der Nacht schlafen möchtet, wenn jeden Augenblick ein gespenstischer Arm herangreifen und euch bei der Nase nehmen könnte? Nehmt euch lieber selber bei der Nase und denkt daran, was ein Kind, das treuherzig euch jede Narrheit glaubt, leiden muß. Denn was ihr dem Kinde oft nur aus Vorwitz sagt, das wird in seinem kleinen Haupt zur Wirklichkeit. Mir war's nun klar, warum das kleine Greterl im Schlafe manchmal so kläglich wimmerte und schluchzte. Die Spukgeschichten der Magd trieben ihr Unwesen in der hilflosen Seele des Kindes.

Man weiß nicht, welches Unglück man einem Kinde manchmal durch eine dumme oder gewissenlose Magd zufügt. Es ist auch schwer dahinterzukommen, denn Mägde wissen auf das Kind großen Drohdruck zu üben, so daß es seine Bedrängnis vor den Eltern geheimhält. Ich möchte mich auch kaum entschließen, das Kind zu verhalten, mir alles, was ihm an der Magd mißfällt, zu hinterbringen, dadurch erzieht man Spitzelnaturen, „Schirgteufel“ und „Klagfiste“, wie unser Volksausdruck lautet. Es ist auch nicht zu rechtfertigen, wenn in der Schule der Lehrer Kinder aufstellt, die während seiner Abwesenheit aufzupassen und ihm dann die Sünden der anderen anzuzeigen haben. — Denunzianten machen.

Meine Kinder haben der Magd gegenüber eine Form der Selbsthilfe gefunden, die mir besser gefällt als das Verklagen, und zwar für Fälle, wo sie selbst in Gefahr stehen, verklagt zu werden. Ist während der Eltern Abwesenheit die Aufführung tadelhaft, so droht die Magd mit dem: „Ich sag's dem Vater!"

„Macht mir nichts," sagte die Kleine da einmal, und als ich nach Hause kam, eilte sie mir entgegen, zeigte mir rasch und offenherzig die Fehler an, die sie begangen hatte, und als wir miteinander fertig waren, ging sie zur Magd und sagte: „Johanna, jetzt verklag' mich!"

Es war Bosheit in der Sache, seither aber ist die freimütige Selbstanzeige Brauch, und die Kinder nehmen dabei ihren Vorteil wahr. Die Rügen oder Strafen sind infolge der freiwilligen Beichte wesentlich gelinder.

Die Kinder werden — und das ist mein fester Glaube — mit sittlichen Anlagen geboren. Wie lebhaft ist gerade bei Kindern von drei bis sechs Jahren der Gerechtigkeitssinn! Geschieht in unserem Hause jemandem scheinbar etwas Schlimmes, allsogleich stellt sich das kleine Greterl als dessen Anwalt auf, und selbst, wenn es unmittelbar früher mit ihm in Hader gestanden. Meine Frau macht sich manchmal des Kindes wegen den Spaß, mir die Hand kräftig auf die Achsel zu legen. Sofort richtet sich die Kleine mit Entfaltung ihres ganzen Ernstes auf und stellt die Mutter zur Rede ob des Schlages. „Was hat dir der Vater getan?" fragt sie.

Sagte die Mutter einmal: „Warum verteidigst du immer nur den Vater, und nicht auch mich?"

Antwortete das kleine Wesen: „Und wenn dir vom Vater etwas geschieht, so werde ich dich verteidigen.

Aber jetzt hast du dem Vater etwas getan. Warum? Ich will es wissen!"

„Es war ja nur Spaß, mein Kind."

„Und weiß es der Vater, daß es Spaß war?"

Schwer ist die Kleine zu beruhigen, dann aber nimmt sie mich um den Hals und küßt mich, nimmt die Mutter um den Hals und küßt sie und ist sehr besorgt, daß sie in ihrer Liebesbezeigung keines von beiden benachteile.

Dagegen ist sie empfindlich, wenn ihr die ihr zukommende Zärtlichkeit vorenthalten bleibt. Wird beim Fortgehen einmal vergessen, ihr die Hand zu reichen und das „Behüt dich Gott, Greterl!" zu sagen, so kann sie weinend werden und ist stundenlang traurig. — „Wie soll mich denn der Gott behüten," schluchzte sie einmal in sich hinein, „wenn es der Vater nicht gesagt hat!"

Damit nun der Beispiele genug.

Wenn mein Greterl nach Jahren diese Zeilen lesen sollte, da müßte es sich sinnend fragen: „War es denn wirklich so? Bin ich so einmal gewesen?" — Da wird es Heimweh haben nach der Kindeszeit. Es geht ja auch mir so. Und wenn ich manchmal in der Irre bin, und es können mich die Freunde nicht weisen und es können mich die Weisen nicht befreunden, und ich stehe im Wirrwarr dieser Welt allein — so wende ich mein Angesicht zurück gegen das Sonnenland meiner Kindheit, oder ich trete in die Stube meiner Kinder ein, und habe alles wieder, und es kommen mir die Kinder groß und die Erwachsenen klein vor, und alles auf Erden scheint mir nichtig und kindisch, was — nicht des Kindes ist.

Unsere Martha.

Das zweijährige Dirndel.

Von meinen vier Kindern ist nun vieles erzählt worden. Und hernach ist noch jemand gekommen. Anfangs nannten wir diese fünfte Knospe das fünfte Rad am Wagen; jetzt ist sie jenes Rad in unserem Uhrwerke, an welchem das Gewicht hängt, welches den Zeiger auf die gute Stunde rückt, und an welchem die — Unruh zuckt. Es ist das allermerkwürdigste Kind, welches je vom Himmel gestiegen, niemand hat ein solches Kind, mit einer einzigen Ausnahme — bloß jede Mutter hat eines.

Aber so merkwürdig ist gar kein Kind, daß sich die Mutter, der Vater all seine kleinen Eigenheiten merken würde, darum ist es wohlgetan, wenn man all die Großtaten des kleinen Wesens beizeiten mit der Feder anmerkt, damit man einst nach vielen Jahren beim Wiederlesen solcher Aufschreibungen jubeln und — weinen kann.

Martha heißt sie, die Bewirtende, die uns mit Himmelsbrot speist, welches in jedem Wörtchen liegt, das aus dem Munde eines Kindes kommt.

Hinter den Tisch hat sie sich versteckt. — „Ja, wo ist es denn, mein kleines Dirndel, wo?“ — Stellt sie sich jetzt auf die Zehen, an der Tischkante sieht man die winzigen weißen Fingerlein ihrer Händchen. Jetzt hebt sich ein flachsblondes Köpfchen empor, ein paar runde Blauäuglein — mehr nicht. Denn weiter geht's nicht mehr, so stramm sich die Zehen (ach wie klein

mögen sie sein!) auch anspannen. — „Gugu!" — Aber jetzt ist sie schon wieder untergetaucht, und wer das ganze Unbandlein sehen will, der muß unter dem Tische durchgucken. Gott, ist das ein kleines Frauenzimmer! Ihr vergißmeinnichtblaues Röckchen mit den weißen, aufrechten Streifen ist um die Mitte mit einer Schleife gebunden, und der untere Teil, welcher bis zu den Knien geht, sieht aus, wie der faltige Waffenrockschoß eines römischen Kriegers; aber die Ärmel bis zu den Handgelenken sind kaum spannlang. Ein paar weiße, oder auch nur bedingt weiße Strümpfchen und ein paar Schühlein, die gar nicht viel plumper sind, als die Klauen eines Rehes, vollenden nach untenhin das Menschenknöspel. Der fast eirunde Kopf steht auf einem schlanken Hälslein. Im rosigen Gesichtel sind Augen, Nase und Mund hübsch nahe aneinandergerückt, und gar ernsthaft schaut es drein. Warum muß der Mann lachen, wenn er ein Kind anblickt, und warum schaut das Kind so ernsthaft, wenn es einem erwachsenen Menschen ins Antlitz sieht? Der erstere schaut ins Paradies zurück, das letztere auf die traurige, schuld- und leidbefurchte Erde.

Das zarte, schlanke Gestaltlein, so steht es da; was sage ich, stehen? Es läuft, es hüpft, es tanzt, es kollert, es kriecht — aber stehen? sitzen? Nein. Ich bin der Turnapparat: über meine Füße springen, auf meinem Knie reiten, an meinem Arm sich schwingen, an meinem Rücken klettern, auf meiner Achsel balancieren. „Aufheben, Vata!" sagt sie mit ihrem hellen Stimmlein. Ich hebe sie mit beiden Händen, so hoch ich kann. „Noch höher, Vata!" Das Kind glaubt, der Vater könne alles.

Ist sie an meinem Arm und will zu Boden, so

sagt sie bloß: „Eins-zei!" Das heißt, sie will zu Fuß gehen. Man hat sie nämlich anfangs bei den ersten Gehversuchen kommandiert: „Eins-zwei! Eins-zwei!" Seither glaubt sie, jedes Gehen heiße: Eins-zei! —

„Vata, bomm! Latet! Biefetäger!" Sie ist die erste, die das Schellen der Türglocke hört, mich ruft zu kommen, weil der Briefträger erscheinen wird. Bewegungslos auf einmal ist ihr Gestaltlein, in ihrem Gesichte der Ausdruck höchster Erwartung; denn der „Biefetäger" hat eine große Tasche, und von einer Kindsmagd weiß sie, daß in dieser Tasche Raum für schlimme Kinder ist. Doch es schlichtet sich ganz freundlich. Der „Biefetäger bingt Biefe. Biefetäger bav!"

Das war früher. Heute hat sie sich das störrische „R" vollkommen unterworfen, und wenn sie willig ihre Flasche Milch getrunken hat, sich willig auf das Stühlchen gesetzt, willig ins Bett gegangen ist oder eine andere Großtat von Selbstüberwindung ausgeübt hat, welche des Lobes wert ist, sagt sie langgezogen und feierlich: „Braaav!" Solche Anerkennung spendet sie sich aber nur, wenn das Lob von anderer Seite ausbleibt. Loben wir sie, so hört sie ruhig und ernsthaft zu, dann sagt sie: „Dank sön!"

Noch einige Ausdrucksformen, die sie sich selber gebildet hat. „Vata, hin gehst?" (Wohin gehst du, Vater?) „Da drin ist?" (Was ist da drinnen?) „Toni macht?" (Was macht Toni?) Hat sie irgend etwas angestellt, so verrät sich das schon in ihrem stillen Betragen, in ihrer sänftiglichen Miene. Da fängt sie sogar an, zu schmeicheln: „Mutta, lieb bist!" — „Mutta, gut sein!" — „Mutta, nichts sagen!"

In der Frühe, wenn sie mir zu einem Guten Morgen das Händchen reicht, langt sie zuerst fast allemal das linke her. Das nehme ich nicht an. Wenn der Vater Geschichten macht, warum nicht sie auch! Das rechte Händchen gibt sie nicht her, das versteckt sie hinter dem Rücken, als hätte sie keines.

„Martha! Du gibst mir die rechte Hand!"

Sie blickt mich verwundert an, dann versucht sie es noch einmal mit der linken.

„Martha! — Du gibst mir die rechte Hand!"

Gut, sie gibt die rechte Hand und ist nun selbst ganz vergnügt darüber, daß der kleine Trotz überwunden ist. Fröhlich läuft sie davon.

„Dirndel!" rufe ich ihr nach, „es fehlt noch etwas. Das Knixerl mußt du mir machen!"

Sie wendet sich um und macht mit den Knien eine überaus graziöse Verbeugung. Dabei ist es auch schon geschehen, daß sie vergaß, sich umzudrehen, so daß ich vom Knixerl nur den hinteren Teil bekam — darauf allemal ein Hallo in der ganzen Familie.

Mit ihrem Trotzköpfel hatte sie überhaupt so manchen Strauß auszutragen. Sie will nicht folgen, wenigstens aufs erste Wort nicht; und wenn jemand mit ihr zankt und poltert, das macht ihr Spaß, und jetzt folgt sie erst recht nicht. Beim Vater ist's anders, der braucht ihr in ruhigem Ernste ein-, höchstens zweimal den Befehl zu geben, und sie ist das fügsamste, gemütlichste Kind. Ja, wenn sie auf Zureden anderer etwas tun soll, was sie nicht mag und doch wieder möchte, sieht sie sich manchmal ordentlich hilfesuchend nach dem Vater um, daß er ihr befehle. Sie will mich nie fortlassen, wenn ich bei ihr

bin, deutet mit dem Händchen auf einen Sessel: „Vata, sitzi!" Doch ist es auch schon geschehen, daß sie mir plötzlich die Hand reichte: „Vata, adee!" Dann plant sie irgendein Schelmenstück, bei dem sie eine Autorität nicht brauchen könnte.

Ein andermal spielt sie selber die Erzieherin. Mache ich etwa durch Ungeschicklichkeit ein kleines Geräusch, so sagt sie in ruhig verweisendem Tone: „No, no, Vata!" Eines Tages, als sie sich lustig auf dem lehmigen Erdboden wälzt, ruft ihr die Mutter zu: „Geh, du bist ein Schweindl!" — „Pfui, Mami!" darauf die Kleine.

Für ihre Geschwister ist es übrigens nicht gut, mit ihr Kirschen zu essen. Nur das Geringste ihr über quer, und sie hebt drohend den Arm: „Hauen!" Im Augenblick kommt ihr auch die Hand aus und der Genosse hat eines im Gesicht. Zumeist ist vor solchem Ereignisse sie selber mehr erschrocken, als der Geschlagene; einerseits ist über das Verbrechen eine schwere Strafe verhängt, andererseits macht vielleicht der Geschlagene ein weinerliches Gesicht: „Martherl, jetzt hast mir weh getan, jetzt weine ich!" Derlei genügt vollauf, um ihren Zorn zu löschen; mit zärtlicher Miene streichelt sie den Beleidigten an der Wange. „Ei, ei! — Ei, ei!" — Wenn sich während des Streichelns aber doch die Fingerchen manchmal krümmen, daß es einen kleinen Kratzer gibt — nun so sind wir dafür eben ein weibliches Wesen, an welchem sich Streicheln und Kratzen nicht so genau auseinanderhalten läßt.

Übrigens hat sie in wenigen Monaten an Selbstüberwindung schon Erkleckliches geleistet. Eine Kindsfrau, von der Kleinen „Viefrau" genannt, hatte ihr

mancherlei Unzukömmlichkeiten angewöhnt. Die Rute, welche hierauf ins Haus kam, verursachte der Kleinen anfangs manchen Spaß, denn sie hielt die mit einem roten Bändchen zierlich zusammengebundenen Birkenreiser für ein Spielzeug oder für eine Zeremonie. Sooft sie sich etwas zuschulden kommen ließ, rief sie allemal selbst nach der Rute: „Marthli limm! Ute holen!“ Als sie aber merkte, daß die Rute immer rücksichtsloser ward und die feierlich energische Handhabung derselben schon ins Bedenkliche ging, erhob sie sofort Protest, wenn von der Rute die Rede war. Und dennoch scheint es mir, war es weniger die Strafe, als andererseits Lob und kleine Belohnung, was sie zur Ablegung mancher Unarten hauptsächlich veranlaßte.

Mit einer wahren Leidenschaft hält sie zu ihrem Kindsmädchen Toni. Es mag sie welch ein Schmerz immer treffen, ihr weinender Hilferuf ist: „Toni!“ Mit der zärtlichsten Kosung: „Meine Toni!“ umfängt sie die Füße der Angebeteten. „Ja ja, deine Toni!“ riefen wir dann bisweilen aus, was zur Folge hatte, daß sie nun selbst nicht mehr „meine“, sondern „deine Toni“ sagt. Es kommt oft genug vor, daß Kinder, weil sie mit „du“ angesprochen werden, glauben, sie heißen „du“ und sich selbst „du“ nennen. Es ist keine Kleinigkeit für ein junges, hilfloses Gehirn, mit den Umständlichkeiten der Sprache fertig zu werden.

Von der Schwester Gretel ist ihr wiederholt gesagt worden, sie sei in der Schule; daraufhin ist nun jeder Abwesende „in der Sule“. Wenn sie nach etwas gefragt wird, was sie nicht weiß, nicht versteht, so antwortet sie kurz: „Nein!“, das heißt so viel als: Ich weiß es

nicht, ich kann nicht antworten, ich verstehe dich nicht. Also bilden die Kleinen ihre eigene Art, um sich zu behelfen.

Ihre größere Schwester nennt sie nach dem Vorbilde der Dienstboten „Fräuln Anna"; fragt man, wie sie selbst heiße — „Marthi Rosa=segger". Ihre Mutter nennt sie gewöhnlich „Mutta", in übermütiger Laune „Muada", in zärtlicher Stimmung „Mami", in Anflug von Trotz „Frau". Eine begeisterte Freundin ist sie von kleinen Kindern, die sie gerne bemuttert. „Gleine Kindi bav sein! Gleine Kindi sön heidi, heidi, sön lulu gehen! Mutta sonst bös!"

„Heidi heidi", damit bezeichnet sie alles, was schläft oder ruht, oder irgendwo aufbewahrt liegt. „Huti heidi heidi machen!" sagt sie, wenn ihr Hut in die Schachtel getan wird. „Katzi heidi heidi machen!" wenn mein Pelz in den Kasten gehängt wird. Ihr liebster Aufenthalt ist Vaters Stube, wo „Vata reibt" (schreibt) oder „A se be (Abc) macht" (liest). Wenn nun aber der Vater manchmal von dem freundlichen Besuche nicht viel Notiz nimmt, wenn er ruhig weiterarbeitet oder überhaupt nicht mit ihr plaudert, steht sie verblüfft da, schaut mit ihren runden Äuglein fast erschrocken drein und flüstert: „Vata bös!" — Vater bös! Das ist so ziemlich das Unangenehmste, was ihr passieren kann. Vom Vater ein finsteres Gesicht, das geht schier noch über die Rute, doch ich möchte nur einmal den Vater kennen, dem es einem so herzigen Dirndlein gegenüber gelingt, das strenge Gesicht fünf Minuten lang aufrechtzuerhalten. Die Stirne in Falten ziehen, wenn das Herz lacht! Nun, das Kind hat's bald weg, daß es nicht auf die Stirnfalten an-

kommt, denn solche hat auch Großmama und Großpapa, und sind doch so lieb! Ein einziger strenger Blick genügt, um das Gesichtlein der kleinen Martha sofort gänzlich zu verändern — von der übermütigsten Grimasse bis zur beklommensten Miene, in welcher das Weinen zuckt. Aber sie trachtet beizulegen; leise schleicht sie um mich herum, sucht mit der Hand vom Stiefel den Staub zu wischen, und wenn sie an dem Hausrock etwa gar irgendwo einen Schaden findet, so sagt sie: „Loch, zerrissi, Marthi topfen (stopfen).“

Stets kommt sie in mein Zimmer des Abends, unmittelbar bevor sie schlafen geht. „Papa!“ Damit reicht sie mir das Händchen. Das ist aber nicht alles, jetzt geht sie zu allen Bildern, Bilderchen und Statuettchen, die an der Wand hängen oder auf dem Tische stehen; jedes Erreichbare berührt sie, gleichsam mit der Hand grüßend, mit den Fingerspitzen: „Papa! — Papa! — Papa!“ Und erst wenn sie sich von allen ihr lieben Gegenständen so verabschiedet hat, verfügt sie sich an Seite der „Toni“ willig in ihr Schlafstübchen. Zum Schlafen bedient sie sich mehrerer Tüchelchen, die sie sich an die Wangen und an das Kinn legt. Ohne solche Tüchelchen schläft sie nicht ein. Dann will sie zum Einschlafen ihr Zigarl haben — den Saugstoppel, auch wenn er trocken ist.

Mit einem solchen Saugstoppel im Munde stand sie eines Tages in der Kapelle, wo in einer Nische der Leichnam Christi liegt. Sie schaute eine Weile nachdenklich auf ihn hin, endlich begann sie, anfangs leise, dann immer lauter zu rufen: „Himme-Vata, steh' auf! Himme-Vata, steh' auf!“ Als der Himmel-Vater aber immer schlief, wollte sie ihm den Saugstoppel in den Mund stecken,

worauf ihr größeres Schwesterlein, die Gretel, sprach: „Pst! Laß ihn schlafen! Er ist müde geworden beim Welterschaffen!“

Eines Tages wurde ein neugeborenes Kind ins Haus gebracht, an welchem wir Patenstelle zu vertreten hatten. Der Martha wurde schon im voraus gesagt: „Eine große Puppe kommt!“ Sie freute sich sehr auf die große Puppe, würde sie nehmen und schaukeln und allerlei Kurzweil mit ihr treiben. Als sie nun aber dem kleinen Wesen ins rote Lärvchen sah, und wie es bei geschlossenen Augen und mit aufgesperrtem Mäulchen krächzte, da machte unser Dirndl ein überaus erschrockenes Gesicht, rührte das Kleine mit keinem Finger an, barg ihr Haupt endlich am Busen ihrer Toni und hub an, zu schluchzen. — Eine Puppe erwarten und ein wirkliches kleines Kind sehen, ich glaube, das war eine ihrer größten Überraschungen. Und wenn es gar dabliebe!

Daß ein Mensch von zwei Jahren mit nichts eigentlich in Staunen zu setzen ist, das weiß man. Er kann erschrecken, er kann verblüfft sein; aber sich über etwas wundern, das kann er nicht, etwas unbegreiflich finden, das wird er nicht, weil er von einem Begreifensollen oder Nichtbegreifen überhaupt nichts weiß, weil ihm die Tatsache als solche genug ist. Als die kleine Martha den ersten Eilzug vorbeisausen sah, machte sie große Augen und horchte; als er vorüber war, ging sie wieder an ihr Blumenpflücken — und nichts weiter.

Das ist ein Menschenkind. So fängt es an. Und was noch kommen kann und kommen muß, es weiß noch nichts davon. Was da ist, es denkt über nichts, es staunt über nichts, es ist ihm alles selbstverständlich. Es

weiß nichts von einem Anfange, es weiß nichts von einem Ende, es ist, und damit Punktum.

Die große Reise mit dem kleinen Dirndel.

Seit Wochen war von der Reise gesprochen worden. Ich weiß nicht mehr, welch edle Tat die dreijährige Martha ausgeführt hatte, ich glaube, das Kindsbreitöpfchen hatte sie eines Tages brav bis zur Neige geleert, wofür ihr zur Belohnung die Reise in Aussicht gestellt worden war. Der Vater sollte sie begleiten. Und der Vorbereitungen gab es manche.

Endlich war der Morgen angebrochen. Als die ersten roten Sonnenstrahlen zwischen den Vorhängen zum Fenster hereinkamen, saß das weißbehemdete Dirndel schon aufgerichtet im Bette und traf Anstalten, mit einem Fingertupfer die Mutter zu wecken, daß diese den Vater wecke, daß dieser sich bereit mache, um den Eisenbahnzug nicht zu versäumen. Der Bahnhof stand zwar nur vier Minuten vom Hause entfernt und der Zug, mit dem abgereist werden sollte, ging erst um vier Uhr nachmittags; aber sicher ist sicher, mochte das kleine Dirndel denken und wollte schon in des lieben Herrgotts Früh auf den Bahnhof. Die zwölf nun folgenden Stunden mußten wohl schrecklich gewesen sein für das arme Kind! Kein Essen mehr, kein Spielen, kein heiteres Umherlaufen wie sonst. Immer auf dem Fenster hockend, den Blick nach dem Bahnhofe, immer wieder die gefüllte Reisetasche musternd, ob das strohgelbe Überröcklein, und das weiße Taschentüchlein und das Mohnkipfel und das Geldtäschchen noch drin wären. Immer in aufgeregtem Geplauder mit Vater oder Mutter oder Geschwister die kom-

mende Reise besprechend und aufzuckend, sooft ein Eisenbahnzug pfiff! — Armes Kind, daß du alle Foltern des nervösen Reisejahrhunderts schon so früh verkosten mußtest! Törichte Eltern, die so ganz überflüssigerweise solche Erwartungen wecken, solche Spannungen erzeugen, in der zwar sehr philosophischen, aber sehr dummen Absicht, das Kind alle Freuden der Hoffnung genießen zu lassen, weil die Hoffnung ja gewöhnlich glücklicher mache, als die Erfüllung selbst.

„Aber, Vater!“ fragte Martha, „wo ist denn das Mürzzuschlag?“

Nahm der Vater sie an der Hand, führte sie vor das Haus, zeigte mit dem Finger dorthin, wo in der Ferne die blauen Berge stehen:

„Siehst du die Berge, mein Kind?“

Die Kleine sperrte die runden Blauäuglein sehr weit auf, gestand aber endlich, daß sie keine Berge sehe. Und es war sonst weitum gar nichts zu sehen, als lauter Berge. Sie schaute nämlich auf die angrenzende Wiese, wo die weißen Margariten, die gelben Löwenzähne, und der rote Klee standen, das waren freilich keine Berge. Sie konnte ja nicht ahnen, wie groß die bevorstehende Reise war und wie weit man auf dem schnellen Eisenbahnzuge kommt in zwanzig Minuten.

Von Mittag an war die Martha vollkommen gerüstet, die gepackte Tasche in der Hand stand sie an der Tür und rief immer: „Komm, Vater!“ Endlich war's zum Abschiednehmen. Mutter und Geschwister standen alle herum, daß sie den kleinen Liebling küßten, ehe er das erstemal so weit hinauszog in die Welt. Die Martha zeigte für dergleichen Sentimentalitäten nur wenig Sinn

und tat die Verwandtschaft auffallend rasch ab. Dann lag ihr Händchen schon in der meinen, und wir schieden. Vielstimmig hallte uns nach ein fröhlicher Wunsch auf glückliche Heimkehr in zwei Stunden. Denn zwei volle Stunden sollte die Reise währen, und die Kleine hatte versprochen, jedem ein Andenken mitzubringen aus Mürzzuschlag.

Und so hat sie hochgetragenen Herzleins ihr Vater- und Mutterhaus verlassen, das erstemal im Leben.

Wer die Kindesseele kennt und diese sehr merkwürdige Geschichte bis hieher gelesen hat, der weiß, was kommen muß. Ich wußte es nicht. Noch auf dem Wege zum Bahnhofe war ich bestrebt, meiner Reisegefährtin die wichtigen Dinge zu zeigen, an denen unsere Straße vorüberzog: den Ameisenhaufen, die Forellen im Bach, einen kleinen falben Hund, der uns anschnupperte, und den Schalter endlich, wo man Geld hineinsteckt und Fahrkarten dafür herauskriegt. Für alle diese Dinge zeigte die kleine Martha das höchste Interesse, und als am Bahnhofe gar ein barfüßiger Junge war, der ein Kaninchen auf dem Arme trug, dem Tierchen auf die Schnauze blies und vorüberlaufend auch der kleinen Martha ins Gesicht pfauchte, da waren der Erlebnisse schon so viele und große, daß sie nach Hause wollte, um die Abenteuer der Mutter zu erzählen.

Endlich schellte die Glocke, was auch wieder sehr merkwürdig war, und der Zug dampfte heran.

Die Kleine hatte bei allem bisher, was wir gesehen, gefragt, warum und wieso, und alles wurde des eingehenden besprochen. Nun Größeres anhub zu geschehen, wurde sie schweigsam. Wir stiegen in ein leeres Gelaß,

und als der Schaffner unsere Karten verlangte und beschädigte, machte sie große Augen und schaute mich an. Erst meine volle Gleichgültigkeit diesem Anfalle gegenüber beruhigte ihr erschrockenes Gemüt. Von unserem Hause her winkten sie mit weißen Tüchern, die Martha erwiderte diese letzten Grüße aus der Ferne mit lebhaftem Schwenken ihres Tüchleins und war nun etwas verblüfft, als das Haus immer mehr zurückglitt und endlich anstatt seiner nur Felder und Bäume da waren. Zum Fenster vor sich hinausschauend, sagte sie plötzlich: „Vater, der Weg rinnt!" Ja, er rann rasch und heftig wie ein Wildbach zurück, und nun bemerkte sie auch, daß die Bäume und Häuser flogen. Ich war kindisch genug, dem dreijährigen Kinde zu erklären, daß nicht die Gegend gehe, sondern der Eisenbahnzug, in dem wir saßen. Darauf legte sie nicht viel Gewicht. Als der Zug in Langenwang stehenblieb, wollte sie aussteigen und war etwas betroffen zu hören, daß hier noch nicht Mürzzuschlag wäre.

Auf der weiteren Strecke ereignete sich nichts Merkwürdiges mehr. Das Dirndel schaute schweigend zum Fenster hinaus, und ich merkte, wie sich sein Gesichtlein ganz veränderte. Es war nicht so wie daheim, und ich konnte doch nicht finden, was sich geändert hatte, ein fremder Ernst hatte sich darauf verbreitet.

Endlich am Ziele stiegen wir aus. Der Zug ging zur größten Verwunderung der Kleinen noch weiter. Ja, wohin denn? Geht da die Welt immer noch weiter? Ist weiterhin denn noch ein Mürzzuschlag? — Ich führte sie an ihrem weichen Händchen durch die Menschenmenge hinaus, wobei die kleine Martha die Erfahrung machte, daß es Leute gibt, die sich nicht scherzend und herzend zu

ihr niederbeugen, sondern achtlos, drängend und stoßend an ihr und über ihr vorbeigehen. Manchmal blickte sie besorgt auf, ob an der Hand, die sie führte, wohl noch der Vater wäre. Als wir auf die freie Gasse kamen, wo ringsum die Häuser standen, blickte die Kleine um sich und fragte: „Wo ist Mürzzuschlag?“ Sie konnte kaum begreifen, daß wir mitten drin waren, sie hatte sich unter Mürzzuschlag wohl etwas ganz anderes vorgestellt, vielleicht einen Korb mit Rosen, vielleicht ein Rad mit Fähnlein, vielleicht ein vom Himmel herabhängendes buntes Seidentuch, vielleicht einen Altar mit goldenen Engeln und brennenden Kerzen; und anstatt derlei oder anderlei waren hier Straßen und Bäume und Häuser wie überall, nur ein hoher, schwarzer Berg schaute herein über den Häusern, wie er daheim nicht war. Allsogleich gingen wir zum Obstkrämer, um für die Daheimgebliebenen Andenken zu kaufen, rote und schwarzglänzende Knötlein auf langen Stengeln, die freilich nur geringe Hoffnung aufkommen ließen, daß sie als Andenken lange währen würden — sie waren viel zu süß. Die Martha versuchte aber nicht ein einziges Kirschlein, alle wollte sie heimbringen für die anderen. So faßte sie das Päckchen mit beiden Armen und preßte es mit ausgespreiteten Fingerlein an die Brust und sagte: „Vater, jetzt gehen wir heim!“

Weil der nächste Zug abgewartet werden mußte, so hatten wir Zeit, die weite Welt noch eine Stunde anzuschauen. Aber die Kleine wollte nur mit mir allein sein, sie wollte in kein Haus gehen, nirgends hin, wo Leute wären, denn nicht die Häuser und die Wägen und die Hunde auf der Straße mochten sie fremd anmuten,

wohl aber die Menschen, die hoch über ihrem Häuptlein mit mir redeten, und bei denen sie kaum sicher war, ob sie nicht verhandelten darüber, daß ich sie ihnen überantworte. Denn einer war, der da sagte: „Dieses saubere Dirndel wird halt müssen dableiben!“ Und die kleine Martha war in sich gekehrt und schweigsam. Endlich kamen Bekannte und geleiteten uns unter hellen Liebesbezeigungen in ihr Haus, versuchten ihr das Kirschenpäckchen aus der Hand zu nehmen, was freilich mißlang, und setzten uns gleich Kaffee und Backwerk vor. Da war es, daß die kleine Martha plötzlich meine Füße umschlang, ihr Gesichtlein mir an die Knie preßte und zu weinen anhub. Ein solches Weinen habe ich noch nicht oft bei Kindern gehört, und als ich ihr gleich in aller Teilnahme entgegenkam, hörte ich aus dem Schluchzen heraus nichts als: „Heim, heim!“

Allsogleich führte ich sie auf die Gasse, und auf der Bank unter einer Wildkastanie saßen wir selbander und waren bis zum Tode betrübt. In der Stockfremde! In der wilden Fremde! — Mir selbst kam das Mürzzuschlag, wo ich sonst fast täglich im heiteren Freundeskreise geradeso daheim wie zu Hause war, in diesem Augenblicke fremd und trostlos vor, etwa wie die Wüste Sahara oder die sibirische Steppe, und unerreichbar fern die liebe Heimat! Ich sah und ich fühlte es mit dem Herzen meines Kindes. In diesem kleinen hilflosen Herzen hatte sich auf die große Spannung und Aufregung hin eine Vorstellung und Stimmung festgesetzt von einer unendlichen Abgegrenztheit und Verlassenheit in der Fremde. Der Ameisenhaufen und die Fische im Bach und der falbe Hund und der Schalter und der blasende Junge und der

schwarze Eisenbahnzug und der finstere Schaffner und die rinnende Straße und die fliegenden Bäume und die unheimlichen Berge und die drängenden, stoßenden Leute, und die fremden, lachenden Gesichter mit der Andeutung vom Dableibenmüssen, alles das und mancherlei anderes stand zwischen daheim, zwischen der Mutter und dem bangenden, zitternden Herzlein. — Kleiner Kinder kleines Leid, achtet mir's nicht zu gering! Es ist so groß als das eure, wenn ihr unter schwerer Unglückslast wimmert, ja es ist noch größer, weil das junge zarte Gemüt noch nicht darauf vorbereitet, noch nicht dafür abgehärtet sein kann. Kleiner Kinder großes Leid! Achtet es nicht zu gering.

Ich trachtete bald aus der Pein zu kommen. Der kürzeste Weg auf den Bahnhof half uns zwar nichts, denn das Warten auf den Zug dort wäre eine neue Qual gewesen; wir schlugen also einen längeren ein. Dabei wurden wir schon munter, denn es ist der Weg nach Hause! Es schmeckten schon sogar ein paar Kirschlein nicht übel. Als wir durch den menschenleeren Baumgarten gingen, und die Kleine sich durch Fragen noch versichert hatte, daß der Zug nicht davonfahren werde, guckte sie mich von der Seite an und sagte: „Vater! die Mutter hat gesagt, du sollst mich unterwegs einmal um etwas fragen. Frage mich jetzt.“ Na, das war nicht schwer zu verstehen, und obzwar ich mich zu Hause für den Fall ein wenig hatte unterrichten lassen, kam doch ein ziemlich kritischer Augenblick, wo wir uns nicht recht zu helfen wußten. Die Kleine zeigte sich sachverständiger, unterwies mich, wie alles zu machen sei und meinte, wenn auch nicht jedes Knöpflein passe so wie bei der Kinds-

magd, so mache das nichts. „Es soll halt in Ordnung sein!" sagte ich. „Es soll schon, aber es muß nicht," darauf ihre Antwort. So schritt sie dann ernsthaft mit mir zwischen dem Bahnhofgedränge hin und hinten stak ein Teil des Röcklein inwendig ins Höschen gebauscht.

Endlich war die Mühsal hinter uns, der Eisenbahnzug pfiff und wir stiegen in den Wagen. Achtzehn Minuten später bereitete ich zum Aussteigen vor. „Warum denn, Vater?" — „Wir sind zu Hause." — „Schon zu Hause?!"

Auf dem Bahnhof erwarteten sie uns alle, höchlich gespannt auf unsere Reiseabenteuer. Wir erzählten nicht gar viel. Die Martha ging an der Hand der Mutter dahin, umschwirrt von den Fragen der Geschwister, ob es schön sei in Mürzzuschlag? Was sie gesehen hätte? Ob es lustig gewesen wäre? — Sie senkte ein wenig das Köpflein und sagte nichts. Allerdings, jeder, der eine Reise tut, weiß was zu erzählen. Aber nicht jeder tut's.

„Sie muß sich wohl recht gut unterhalten haben," sagte die Mutter, „sie ist so stillvergnügt."

„Daß sie wieder daheim ist," antwortete ich. Die kleine Martha teilte hernach würdevoll ihre Kirschen aus, eilte dann an ihr Gartenbeetlein, wo sie eine niedliche Erdbeerzucht hat, grub und jätete emsig mit den kleinen Händlein, und von der großen Reise war keine Rede mehr.

Mir aber bleibt dieselbe um so merkwürdiger, je weniger sich dabei zugetragen hatte. Ich war ein klein bißchen klüger, als zwei Stunden zuvor. Das Reisen bildet!

Wie bin ich auf die Welt gekommen?

Im Sommer, wenn's recht heiß ist, legt man sich nach dem Mittagessen gerne ein wenig in die Laube auf die Bank. In der grünen, schwülen Dämmerung, die dort und da von einem grellen Sonnenfunken durchbrochen ist, ruht man wie Adam, solange er noch alle Rippen an sich hatte.

Doch hat sich's bei mir an diesem Tage bald anders und doch auch anmutig gespielt in der Laube. Meine zwei Töchterlein kamen herbeigeschlichen, die vierjährige Martha und die elfjährige Gretel. Die eine hatte ein elfenbeinernes Kämmlein in der Hand, um mir das Haar zu strählen, die andere hatte ein Felberzweiglein, um mir die Fliegen abzuwehren. Denn manchmal läutete eine Hummel herum über dem Haupte, oder ein fein summendes Mücklein kreiste um die Nase. Die zwei Dirnlein waren anfangs, als sie merkten, daß ich schlafen wollte, bei ihren Beschäftigungen ganz still gewesen, als sie aber sahen, daß ich die Augen schloß, begannen sie leise zu flüstern; sachte wurden sie ein wenig vernehmlicher, so daß — wie fest ich auch „schlummern" mochte — mir kein Wort entging. Nachdem die kleine Martha so eine Weile an meinen Haaren, an der Stirn und den Ohren herumgetan hatte, fragte sie plötzlich die gegenübersitzende Gretel: „Du, wie bin ich denn hergekommen?"

Die Gretel ist schon ein träumerisches Geschöpf, oft in sich versunken und Gedanken spinnend. Wird sie plötzlich angesprochen, so erschrickt sie und gibt verkehrte Antworten. Wenn sie sich aber sammeln kann, dann sagt sie manchmal ein krauses Wort, wie es zwar im Alltage

nicht viel Gültigkeit hat, und doch ist es wundersam wie Vogelstimmenkunde, wer es versteht. Langsam ward sie nun inne, was das Schwesterl so plötzlich und unvorhergesehen gefragt, aber sie schaute nur verwundert drein. Da fragte die kleine Martha noch einmal: „Wie bin ich denn auf die Welt gekommen?"

Und jetzt antwortete die Gretel: „Der liebe Gott hat dich halt vom Himmel herabgetan."

„Hat er mich herabgeworfen? Und habe ich mich nicht totgefallen?"

„Weißt, Martha, das ist so gewesen," begann nun die Gretel, „der liebe Gott sitzt im Himmel oben auf einem Wolkenhaufen und hat ein goldenes Gewand an und einen langen schneeweißen Bart, und um und um fliegen Engel, große und kleine, die haben ganz runde Haxeln und goldene Flügel, und tun dem lieben Gott das Haar krauen und den langen Bart und singen ihm was vor. Und einmal, wie sie wieder so um ihn her sumpern, streift der liebe Gott mit der Hand rasch durch die Luft, wie wenn er Fliegen wollt' fangen, da hat er auch schon was in der Faust, und das ist ein winzig kleines Engerl. Er macht die Faust ein bissel auf, daß man hineingucken kann, wie das drinnen herumkrabbelt und sagt zu ihm: Kleines Engerl, du sollst auf die Welt hinabkommen. Ich bin gebeten worden, daß ich ein Kindel schick'. — Ich mag aber nicht, sagt das Engerl, auf der Welten unten ist's nicht lustig, das hat die Tuderl gesagt, die schon einmal unten gewesen ist. Da hat's so einen scharfen Sand auf der Welt unten, wenn man barfuß gehen will; und wenn man sich den Kopf wo anstoßt, so tut's weh; und wenn man sich Stachelbeeren pflücken

will, sticht ein Dorn, und wenn man beim Wasser Mühlradel spielt, wird man ganz naß am Kleidel und Schürzel und nachher kriegt man von der Mutter Wix Wix! Nein, ich mag nicht hinab. — Sagt der liebe Gott: Jetzt laß einmal meinen Bart aus und zupf nicht und los', was ich dir sage. Auf der Welt unten, wo du hin sollst, haben sie ein weißes Kaninchen mit roten Augen, das steht auf den Hinterbeinen und schnuppert mit dem dreispaltigen Schnäuzlein, wenn ihm das kleine Dirndl Klee vorhält."

„Bin das ich?" fragte die kleine Martha drein.

„Warte nur," fuhr die Gretel fort. „Und nimmt das Engerl jetzt den lieben Gott um den Hals und sagt: Ja, ich gehe schon hinab. Nicht so hitzig, kleines Ungetüm, ich krieg' ja keinen Atem! ruft der liebe Gott, und ich will dir wen mitgeben, der drauf schaut, daß dich die Dornen nicht stechen und die Steine nicht kratzen und daß du den Kopf nicht anstoßest und nicht ins Wasser fällst. — Ein Kindsmädel? fragt das Engerl. — Nein, einen Schutzengel, sagt der liebe Gott und tut einen Pfeifer. Da fleferitzen alle Engelein herbei und ruft der liebe Gott eins hervor: du dort, mit dem krausen Haar! Du bist klug und geschickt, du sollst der kleinen Martha ihr Schutzengel sein auf der Welt."

„Bin ich es?" schreit die kleine Martha freudig erschrocken drein.

„Pst! Du wirst den Vater aufwecken!" flüstert die Gretel. „Du mußt ruhig sein, sonst erzähle ich nicht weiter."

„Du bist lieb, Greterl, du kannst so schöne Geschichten!" schmeichelt die Kleine, und streichelt sie mit zartem Händchen an der Wange.

„Hat sich nachher,“ fährt die Gretel fort, „der liebe Gott besser zurechtgerückt auf seiner Wolke, hat einen langen Stock genommen und damit durch die Wolken ein Loch gemacht: Jetzt, Martha, guck' einmal hinab. Deine Mutter hab ich dir ausgesucht, dort unter dem Kirschbaum die junge blasse Frau mit den schwarzen Augen, das ist sie. Und den Vater kannst du dir wählen. Guck einmal. Dort der große Herr mit dem langen roten Bart, der hat ein schönes Schloß, Roß und Wagen und viel Geld, magst du den zu deinem Vater? — Den mag ich nicht! sagt die kleine Martha. — Gut, sagt der liebe Gott, dort ist ein anderer. Der schöne Mann mit dem schwarzen Schnurrbart und dem langen tscheppernden Säbel. Der ist ein tapferer Mann und kriegt bald einen Stern auf die Brust, den wirst du doch mögen. — Ich mag ihn nicht! sagt die kleine Martha. — Dummes Mädel! brummt der liebe Gott, daß du mir den feinen Offizier stehen läßt! Du willst also gewiß den jungen Schäfer mit dem langen Stab, der dort auf grüner Au die Schäflein weidet. — Den mag ich auch nicht, sagt die kleine Martha ganz leise. — Dann such' dir selber einen! sagt der liebe Gott verdrießlich. — Das Dirndel luget unter den Leuten herum und schüttelt so den Kopf. Auf einmal sieht es in der Laube einen liegen und schlafen, der hat ein schmales Gesicht und eine weiße Stirn, der schaut aus, als tät' er gut sein und den will es zum Vater haben. — Den kannst du schon haben, drauf der liebe Gott, aber ich sage dir nur, gar viel große Herrlichkeit wirst du bei dem nicht haben, er ist ein Dichter. Aber ich will dich segnen, wenn du ihn nimmst, und ich will *ihn* segnen, wenn er dich zu seinem Kindlein be-

kommt. Und wie der liebe Gott so geredet hat, da tut er wieder einen Pfeifer und sind auf einmal allerhand Tiere da: Lämmer, Kälber, Hirsche, Schweine, Tauben, Löwen, Katzen und Störche. Und zu einem langbeinigen Storch sagt er: Du großer Vogel, du! nimm dieses Kindlein her und trage es hinab zur Frau, die unter dem Kirschbaum sitzt. Kaum daß die Frau noch geschwind das Schürzel aufhalten kann, liegst du schon drinnen, und der Vater steht dabei und ruft hell aus: „Ei, ei, das ist ja unsere kleine Martha! — Und so, mein Schwesterl," flüstert die Gretel, „so bist du auf die Welt gekommen. Pst, hör' jetzt auf zu strählen, er schläft!"

Dann sind sie auf den Zehenspitzen davongeschlichen. Ich liege allein in der Laube mit der grünen Dämmerung und den Sonnenfunken, und ich weiß nicht, ist's ein Wachen gewesen, oder ein Träumen.

Die kleine Gottsucherin.

Über Kinder, die heranwachsen, weiß man nichts mehr zu berichten, sie sind wie andere auch — sie sind Leute geworden. Das Kind aber in seinen ersten Jahren, das ist noch ein Charakter, möchte ich sagen. Wenigstens ist es einheitlich (da es noch keinen jener Zwiespalte kennt, die später den Charakter spalten), weil es noch einfache, wahre Natur ist. Reine Naturmenschen sind wahrhaftig, sie können nicht lügen, denn es ist ganz widernatürlich, etwas anderes zu sagen, als man weiß, anders zu scheinen, als man ist. Noch einmal muß ich es hier sagen: Wenn ein Kind an anderen nicht die Lüge sähe, von selbst würde es nicht sobald darauf kommen, zu lügen.

Ich kenne die Kinder, die mit vier bis fünf Jahren heftige Wahrheitsfanatiker sind, immer in der größten Angst leben, ob sie wohl ja immer die knappe Wahrheit sagen. Ein Zeichen, daß sie von der Lüge schon wissen, und daß man ihnen die Lüge bereits als etwas Abscheuliches hingestellt hat. Gewiß oft sehr überflüssig. An mancher Sünde ginge der junge Mensch vorüber, wenn sie nicht gerufen würde; gleichsam ins Leben gerufen, um sie dann mit allergrößter Mühe des Erziehers wieder zu töten.

Da fällt mir unser fünfjähriges Mädel ein, das ist ein ganzer Mann.

„Willst du heute ruhig schlafen, wenn ich dich ins Bett gelegt haben werde?" fragt die Mutter.

„Wöllen tu ich wohl," sagt die Kleine.

„Wirst du mir das versprechen?"

„Ganz versprechen kann ich's nicht. Wenn ein Krug auf den Boden fällt, kann ich nicht schlafen."

„Kind, es fällt ja keiner auf den Boden!"

„Wenn mich eine Fliege beißt, kann ich auch nicht schlafen. Wöllen tu ich schon, aber ich weiß es nicht gewiß, ob ich kann."

„Wirst du aber wenigstens ruhig sein und nicht schwätzen?"

Da schweigt die kleine Martha. Wach im Bette liegen und nicht schwätzen dürfen — das ist sehr hart! Wir sind ja ein Frauenzimmerchen, ein kleines. Wir sprechen am Morgen das erste Wort, das im Hause gesprochen wird: „Mutter, bist schon wach? Haben die Engel auch Strümpfe an? Sind heute die Kirschen schon reif? Warum sind die Wolken? Damit es regnen kann?

Aber es soll ja nicht regnen. Werden die Schnecken auch naß, wenn es regnet?“ So geht es fort den ganzen Tag. Keine geistige Arbeit ist so schwer, als einem Kinde all die Fragen, wenn auch bloß einfach, zu beantworten. Versucht es nur einmal, ihr werdet bald sehen, daß euer Verstand und Wissen vielleicht gerade ausreicht für Erwachsene, daß es aber ganz unzulänglich ist bei Kindern. — Nun, das zwölf- und vierzehnstündige Frage- und Antwortspiel soll im Bettchen sein Ende finden. Und weil die Mutter sehr darauf dringt, so verspricht es endlich die Kleine, sie wolle ruhig sein, ganz ruhig. — Und sie hält Wort. Wenn sie es einmal versprochen hat, dann bleibt's dabei, ein Wort, ein Mädel! — Was es aber der Kleinen für Anstrengung kostet, das wird nicht erwogen. Die Augenlider preßt sie aufeinander, es hilft nichts, sie kann nicht schlafen. Den kleinen roten Mund hält sie zu mit beiden Händchen, die sie darauf übereinanderlegt, denn sie will sagen, daß sie nicht schlafen kann, sie will fragen, ob der Krug gewiß nicht zu Boden fallen wird oder ob auf dem Jahrmarkte auch lebendige Nilpferde zu haben sind. Und sie darf nicht und darf nicht, denn sie hat's versprochen, nicht mehr zu schwätzen. — Plötzlich ist alle Not zu Ende, sie braucht die Lider nicht mehr einzupressen, den Mund nicht mehr zuzuhalten — sie liegt im süßen, heiligen Kindesschlummer....

Mit neuem Erwachen gehen freilich die neuen Sorgen wieder an. Das heitere, sanfte, folgsame Kind hat seine besonderen Sorgen.

„Wirst du heute brav sein, Martha?“

„Vielleicht.“

„Warum nur vielleicht?“

„Wenn mir der Hans Erbsen ins Gesicht wirft, da werde ich ihm eins an den Kopf geben. Vielleicht. Gewiß weiß ich's nicht."

Sie will sich zu nichts verpflichten, was sie unter Umständen nicht halten zu können glaubt; nichts ist ihr ungeheuerlicher, als wenn etwas anders ausfällt, als es besprochen worden ist. Dieselbe Verläßlichkeit, die sie beobachtet, verlangt sie auch von den „Kindern". Die Kinder, das sind ihre älteren Geschwister von zwölf, fünfzehn, zwanzig und einundzwanzig Jahren. Mit größter Gutmütigkeit blickt sie auf diese „Kinder", nur wenn eines gar zu kindische Sachen tut, als zum Beispiel wenn der Gymnasiast auf dem Kopfe steht, oder wenn der Universitätsstudent sich einen Fuchsschwanz als Schnurrbart anbindet, zieht über das rosige Gesicht des kleinen Dirndels ein Schatten leiser Geringschätzung.

Einzig ernst nimmt sie nur den Vater, weil der auch sie ernst nimmt. Denn sie will ernst genommen sein, was aber nicht ausschließt, daß beide oft recht toll miteinander schäkern. Gott und der Vater, das sind so ihre zwei maßgebendsten Leute. Dem einen strählt sie jeden Tag das Haar, den anderen hat sie noch nie gesehen. Von Gott weiß sie nur nach dem Hörensagen, daß er „die Welt verschlafen hat". Die gute Köchin Sali berichtigt sie zwar immer wieder: „Nicht verschlafen, du Törchen, sondern erschaffen!" „Erschaffen," das versteht sie nicht, sie bleibt bei ihrem Verschlafen. Und Pessimisten sagen, dieser neue Glaubensartikel der kleinen Martha stimme ganz auffallend.

Gerne befaßt sich die Kleine mit metaphysischen Dingen und ist dabei so klug, wie ein fermer Dogmatiker

oder Philosoph, was freilich nicht allzuhoch gegriffen ist. „Ich denke jeden Tag ans Sterben," sagte sie einmal auf einem Spaziergange zu mir. „Ich freue mich schon darauf."

„Oho!" rufe ich aus. „Gefällt es dir denn nicht auf der Welt?"

„Mir gefällt es schon, aber im Himmel ist's noch viel schöner."

„Und du wolltest von deinem Vater fortgehen?"

Ich merkte wohl, wie ihr dieses rohe Wort ans Herzlein stieß, sie zuckte nur ganz leicht mit den Wimpern und sagte überlaut: „Oh! du kommst ja auch in den Himmel."

„Was wollen wir denn dort miteinander machen?"

„Halt herumfliegen. Wir werden ja alle Engel. Du wirst auch ein Engel, Vater, aber du mußt deine Augengläser aufbehalten, sonst kenne ich dich nicht unter den anderen Engeln. Wirst du im Himmel auch noch Asthma haben?"

„Ich hoffe nein, mein Kind."

„Gelt, Vater, die größeren Leute werden im Himmel neue Gotte?"

— Na, dachte ich, Mädel, wenn du so weiter machst, so wirst du am Ende noch exkommuniziert. Die größeren Leute! Freilich, Menschen sollen größer und gottähnlich werden, ich denke mir's ja auch.

„Wenn ich ein Engel bin," fuhr die Kleine fort, „dann werde ich keine Erdbeeren pflücken!"

„Warum denn? Magst du Erdbeeren nicht gerne?"

„Ich mag sie schon, aber die Erdbeeren sind für Kinder, die keine Flügel haben. Die Engel können auf den

Kirschbaum fliegen. — Vater, wird der Mann, den letztens der Eisenbahnzug auseinandergeführt hat, auch ein Engel?"

„Wenn es alle werden, so wird's auch er," orakelte ich.

„Wie macht denn das der liebe Gott? Macht er den Mann wieder zusammen?"

Wohlgemerkt, die Antworten, die ich dem neben mir frohgemut herantrippelnden Kinde leichtfertig gebe, graben sich wie mit Meißel ein in das junge Gehirn. Und einst — ich erinnere immer wieder — wird es erwägen, daß der Alte manches gesagt, was er selber nicht gewußt. Das Gericht des Kindes fürchtend, habe ich nun geschwiegen.

Die Kleine blickt mich etwas betroffen an. Wir gingen am Feldwege dahin und schwiegen beide. Da standen Blumen und da gaukelten Schmetterlinge, die Martha kehrte sich nicht daran und zappelte in ihrem lichten Kleidlein nachdenklich neben meiner einher. Plötzlich sagte sie: „Aber nicht wahr, Vater, ein Gott ist?"

Da hob ich sie rasch empor und drückte sie an die Brust, und herzte sie und rief: „Ja, mein Kind, er ist! Er ist!"

Vom großen Menschenmädel.

Was hat meine kleine Martha im Schürzlein, das sie in einem Bündel vor sich aufgebunden daherträgt? — Die kleine Martha hat im Schürzlein wunderbare Dinge. Sie hat Grashalme und Birkenlaub und Klee in dasselbe getan, sie hat Käfer abgefangen, krauchende und fliegende Käfer, kupferfarbige, perlmutterfarbige, gold-

farbige, kleine und große, solche, die mit langen Beinen schaudervoll träge weiterkrabbeln, und solche, die auf kaum sichtbaren Füßlein hastig weiterrieseln, daß uns angst und bang wird, ob sie einem nicht plötzlich unters Kleid hineinkommen und dann in die Haut ein Loch beißen!

Die Martha lockert ihr Schürzel ein wenig, ich gucke hinein auf die grüne Welt, wo mit jedem Sprünglein der Trägerin Pflanzen- und Tierreich durcheinandergeschüttelt werden, daß die Erdbeben von Lissabon und Messina dagegen reine Kinderspiele waren. Aber die Käfer machen sich nichts draus, sie wurln im Gekräute durcheinander, die einen heben an, langsam am weißen Kleidchen emporzuklettern, die anderen beginnen eilige Sturmläufe gegen Brust und Hals des Dirndels, so daß dieses kreischt vor lachender Angst, daß es sogar das Schürzlein fallen lassen will und doch dabei die Ecken in der Faust krampfhaft festhält. Wie sie aber gewahr wird den Graus, daß die kleinen Ungeheuer das Gefängnis überall durchbrechen, daß sie von links und rechts, über die Glätten und in den Falten tückisch heraufkommen, da schlenkert sie die Arme aus und streut das Kräuterwerk von sich. Das hilft ihr nichts mehr. Schürze, Rock, Halstuch, Ärmlinge und Busen, Hals und Haar, alles voller Käfer, die einen kitzeln, die anderen zwicken, noch andere jagen über Kinn und Wange her und wollen bei den Nasenlöchern hinein, und etliche umkreisen fliegend den Kopf und sind noch unschlüssig, von welcher Seite sie das Dirndel angänzen sollen.

In dieser Not erhebt die kleine Martha ein vollgültiges Angstgeschrei und läuft zu mir, daß ich sie rette. — Es gelingt und ich beanspruche für diese Tat

kein Heldenmonument. Als die Feinde verjagt sind, teils in die Lüfte hinaus, teils in den Rasen hinab, schauen wir einem Käferlein zu, das selber in sichtlicher Todesangst über Blattwerk und Halme dahineilt und in ein üppiges Moosgeflecht hineinkriecht.

„Wohin ist es denn gelaufen, Vater?" fragt mich mein Dirndel.

„Ja, mein Kind!" sage ich, „das ist jetzt zur Mutter gelaufen und wird ihr erzählen."

„Was? Erzählen wird's?"

„Wird der Mutter erzählen, was es erlebt hat."

„Der Käfer wird erzählen?" fragt die Martha noch einmal.

„Natürlich, warum soll denn der Käfer nicht erzählen, wenn er was weiß! Er hat ja auch eine Sprache, und wenn sie zwar nicht jeder verstehen kann, weil die meisten Leute für eine so kleine feine Sprache zu große Ohren haben, so versteht sie doch die Käfermutter, denn es ist seine Muttersprache."

„Seine Käfermuttersprache," verbessert das Dirndl.

„So ist es, seine Käfermuttersprache. Und davon verstehe ich auch ein bißchen was."

„Hast du nicht zu große Ohren, Vater?"

„Hörst du, wie der kleine Kerl jetzt plappert? Hörst du's?"

„Ja," sagt die Martha, „ich höre es schon, aber das sind unsere Wäscherinnen am Brunnen."

„Nein, Kind, die meine ich nicht. Die höre ich ja gar nicht mehr. Weißt du, das ist so, was der Mensch immer hört, wie das Wasser, oder das Mühlrad oder die

Wäscherinnen, das hört er endlich gar nicht mehr. Und was er sehr selten hört, das hört er sehr gut, wie z. B. ich jetzt den Käfer."

„Ich bitte dich, Vater, was sagt der Käfer?" schmeichelt sich mir das Dirndel an die Brust. Ich spitze natürlich das Ohr, lege den Finger an den Mund, damit sie mäuschenstill sein solle und hebe an, ihr leise zu erzählen, was drinnen im Moosgeflecht der braune Käfer zu seiner Mutter sagt.

„Du Mutterle," spricht der Käfer, nachdem er ins Haus getreten ist. Das Haus ist ein zusammengerolltes dürres Eichenblatt aus dem vorigen Jahr. „Mußt nicht böse sein, Mutterle, daß ich heute so spät nach Hause komme zum Essen. Denke dir, ein Mädel hat mich abgefangen, ein Menschenmädel. Und das ist so groß gewesen wie ein Berg, und seine Finger sind so dick gewesen wie ein Stamm da drüben im Distelurwald. Mit zwei solchen Fingerblöcken hat es mich genommen und in seine Schürze geworfen. Da drinnen hat das Mädel eine große Wildnis von Bäumen und Büschen gehabt und sind schon viele Käfer, bekannte und ganz fremde, gefangen gewesen und umhergestiegen im Struppwerk und keiner hat einen Weg gewußt, und jeder ist gelaufen wie nicht gescheit, daß er wo heraus käme. Mir ist so ein kupferiger Lackel gerade auf den Kopf gestiegen, daß ich sagen muß: Mein Herr, wenn Sie schon einen lebendigen Fußschemel brauchen, so steigen Sie Ihrer Großmama aufs Haupt, und nicht mir!"

„Dummer Käfer!" unterbricht mich die Martha mit Entrüstung, „der Großmama darf man ja auch nicht auf den Kopf steigen! Die ist doch so lieb!"

„Weißt du," belehre ich, „bei den Käfern wird das nicht so genau genommen. Du wirst sehen, wie sich unser kleiner Käfer für das Auf-den-Kopf-Steigen entschädigt hat."

„Was heißt entschädigt?" fragt die Kleine.

„Du wirst es schon hören, der Käfer erzählt also weiter."

„Vater, ist das wirklich," unterbricht mich die kleine Martha, welche es schon weg hat, daß es Erzähler gibt, bei denen ein kleiner Zweifel nicht ganz überflüssig sein mag.

In ernsthafter Weise fahre ich fort: „Also, der Käfer erzählt seiner Mutter: über unserer Wildnis ist ein großes Dach gewesen und das geht auf einmal ein wenig auseinander, so daß wir hinaussehen auf einen steilen Berg, auf dem Schnee liegt. Und wir klettern gleich hinauf. Es ist aber doch kein Berg, es ist das große Menschenmädel, und es ist kein Schnee, es ist das weiße Kleid, das das Menschenmädel an hat. Das ist mir recht, ist darauf besser steigen wie auf Schnee und nicht so kalt. Ich laufe schnell über das steile Feld hinauf und komme zu einer großen goldenen Kugel, die ist viel größer als ich und die Sonne funkelt darin, daß ich ganz blind werde. Jetzt, Mutter, diese Kugel, das ist der Busennadelknopf gewesen, den das Menschenmädel am Halse hat. Dann bin ich auf einen lichten Samt gekommen, der ist hübsch warm und ich darüber hinweg, bis ich vor einer rosenroten Höhle stehe, gar groß, so daß ein ganzes Käfervolk darin Platz hätte. Und da drinnen stehen weiße Felsen, der Reihe nach, sie stehen von unten hinauf und von oben herab. Da wollte ich geschwind ein wenig höhlenforschen

gehen, aber mein Schutzengel hat gesagt: Vorwitz, laß es bleiben, sonst geht's dir schlecht! Denn die rosenrote Höhle ist dem Menschenmädel sein Mund gewesen, mit den Zähnen. Ich laufe weiter und komme zu einem Hügel, der zwischen blühenden Wiesen steil aus dem Boden aufsteigt und zwei Grotten hat. Das ist dem Menschenmädel seine Nase gewesen. Ich habe sie mit dem Rüssel geschwind ein wenig gebissen und da ist aus den Grotten ein krachender Sturm herausgefahren, der hätte mich bald in den Abgrund geworfen."

„Vater, was ist das gewesen?" fragt meine kleine Martha.

„Das Menschenmädel hat geniest."

Die Kleine reibt sich vergnügt die Händlein: „Und hat der Käfer nicht Helfgott gesagt?"

„Der ist erschrocken weitergelaufen," erzähle ich, „und ist in die Gegend gekommen, wo die zwei schönen, blauen Seen sind. Ganz himmelblau. Und ringsherum stehen dunkle Büsche und als der Käfer zwischendurch in den See guckt, da sieht er im Spiegel, wie winzig klein und wie braun er ist. Und diese zwei Seen, das sind meiner Martha ihre blauen Äuglein gewesen."

Ganz rot wird das Dirndel und die dunklen Büsche ihrer Augenwimpern hebt es hoch.

„Und der Käfer erzählt: Mutter, und nun denke dir! Wie ich über das Feld weitergelaufen bin, da sehe ich, daß in den Lüften eine Riesenhand gegen mich herankommt. Ich will in den goldenen Wald flüchten, der weiter oben ist, aber die Hand kommt näher und ich weiß, sie wird mich armes Wesen zermalmen. Links und rechts sind andere Käfer, größere, die spannen ihre

Flügel aus und flattern davon. Und ich habe keine Flügel, ich armes Hascherl, und bin verloren. Mutter, und wie ich so in Todesgefahr bin, da sehe ich den Käfer, der mir vorher auf den Kopf gestiegen ist; und wie er seine Flügel ausbreitet, springe ich ihm auf den Rücken, halte mich fest, er fliegt mit mir ab, so komme ich glücklich auf den Rasen und die schreckliche Hand hat mich nicht ertappt. — Sie hätte dir ja nichts getan, sagt darauf die Käfermutter. Das Menschenmädel kenne ich, es ist zwar ein großes Ungeheuer, aber es hat ein gutes Herz. Es wird kein hilfloses Tierlein töten oder quälen, und wenn es mit seinen Riesenpfoten dahinsteigt, so gibt es immer acht, daß es auf dem Weg keinen Käfer, keine Ameise zertrete. Und wenn das große Menschenmädel mit uns armen Wesen einmal spielt, wie es heute mit dir und den anderen getan hat, so denkt es daran, daß es keinem weh tut. Und wenn ihr einmal kitzelt oder ein wenig stechet oder sonst necket, so macht es sich nichts daraus und denkt, ihr versteht es nicht besser und seid halt einmal so und läßt euch unversehrt wieder fort."

„Das hat die Käfermutter gesagt?"

„Jawohl, mein Kind."

„Diese Käfermutter ist eine ganz gescheite Frau!" ruft die Martha, wie mich dünkt, hocherfreut über die Anerkennung ihrer guten Absichten.

„Ja, und so ist es gewesen," sage ich und denke, die Moral wird sich schon finden.

Die Kleine hängt sich nun mit ihren beiden Händen an die meinen, hüpft und hopst mir eins vor und sagt ganz plötzlich: „Vater, das hast du gut zusammengedichtet!"

So steht es. Wer heutzutage Märchen und Fabeln erzählen will, der muß sich damit an Erwachsene wenden. Die Kinder glauben nichts mehr.

In Rußland, ganz hinten.

Die merkwürdigsten Dinge erlebt man nicht draußen in der Welt, sondern im eigenen Hause. Ein Familienvater kann immer neugierig sein, was es gibt, wenn er nach Hause kommt. Kinder gibt's. Und mit Kindern allerhand Erlebnisse.

Eines Frühsommerabends kam ich heim. Sie saßen alle beim Tisch, waren schrecklich fleißig und duckten ihre blühenden Gesichter eifrig auf die Arbeit nieder. Ich überblickte die Häupter der Lieben und siehe, es fehlte eins.

„Wo ist denn mein Mausi?" fragte ich, denn das kleinste Mädel war nicht da.

„Das ist heute schon schlafen gegangen!" riefen alle zugleich überlaut aus und stickten und strickten und nadelten.

Ganz in Ordnung. Fünfjährige Dirndlein sollen früh ins Bett. Mir aber tat's leid um das Patschhandel, das ich heute versäumt, dieweilen ein alter Herr mich auf der Straße beim Rockknopf festgehalten und mir die Vorteile des Kunstdüngers in der Gurkenzucht erklärt hatte. Mir ging's weniger um die Gurkenzucht, aber vom Knopf wollte ich mich nicht gewaltsam losreißen, weil man die gleiche „Fasson" so selten nachbekommt.

Also das „Mausi" war für heute verspielt. Ich zog den Überrock aus und schickte mich an, auf der Bank eine Rast zu halten. Da fragten mich die Meinen ganz ge-

reizt, ob ich denn heute nicht mehr arbeiten wolle? — Sie haben recht, es heißt dazuschauen. Ich ging in meine Stube, da brannte die Lampe schon, und setzte mich an den Schreibtisch. Aber die Feder ließ zu wünschen übrig. Eine schlechte Feder ist allemal die beste Ausrede, wenn einem nichts einfällt. Auch sonst war die Stimmung nicht heimlich, eine gewisse Unruhe lag in der Luft; auf einmal ein Seufzer. Ich horchte, es war aber nichts. Ein eigentümlicher Geruch war zu spüren, ähnlich wie beim Buchbinder, und doch wieder anders. Die Flamme, dünkte mich, brannte heute unruhiger, als es sich für eine vorurteilslose Petroleumlampe schickt. Plötzlich ein leises Wimmern. Wo war denn das? Irgendwo im Zimmer schluchzte etwas gar erbärmlich — und ich sehe doch nichts. Da, wie ich aufspringen will, stößt mein Füß unter dem Schreibtisch an etwas Elastisches, Lebendiges. Ich leuchte rasch hinab, und jetzt wäre mir die Lampe schier vor Schreck aus der Hand gefallen. Ein abscheuliches Ungetüm grinste mir entgegen, ein riesiger Kopf, aufgedunsen das drachenartige Gesicht, plumpe Stumpfnase, fletschender Mund, aus den Höhlen stachen zwei glurige Schlangenäuglein hervor. So hob sich das grause Ungeheuer aus dunklem Abgrunde gegen mich herauf. Ich stieß einen Ruf des Schreckens aus. Da hörte ich hinter dem grinsenden Scheusal etwas schluchzen und wimmern, zwei weiße Kinderhändchen kamen zum Vorschein und zerrten krampfhaft an dem Gorgohaupte; dieses fiel zu Boden, und das liebe weiße Rundgesichtlein meines kleinen Dirndels war da. Aber es weinte so jämmerlich, daß die hellen Tropfen niederrannen; mit beiden Armen umschlang es meinen Hals und konnte vor Schluchzen kein Wort sagen. — So

schlimm war der Streich ausgefallen, den sie gegen mich geschmiedet. Das Mädel hat dann später seinen Geschwistern gestanden, warum es geweint, erstens, weil es fürchtete, den Vater zu sehr zu erschrecken, und zweitens, weil an der neuen Larve der Leim so arg gestunken habe.

Am anderen Tage war ein anderer Tag! Ich ging mit dem kleinen Mädel über das grüne Land. Das Kind nützt die Zeit, wie wir „Große" es nicht mit demselben Fleiße und Erfolge vermögen. Alles, was da blühte, kroch und flog, nahm es wahr und fragte mich darüber gründlich aus. Wer wissen will, daß er nichts weiß, braucht kaum erst den Monolog des Faust zu lesen, noch fast besser wird er's inne, wenn er mit fragenden Kindern umgeht. Was ich der Kleinen ungenügend beantwortete, erklärte sie sich selbst. Auf die Frage, was die Maikäfer frühstücken, war am Ende eine Antwort nicht so schwer: diese Herren frühstücken Salat aus frischen Baumblättern und trinken Tau dazu. Andere Tierlein saugen Milchkaffee mit Zucker aus Stengeln, Blättern und Blüten; die Ameisen füttern und melken Blattläuse oder schlachten Würmchen und Käferlein für das Gabelfrühstück. — Schlechter ging es mir bei der Frage, weshalb die Käfer nicht kochen können. Nun, erklärte das Mädel, einfach, weil sie in den Suppentopf fallen würden. — Warum haben Hasen keine Hosen an? Ja, weil sie eben keine Buben sind. — Wichtiger war die Frage, weshalb Katzen keine Handschuhe tragen. Denn wir hatten ein weißes zutunliches Kätzchen abgefangen, das schmiegte sich weich wie ein Flöckchen Baumwolle an unsere Wangen, ließ aus dem falben Schnäuzchen ein zartes Spinnen vernehmen und schaute uns mit den grünlichen Glühäuglein schier verliebt an. Zuerst gab sich mein

Mädel dieser neuen Freundin mit einer gewissen Vorsicht und Befangenheit hin, strich ganz leicht mit der Hand über das feine Tier und seinen flockigen Schweif. Bald war das Verhältnis ein innig vertrautes, und das Dirndel konnte nicht genug Koseworte finden, um seinem liebewarmen Herzlein Genüge zu tun. Da gab es auf der ganzen Welt kein schöneres, herzigeres Mauserl, als das Kätzelein. Plötzlich warf das kleine Vieh die Pfote aus und kratzte das Mädel an der Wange. Dieses schleuderte das Tier erschrocken von sich. In höchster Bestürzung starrte die Kleine mich an, sprachlos, — über das blühende Rundwänglein ging ein mehrstriemiger Kratzer.

„Geh, Närrlein!" rief ich überlaut, um das bis ins Herz erschrockene Kind zu beruhigen, „es war ja nur ein Liebestascherl, und was kann die Katz' dafür, daß sie so scharfe Prankerln hat!"

„Es war ja nur ein Liebestascherl!" rief das Dirndel aus, lachend rief es und dabei standen ihm die Augen voll Wasser. „Es war ein Liebestascherl. O, das gute Kätzlein!"

Wir gingen weiter und ich suchte der Kleinen das Vertrauen zu den Tieren wieder aufzurichten. „Werden wir nicht etwa einem Wolf begegnen?" fragte sie plötzlich, denn der Wolf war ein Schreckgespenst, das ihr wahrscheinlich einmal von einer dummen Magd beigebracht wurde. Man sollte derlei Mägde auf sechs Stunden lang krumm schließen und zu den Mücken hinaushängen. Ein wirklicher Wolf kann nicht schlimmer beißen, als solch ein eingebildeter quält im angstvollen Kindesherzlein.

„Wölfe gibt's gar keine!" versicherte ich meiner kleinen Begleiterin.

„Vater!“ entgegnete sie ernsthaft, „Wölfe gibt es wohl, sonst könnten sie ja nicht so heißen.“

„Hat's gegeben. Sind alle totgeschossen worden von den Jägern.“

„Und die Greterl hat mir aus dem Büchel vorgelesen, daß der Jäger den Hasen und das Reh totschießt,“ sagte die Kleine.

„Nun, so haben die Jagdhunde den Wolf verjagt,“ sagte ich.

„Die lieben Jagdhunde!“ rief das Mädel ganz entzückt aus. „Die Jagdhunde sind wohl brav, gelt, Vater?“

„Ja, Kind, die sind freilich brav.“

„Wohin haben denn die Jagdhunde den Wolf gejagt?“

„Ins Rußland hinein.“

„Ins Rußland? Ist das weit?“

„Gar nicht zu sagen, wie weit.“

„So weit?“ Sie streckte die Ärmlein aus, so weit sie konnte, um die Entfernung, die sie meinte, anzudeuten.

„Es gibt schon fast gar nichts, was so weit wäre, als Rußland. Ganz hinten.“

„Ganz hinten? Und dort ist der Wolf? Vater, wenn er aber auf einmal herüberläuft?“

Um sie auf andere Gedanken zu bringen und doch ihrem Hange für die Tierwelt gerecht zu werden, führte ich die Kleine durch ein halbverfallenes Tor in den Wildpark eines Meierhofes, den ich in früheren Jahren oft durchwandelt. Nun hatte ich gehört, daß dort drin in einem Drahtgitterzaun gefangen zwei junge

Hirschlein wären. Zwischen uralten Bäumen, aus denen der Moder roch, schritten wir auf feuchtem Grunde dahin; in den Baumgewölben wurde es immer dunkler, so daß mein Dirndel mich fester an der Hand hielt und enger neben mir einhertrippelte. An einem schwarzen Teiche ging's vorüber, auf dessen Spiegel große Lattichblätter schwammen und in dessen Uferschilf Frösche quakten.

„Kommen wir bald zu den lieben Hirschlein?“ fragte mich mein Dirndel.

In demselben Augenblicke kam langsam und bellend ein großer zottiger Hund auf uns zu.

„Der Wolf!“ stöhnte mein Dirndel und zuckte zusammen.

„Sei nicht kindisch, Mädel. Das ist ja gerade der brave Hund, der ihn verjagt hat.“

Nun pfotete aus Waldesfinsternis ein zweiter Bulldogg hervor, auch der begann zu bellen und strich gegen uns her. Ist auch schon ein dritter da, und gemeinsam fahren sie auf uns zu. Einen Schreckschrei stößt mein Mädel aus, ich reiße es vom Boden empor an meine Brust. Die Hunde umkreisen uns mit heftigem Geheul, mit jedem Schritt, den ich mache, drohen sie mir an die Beine zu fahren. Als ich mich umwende, zeigt die eine Bestie mit lechzender Zunge und blanken Zähnen, röchelnd vor Wut, daß sie uns zerreißen will, sobald ich auch nur eine Miene mache, von der Stelle zu gehen. So bleibe ich stehen wie ein Klotz und suche mein Kind zu bergen hoch an der Achsel, so gut es geht. Krampfhaft bebend, stöhnend hat die Kleine sich um den Hals geschlungen, hat die Augen geschlossen, als das Geheul

der Bestien immer ohrenzerreißender wird und eine mir lechzend an die Brust springt. Nun steift sich das Leiblein des Kindes nach rückwärts, die Augen gehen ihm über, daß nur mehr das Weiße zu sehen ist, und das Gesicht wird blau. In diesem furchtbaren Augenblicke stoße ich einen Hilferuf aus, so gellend, wie bisher keiner noch aus meiner Brust gekommen. Da ist hinter dem Teiche ein Pfiff, und zwischen dem Gestämme kommt ein altes Männlein zum Vorschein, das mit dünner Stimme so lange: „Kuschen, Ludern!“ ruft, bis die Hunde von uns ablassen.

Wie ich mit meinem Kinde aus dem Wildparke gekommen bin, ich weiß es nicht. An der Straße auf einem Schotterhaufen saß ich, mein Dirndel hing mir krampfig am Halse. Am Parktore lauerte der alte Jäger und schien nicht ohne Befriedigung darüber zu sein, daß seine Fänger unberufene Eindringlinge so wacker zurückgewiesen. Mein Kind labte ich mit feuchtem Grase. Es war zu sich gekommen, klettete immer noch fest an meinem Nacken und schaute mich mit starren Augen an.

Des Weges kam ein Wagen mit leeren Bierfässern, der nahm uns mit in das Dorf. Daheim habe ich hernach das Abenteuer angedeutet, aber nicht ausgemalt. Die Kleine hat am nächsten Tage ihren Geschwistern wohl von den Schmetterlingen, Käfern und Ameisen erzählt, die wir gesehen auf unserem Ausfluge, auch von dem Kätzlein mit der scharfen Liebespfote, nichts aber, kein Wort von den Bluthunden im Wildpark. — Oft war es von dieser Zeit an, daß sie in der Nacht mitten aus dem Schlafe aufschreckte und kläglich rief: „Die Hunde! Die Hunde!“

Als wir im folgenden Herbst in die Stadt zurückgekehrt waren und unsere sommerlichen Erlebnisse den Bekannten mitzuteilen hatten, fragte jemand, zum Mädel sich niederbeugend: „Und was hat denn das kleine Fräulein immer gemacht?"

Antwortete mein Dirndel: „Das kleine Fräulein ist einmal in Rußland gewesen — ganz hinten."

Eine Vorlesung im „Salon" der kleinen Martha.

„Siebenjährige Mädeln gehören nicht in öffentliche Versammlungen — basta!"

Das war der Bescheid. Die kleine Martha schaute mich anfangs mit ihren runden Blauäuglein verblüfft an, sachte füllten sich diese Äuglein mit Wasser. Was hatte sie denn getan, daß ich ihr so unwirsch ans Herzel stieß? Mit leiser, einschmeichelnder Stimme und die Fingerspitzen der beiden Händchen zusammengelegt, hatte sie mich schon das zweitemal gebeten, ihr zu erlauben, daß sie mit der älteren Schwester eine Vorlesung: „Wie die Steirer reden", besuchen dürfte, die an einem der nächsten Tage im landschaftlichen Rittersaale zu Graz gehalten werden sollte.

Als sie nun wie ein Figürl Betrübnis davonschleichen wollte, rief ich sie an: „Na, Dirndl, kleines, komm her. Ich will dir was sagen: Setze dich da aufs Knie. So. Schau, unter den vielen großen Leuten im Saale würdest du dahocken wie ein gefangenes Kätzelein, nichts sehen und nichts hören vor lauter Ellbogen und Buckel um und um. Nein, da täte mir mein Kindel zu leid. Da weiß ich was Gescheiteres. Am nächsten Sonntag

ladest du dir auf deine Stube deine kleinen Freunde und Freundinnen ein, dann werde ich kommen und euch — euch ganz allein — eine Vorlesung halten, wie die Steirer reden."

Sei es in Schmerz oder Lust — die Kleine schreit nicht auf. In stiller Innigkeit trägt sie auch das freudig hüpfende Herzlein umher, nur an ihren schwebenden Schritten, die kaum den Boden berühren und an ihrem leuchtenden Gesichtlein kann ich's lesen. So auch jetzt, wie sie davonhuschte, um ihren Geschwistern das Heil mitzuteilen, das ihr eben widerfahren war.

Bis zum nächsten Sonntag waren noch fünf Tage, aber welch gewichtige Zeit! Sie mußte ihre sieben kleinen Freunde einladen, die sie auf öffentlichen Spielplätzen sich erworben hatte, sie mußte sorgen, daß sieben oder gar acht Stühle in der Stube stünden, sie mußte sich darum kümmern, daß ein weißgedeckter Tisch mit zwei Lichtern bereitstünde, sie mußte darauf bedacht sein, daß alle Türen gut zu schließen wären und kein störender Lärm von außen eindringen könne. Obschon die ältere Schwester versicherte, das alles würde aufs allerbeste bestellt werden, wollte die Kleine doch schon am Mittwoch den Tisch und die Stühle aufstellen, jedenfalls aber die Zuckerschächtelchen besorgen, mit denen die Gäste bewirtet werden sollten. Am Freitag war die Erwartung schon so hoch gespannt, daß mir allen Ernstes bange wurde, ob der Erfolg wohl auch ganz entsprechen würde. Da kam am Samstag plötzlich die Absage zweier geladener Freundinnen, sie hätten nicht Zeit zu erscheinen, sie müßten im Bette liegen. Es wären die Masern gekommen.

Die kleine Martha war über diese Botschaft fast

totgeschossen. Sprachlos schaute sie rings auf die Gesichter, Rat und Hilfe suchend. Endlich wandte sie sich gegen die Wand hin, wo gar nichts war, als kalte Ziegelsteine, und sagte scheinbar gelassen: „Ich werde den Vater bitten, daß er die Vorlesung, wie die Steirer reden, an einem anderen Sonntag hält, bis die Masern fort sind.“

Erst bis ich sie versicherte, die Masernkinder seinerzeit mit einer Sondervorlesung zu entschädigen, blieb es bei dem ursprünglichen Programm.

Der Sonntag war endlich da. Die kleinen Gäste nahmen noch in aller Lebhaftigkeit ein Jausenbrot ein, Martha konnte vor Ungeduld nicht einen Augenblick stillsitzen, nicht einen Tropfen Milch genießen. Ich gestehe redlich mein Lampenfieber zur selbigen Stunde. Das war im Grunde doch höchst unüberlegt gewesen. Was liest man so Kindern nur vor? Ich hatte nichts, als die Geschichten für die Großen. Kindern erzählt man Märchen, und in solchen war ich mit dem, wie die Steirer reden, nicht eingeschossen. Sie wollten aber hören, wie die Steirer reden!

Fürs erste zog ich ein überaus feierliches Kleid an — Frack, weiße Krawatte, weiße Handschuhe und einen hohen Zylinder. Für eine Kindervorlesung war mir dieser Anzug gerade kindisch genug. — Für jede erwachsene Person, außer der meinigen, war der Eintritt strengstens verboten. Und als ich nun feierlich in den „Saal“ trete, die Seidenröhre auf den Tisch stelle und die elegant von den Fingern gestreiften Handschuhe hineinwerfe, und wie ich mein Publikum, so im Alter von vier bis zehn Jahren, betrachte, das im Halbkreis vor dem Tisch versammelt ist, sehe ich mitten unter ihm eine Gestalt mit weißem

Haar und mit rosigem Gesichte — und ist's die Großmama. Martha hatte mir noch flüchtig zugeflüstert, Großmama sei ihr unversehens zur Tür hereingeschlüpft, aber es mache nichts, sie sitze auf den zwei leergebliebenen Stühlen.

Mir war ein wenig bange und ein wenig ulkig zumute. Mit unsagbarer Grandezza putzte ich die Brillen, zog die Bücher aus der Tasche und begann langsam und getragen also zu sprechen:

Hochgeehrte Versammlung!

Ihrem mich sehr ehrenden Wunsche folgend bin ich erschienen, um Ihnen diese drei stattlichen Bücher vorzulesen. Voraussichtlich werden Sie von Ihren Herren Eltern auf längere Zeit Abschied genommen haben, denn vor Neujahr ist keine Rede, daß die Vorlesung zu Ende geht ..."

Diese Ansprache verfehlte ihre Wirkung nicht, die runden Gesichtlein zogen sich in die Länge, eines der kleinen Mädchen starrte mich mit dem Ausdrucke des Entsetzens an. Mir selbst war während der obigen Worte bedenklich zumute gewesen ob der Enttäuschung und Verheerung, die sie in den hoffenden Gemütern anrichten mußten! Nun aber fuhr ich fort: „Weil mir übrigens just einfällt, daß das liebe Christkindfest nahe ist, so wird's doch gescheiter sein, ich lese euch nur etliche kleine Geschichtlein vor, damit ihr noch an diesem Abend bei Vater und Mutter zu Hause seid. Ist's recht so?"

„Ja! Ja!" riefen sie freudig, und auf solche List glaubte ich nun leichtes Spiel zu haben.

Zuerst erzählte ich gemütlich, wie die Steirer reden,

die Geschichte vom Tannenbaum. Der stand im Herbste ganz verlassen und verachtet im Walde, während alle anderen Bäume Früchte und Gaben hatten für arme Waisenkinder. So wurde der Unnutz von den anderen verachtet und verspottet und vor Scham verdeckte er sich mit dem Tuche des Schnees. Und da war's mitten in einer Winternacht, daß ein Engel über den Wald flog, die Bäume weckte, ob nicht einer von ihnen so gut sein wolle, sich umhacken zu lassen, in die Hütte der Waisenkinder zu gehen und ihnen Botschaft zu bringen, daß das göttliche Jesukind vom hohen Himmel herabgekommen sei auf die Erde. Keiner der Bäume, die im Herbst sich so sehr geprahlt hatten mit ihrem Wohltun, erklärte sich bereit, den Botendienst zu übernehmen, nur der Nichtsnutz, der Tannenbaum, gab sich hin und ließ sich umhauen. Mit einem hellen Lichterkranze geschmückt, schwebte er nächtig hin in die arme Hütte, wo er während des Verblutens noch die Ankunft des Heilands verkündete. — Ein paarmal hörte ich in meinem Publikum während dieser Erzählung so ein Aufgröhlen — ein Lachen oder Weinen, ich weiß es nicht, was es war; und der's getan, hat's am Ende auch nicht gewußt.

Während dieser Erzählung hatten die Kanarienvögel in ihrem Wandkäfig angefangen, hell zu schmettern. Glaubten sie im Walde zu sein, so war ja das für den Vorleser ein großer Erfolg. Martha konnte solches aber jetzt nicht brauchen und ließ ein rotes Tuch über die lustigen Rebellen werfen.

Nun kam zum Vortrag der „Sauhalter", was der täte, wenn er Kaiser wäre! Lange ratschlagt er darüber mit einem Bauern. Dieser wüßte wohl, was er täte.

Wenn er Kaiser wäre, ließe er sich's gut sein und läge den ganzen Tag auf dem Heu. So gemeiner Denkungsart ist der Sauhalter nicht, er ist ritterlicher Gesinnung. Er, wenn er Kaiser wäre: auf hohem Roß mit güldenem Sattel ritte er seinen Säuen nach, und sechs Grafen müßten hinten drein trappeln.

Jetzt erst sah ich, welch ein Glück, daß Großmama vorhanden war. Sie allein lachte zu meinem „Sauhalter" hell auf. Sonst lachte niemand. Die Kinder sahen nicht ein, weshalb ein Sauhalter, wenn er Kaiser wäre, den Säuen nicht auf hohem Roß nachreiten sollte!

Martha benützte eine kleine Pause, um Zuckerchen herumzureichen, die auch sehr entgegenkommend angenommen wurden. Ich hoffte durch diese Sache eine Besserung der einigermaßen flauen Stimmung. Es wollte aber nicht recht anschlagen.

Bei der Geschichte vom Bären, der mit seinem Schweif einen Handwerksburschen aus dem hohlen Baum herauszieht, ging's entschieden schief. Schrie jählings ein Knäblein aus der Reihe: „Die Geschichte ist erlogen. Der Bär hat gar keinen Schweif! Habt ihr's denn nicht gesehen, letzthin in der Menagerie, daß der Bär keinen Schweif hat?!"

„Ja, ja, er hat gar keinen!" riefen sogleich mehrere durcheinander, ein Aufruhr wäre entstanden, wenn Martha nicht beschwichtigend dazwischengetreten wäre, es sei ja nur ein Spaß vom Vater, das mit dem Schweif! Sie wollten aber nicht einsehen, wo denn da der Spaß sei, wenn man etwas sage, was nicht wahr ist!

Es war sehr öde geworden, ich sehnte mich nach dem Singen der Vögel. Noch wollte ich mich mit dem „Regen-

schirm“ retten. Ein Stück, das sich für den Vorleser schon manchmal als — Fallschirm erwiesen haben soll. Wer dabei hell auflachte, war Großmama, eine treue und anbetungswürdige Anhängerin der alten Schule, der auch noch ein alter Spaß gefällt. Zwei kleine Franzosen waren unter meinen Zuhörern, es hingen ihnen hinten noch die weißen, sehr sauberen Zipflein aus den Hosen. Denen war das Deutsche nicht Muttersprache, sondern Schulmeistersprache, in der sie mit langsamem Pathos und unendlicher Korrektheit die drolligsten Dinge sagten. Sie waren sehr aufmerksame Zuhörer und wünschten Wiederholung einzelner Stücke. Es gefiele ihnen, gestanden sie, das so gut, wie die dummen Bauern mit „breitquatschigem Mund“ so zum Lachen dahersprächen. Denen entgegen war ein deutscher Knabe da, der — schon im Banne der Schule — die ganze Vorlesung sehr ernst nahm, über das Gelächter der anderen einiges Befremden zeigte, dessen Augen aber zu leuchten begannen, wenn etwas Rechtes aus Geschichte, Geographie oder dergleichen vorkam. Als ich dann zum Schluß den bekannten „Kolumbas“ las, der vom „Kini von Schbanien“ ersucht wird, „er möicht sa guat sein und Amerika entdäikn“ — da schüttelte mein ernster Knabe einigermaßen das Haupt. Der „Kolumbas“ entdeckt pflichtschuldigst Amerika. Wie er dort aufs Land steigt und „schwarzi Mannler“ umherlaufen sieht, redet er sie an: „Verlaub z'frogn, is däs Amerika?“ — „Jo freilih!“ sagen die Schwarzen. „Und seids ees d' Neger?“ — „Ah jo freilih sein ma's!“ sagen sie, „und du bist gwiß der Kolumbas!“ — „Stimmt!“ sagt er. „Saggra, saggra!“ sagen die Schwarzen, „mir sein entdäikt!“ — Schluß. —

Kein Hauch der Befriedigung. Schweigend schauten die Kinder einander an. — Ich klappte das Buch zu. Es war eigentlich aus, aber ich hatte das Gefühl, als müsse noch etwas geschehen. Ich rückte den Sessel und begann zu erzählen, in ernsthafter Weise und sehr einfach, die wirkliche Geschichte der Entdeckung von Amerika, nur etwas wärmer, als sie in der Schule vorgebracht wird. Das schlug ein. Mit größter Spannung hörten sie mir zu, und je lebhafter die Fährlichkeiten des Seehelden geschildert wurden, je größere Befriedigung zeigte sich auf den jungen Gesichtern.

Martha, die als kleine Gastgeberin während des ganzen Abends überall zum Rechten gesehen hatte und nun die Ehre des Abends auf ihren Schultern ruhen fühlte, hub — als ich aufstand — an, in die Hände zu klatschen. Man ließ sie anfangs bei dieser Verrichtung ziemlich allein, bis sie den Gästen zuwinkte, zuflüsterte, nur auch recht tüchtig mitzuklatschen. Sie wußten zwar nicht, warum der Lärm, taten aber tapfer mit, bis auch dieses kommandierte Kleingewehrfeuer in kürzester Zeit verstummte. —

So ist diese Vorlesung ausgefallen, bei der jedenfalls der Vorleser mehr von den Kindern gelernt hat, als sie von ihm. Wenn ich wieder einmal so eine Kindervorlesung halte, dann mache ich's ein wenig anders. Ich werde Respekt vor ihnen haben. Fürs erste werde ich in einem anständigeren Anzug vor sie hintreten. Fürs zweite werde ich mich nicht gestelzt an den feierlichen Tisch setzen, sondern mitten unter sie hinein auf einen Schemel, so daß sie sich auf meine Knie setzen, an meine Achseln lehnen können. Fürs dritte werde ich

ihnen nicht lächerliche Anekdoten vorlesen, wie sie die Erwachsenen so gerne hören, vielmehr kleine ernsthafte Geschichten erzählen von Seefahrten, Indianern und Räubern, und lauter so großartigen Kerlen, aber manchmal auch ein drolliges Schurkerle darunter, das tüchtig ausgelacht und zum Schluß mit Schand und Spott abgeführt wird. — Wahrlich ja, die Kinder muß man ernster nehmen, als die Erwachsenen, und immer ist keine heitere Großmama vorhanden, die ein Fiasko aus dem gröbsten herauslacht.

Klein Walter.

Was bisher in diesem Buch erzählt wurde, war von meiner Jugend in den Kindern, gleichsam von meiner zweiten Jugend. Nun kommt meine dritte — die Jugend in den Enkeln. Ich bin Vater und Kind, Großvater und Enkel zugleich. Jungfrische Wipfelchen, und wie ein munteres Vögelein hüpft meine Seele von einem auf den andern. Und Zeit ist Ewigkeit geworden.

Vor wenigen Tagen noch war ich selbst so ein Junge, wie jetzt mein zweieinhalbjähriges Enkerl ist. Es kann nicht viel länger her sein, zählen doch nach der Heiligen Schrift tausend Jahre wie ein Tag. — Freilich nicht, solange sie währen, denn da gibt es Tage, die wie eine Ewigkeit sind — aber wenn tausend Jahre vorüber sind, dann zählen sie wie ein Tag. Und das Erinnern des alternden Mannes ist flinker als seine Beine, es überspringt mit Leichtigkeit sechzig lange Jahre, um wieder dort zu sein, wo es am nettesten gewesen ist — in der Kindheit voll Sonnenschein und voll Dämmerung zugleich.

Ich bin nun freilich schon längst nicht mehr auf die Erinnerung angewiesen, es ist auch kein Verlaß auf sie, man wird sooft auf Abwege geführt von ihrer leichtfertigen Freundin, der Phantasie. Ich brauche nur ein paar Stunden auf der Eisenbahn zu fahren und stehe als alter Mann leibhaftig vor mir, dem kleinen Küttel-Buben. Wenn dieses Wunder ein einzigmal geschehen wäre, kein Mensch würde dran glauben — aber es geschieht

millionenmal, es geschieht täglich; da denkt man, 's ist halt natürlich und geht zur Tagesordnung über. Die Tagesordnung aber ist nichts anderes, als immer wieder: Vater, Sohn, Enkel und so fort in ewiger Dreieinigkeit.

Wenn ich vor meinem Enkerl knie, so geschieht das ja freilich nicht in Anbetung, sondern weil es so klein ist. Als eines Tages der große Zar und dieser kleine Knabe um mich rangen, wer hat gesiegt? Zu Mürzzuschlag auf dem Bahnhofe war ich gestanden, um mit lebhafter Neugierde den russischen Kaiser zu erwarten, der von der Mürzsteger Jagd zurückfuhr. Da fiel mir plötzlich das Enkerl ein, das in einem Stündlein auf ein Stündlein zu erreichen war, den Zar ließ ich Zar sein und lief dem Kinde zu. Damals war der Großherrscher noch nicht einmal durch die Japaner geschwächt und ist doch das Kind stärker gewesen. Zu Großen kommt man am besten mit Geschenken und so auch zu Kleinen. Doch wie ich meinen Kindern nie etwas mitzubringen pflegte, so halte ich es auch bei meinen Enkeln. Sie sollen mir in die Augen schauen, anstatt auf die Hand, ich will den Empfangsjubel für mich haben, nicht für meine Tasche. Daher frägt auch keins je: Vater oder Großvater! was hast du mir mitgebracht? Und in Ermanglung eines anderen Spielzeugs spielen die kleinen Saggra mit meiner Nase, mit meinen Ohrläppchen, mit meinem Schnurrbart — mit meinem Herzen. Manchmal habe ich mich schon gefragt, ob wir Erwachsenen und Alten die Kinder nicht bisweilen wie Spielzeuge behandeln, anstatt wie junge, lebendige Menschen. Recht oft, von unserer Stimmung und Laune hängt es ab, wie wir zu ihnen sind, was wir mit ihnen treiben, und gar selten bedenken wir, ob

das den kleinen Wesen wohl auch immer gut und angemessen sei. Und trotzdem sind wir, besonders wir Großelternleute, mit Haut und Haar die Beute dieser Kinder. Die Liebe zum Enkel ist eine so wonnesam süße, lumpige Liebe! Lumpig deshalb, weil es eine Liebe ohne Sorgen ist; denn diese überläßt man den Eltern. Alte Leute fühlen, wie es um sie immer kühler und stiller und einsamer wird. Aber sie dürsten nach Liebe, die keiner, der Liebe kennen gelernt, je wieder entbehren will. Und wenn nun im Nachsommer die zweite Ernte aufgeht, die Enkelschar, da ziehen die Alten aus, um mit Lusten und Listen noch einmal ein Stück süßer Liebe zu ergattern. Und ist ihnen kein Mittel zu schlecht. Wo die Eltern ernst sein müssen, haben die Großeltern kindische Zärtlichkeit; wo die Eltern abhärten wollen, möchten sie verweichlichen. Wo die Eltern ängstlich für die Gesundheit der Kleinen sorgen, kommen Großeltern und überladen ihnen die Mägen und ersticken sie fast in übermäßig geheizten Stuben. Wo die Eltern systematische Zucht anstreben, da arbeiten die Großeltern immer daran, diese Zucht zu durchbrechen, den Kindern alle Begehren zu erwirken, zu erlauben und hinter dem Rücken der Eltern sogar kleine Übertretungen anzuzetteln. Alles aus Liebe zu den Enkelkindern? Nein. Vieles aus Liebe zu sich selbst. Eine Großmutter kennt kein größeres Glück auf Erden, als wenn sie beim Fortgehen sieht, wie das Enkerl ihr nachweint. Und ein Großvater weiß nichts Lustigeres, als im Vereine mit dem lockeren Enkel dem strengen Papa oder Lehrer einen Schnabernack zu spielen. Alles, um eifersüchtig den größten Brocken Liebe für sich zu gewinnen. — Diese Gattung von Großeltern hat der

Walterbub zum Glücke zwar noch nicht kennen gelernt, wenn nicht vielleicht ich selbst mich einmal auf einer solchen kleinen Herzensgaunerei ertappt habe.

Sie sagen, daß ich keines vernünftigen Wortes fähig wäre, daß ich auf ganz ernsthafte Fragen gar keine oder nur traumhafte Antworten gebe, wenn ich beim Enkerl bin. Aber das soll nur erst einer erleben. Das Buberl, wie es den ihm trautsam gewordenen Alten mit leuchtenden Braunäuglein anschaut, ganz andächtig, mit ruhigem Behagen, und halblaut vor sich hinspricht: „Goßvater!" — Und nach einem Weilchen wieder: „Peterosegger-Goßvater!" (Zur Unterscheidung von einem anderen, dem „Senex"-Großvater.) — Und wieder nach einer Pause „Goßvater!" — Und er dann mit dem weichen Händchen leicht und ein wenig schämig meine Wange streichelt und mir forschend ins Gesicht lugt und das Wort sagt: „Adiar!" — Das heißt: Augengläser — und nun fassen seine Fingerchen auch schon die Spange und zerren die Brillen über die Nase herab. Und als dieser Fremdkörper beseitigt ist, blickt der Kleine neuerdings mit stillem Vergnügen in mein Gesicht und sagt wieder ganz leise „Goßvater!" — Und bei dieser Beschaulichkeit hat der Junge eines Tages etwas entdeckt. „Walterbub! — Walterbub!" jubelte er, denn in meinen Augen hatte er sein winziges Köpfchen gesehen und erkannt. — Nun bitte ich einmal auf etliche Minuten lang alle Uhren stillstehen zu lassen, alle Werkstätigkeit der Welt einzustellen, selbst deinem Herzschlag zu gebieten, daß er ganz leise poche, denn was jetzt ist, das ist lautere Ewigkeit. Das Enkerl ist im Haupte des Großvaters drinnen. Es sieht dort sich selbst wieder! Und auch umgekehrt. — Allerdings

nur so lange, bis in unsäglicher Herzensseligkeit helles Wasser die alten Augen verschleiert. Was du da fühlst, wenn das Enkerl dir so treuherzig ins Auge schaut und auf einmal sagt es lachend: da drinnen ist der kleine Bub! — Das hat noch kein Lied ausgesungen. Und mit den Gedanken, die darob uns aufsteigen, könnte man ein Buch füllen und das Buch könnte heißen: Der seligste Augenblick, wenn nicht ein lieblicherer und tieferer Titel dafür gefunden werden sollte.

Aber die Feierlichkeit hält nicht lange an. Über eine halbe Minute lange Ruhe hinaus hat es (außer in Schlafenszeit) der Walterbub seiner Tage noch nicht gebracht. Er will, daß man ihm Lieder singe, Sprüchlein lese, Geschichten erzähle — jedoch länger als eine halbe Minute darf die Nummer nicht dauern, oder er zieht mir die Uhr aus dem Sack, um dem Ticktack zu horchen und mich zu bewegen, sie aufzumachen; oder er zerrt den Spielkorb herbei, damit ich ihm mit den Bausteinen einen hohen Turm baue; oder er macht mich, durchs Fenster zeigend, auf den „Personsug" oder den „Gütersug" aufmerksam, der drüben an der Berglehne vorbeirauscht. Aber gleich darauf bittet er wieder: „Vom Vogel sagen!" „Vom sim Fanzl" sagen!"

„Aber du bist ja nicht ruhig!"

„Vom sim Fanzl sagen!"

„Gut, ich will dir vom schlimmen Franzl erzählen, wenn du mir vorher ein Lied singst. Aber schön langsam, nicht hudeln!"

Er sperrt sich eine Weile, verlangt immer mit der gleichen Gelassenheit: „Vom sim Fanzl sagen!" bis er wie immer seinen Willen durchsetzt. Ich bin mit meiner

Geschichte noch nicht zu Ende, so langt er schon wieder nach der Uhr oder hat etwas anderes vor.

„Pst! Die Uhr mache ich dir erst auf, wenn du mir das Lied gesungen hast."

Während er sein Ovalgesichtlein nach allen Seiten hin wendet, den Ofen anschaut und mit dem Spielkorb raschelt und allerhand andere Verlegenheits- oder Zerstreutheitsbewegungen macht, singt er ganz korrekt nach der Volksweise:

„O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Wie gün sin deine Bätter.
Ni boß zur senen Sommerseit,
Ol auch im Wint — en's schneibt —"

Das übrige ist schon wieder so gehudelt, daß man nichts versteht; die letzte Silbe kaum gemurmelt, besteht er auf seinem Schein. Eine Geschichte! Das funkelnde Rädchenwerk der Taschenuhr kann er sich nicht genug angucken und sein Zeigefingerchen spitzt sich, um die Rädchen zu berühren, und das um so angelegentlicher, je strenger es verboten ist. Allzu schnell wird das Werklein wieder geschlossen, übrigens nicht einen Augenblick der Zeit versäumt. Denn Großvater bleibt nie länger als eine Stunde. Der Kleine schleppt also seine Bilderbücher herbei, daß ich ihm den Struwwelpeter verlästere oder die kleine Taubenfütterin belobe, oder ein Liedel vorlese von den Schneeballwerfern oder von der Maus, der ganz kleinen Maus, die plötzlich mitten im Zimmer saß, mit hellen Äuglein dreinguckte und schwupps weg war — ein Lieblingsstück, das sich monatelang auf dem Repertoire erhielt!

Ein paar Minuten solcher Kunstgenüsse und es ist die Zeichenstunde da. Der Kleine legt irgendein zerknittertes Papier auf, gibt mir den Bleistift in die Hand: „Goßvater, Vogel machen! Hundi machen! Bubi machen!" Solche Zeichnungen werden dann von ihm eigenhändig mit Korrekturen versehen.

Draußen vor den Fenstern ist der Garten, er ist noch so jung, daß die Winterschneedecke gerade ein wenig wellig erscheint über den niedrigen Sträuchern. Nur ein einziges Fichtenbäumchen steht dunkel aus dem Schnee empor, von dem der Walterbub behauptet, es wäre der Christbaum, der einmal in die Stube gekommen ist und an dem die vielen Lichter gebrannt haben. Als es apert, will der Knabe mit ihm nähere Bekanntschaft machen, vielleicht um zu untersuchen, ob unter seinen Ästen nicht etwa noch Bleisoldaten, Mundharmoniken oder wenigstens Lebkuchen verborgen lägen. Aber da gibt's Verdruß — der Baum sticht; weinend kommt das Buberl zu mir, hält mir das weiße Händchen vor, um die Wunden zu zeigen. Aber es ist keine dran und der schreckliche Schmerz ist auch fort, man weiß nicht wohin, und der Kleine lacht mit noch nassem Auge. — Ja, mein kleiner Walterbub, derlei kann dir noch öfter passieren, da darf man nicht wehleidig sein. Stiche, wo du sie am wenigsten vermutest; Schmerzen, die plötzlich kommen und ebenso plötzlich wieder fort sind, ganz wie die kleine Maus — schwupps sind sie weg! — Komm, wir gehen selbander zum schlimmen Bäumerl. Aber das ist ja gar nicht schlimm, siehst du, wie ich es anfasse und es sticht ja gar nicht. Es tut nur schön streicheln, schau einmal. Es hat dich nur streicheln wollen und nicht stechen, nein, das mußt du nicht von

ihm denken, vom lieben Christbaum. Komm, greife ihn einmal an, greif' ihn nur fest an, er tut dir nichts!" Der Knabe wollte nicht, er wimmerte vor Angst, als ich sein Händchen an die Fichtennadeln führte, und er lachte auf, daß es nur kitzelt, daß es eigentlich gar nicht wehe tut. Ganz gerührt streichelte er dann — aber doch mit einiger Vorsicht — die benadelten Zweige: „Du guter Baum! Du lieber Baum! Du bist ja so viel bav!" — Und seither herrscht das herzlichste Verhältnis zwischen Baum und Buben.

Hingegen hat sich einige Zeit später in demselben Garten das Verhältnis zwischen dem Walterbuben und dem Großvater etwas getrübt. Am Rande der Beete standen Mohnstämme mit Knospen, die sich noch nicht entfaltet hatten. Nun riß der Knabe eine solche Knospe ab, gab sie mir in die Hand und verlangte, daß ich „Manderl mache". Ich bog die grüne Umhüllung der Knospe auf, da kam das zarte, rote Blütenknollchen zum Vorschein, und das war das „Manderl". Ein paarmal tat ich ihm den Spaß, dann sagte ich, nun wäre es genug mit dem Manderlmachen und er sollte keine Mohnstämme mehr abreißen, denn sie würden bald selber anfangen, Manderl zu machen, ihre Knospen zu entfalten, und dann gäbe es große rote Blumen, die weit schöner wären, als das armselige Manderl. Aber der Walterbub achtete nicht darauf, sondern brach Stamm um Stamm und warf sie weg. — Na nu, das war Trotz! Er war ungehalten, daß nicht mehr „Manderl" gemacht wurde, er riß die Mohnstämme ab und warf sie weg.

Woher nur jetzt geschwind ein strenges Gesicht nehmen! Es war schon da und ein beinahe echtes noch

dazu. „Walter, jetzt bin ich bös! Ich habe gesagt, du sollst nicht abreißen, und du folgst mir nicht. Siehst du, jetzt ist der Großvater sehr bös! Sehr bös!“ Damit wendete ich mich ab, ließ ihn stehen und ging den Zaun entlang gegen das Gartentor. Der Knabe kümmerte sich wenig darum, riß noch ein paar Stämmchen ab und warf sie auf den Sandweg. Dann stand er so herum, ging ein paar Schritte weiter, machte sich mit einem Steine zu schaffen, aber alles mit einer Gelassenheit, die zu seiner sonstigen Hast in Gegensatz stand. Für mich hatte er nicht einen Blick, als ob ich so ganz und gar nicht da wäre. Ich aber stand an einem Setzling, scheinbar untersuchend, wie der an den Stab gebunden wäre, und tat, als ob es auf der ganzen Welt keinen Walterbuben gäbe. Heimlich aber beobachtete ich den Knaben. Der stand in seinem weißen Kleidchen und mit seinem kirschroten breitkrempigen Hute dort, wie ein kleiner Heiliger Vater, ein ganz kleiner. Mir den Rücken zugewendet, stand er am Strauche und tat, als ob er Blätter pflücken wollte, pflückte sie aber nicht. Dann wendete er sich sachte, und als er merkte, daß ich nicht mehr da war (weil ich mich hinter die Hausecke versteckt hatte), schaute er mit seinen großen runden Augen auf die Stelle hin, wo ich gestanden. Stand unbeweglich da und schaute hin. Endlich ging er langsam dem Hause zu. Vor der Türe stand er wieder still wie eine kleine Bildsäule und blickte auf seine Schuhspitzen hinab. — Armes Menschenkind, die erste Schuld, der du dich bewußt bist. — Wir begegneten uns dann im Hause. Ich trug auf meiner Zunge schon das Wort: Komm her, Walter! Großvater ist wieder gut! und meine Arme zuckten schon danach, ihn an die Brust zu

schließen. Aber der Walterbub ging tief unten zu meinen Füßen vorüber, als ob ich nicht vorhanden wäre, er zeigte weder Reue noch Freude, ging an seinen Spielkorb und begann die Bausteine auszukramen. Alles wie sonst, wenn er allein war, nur ganz schweigsam und um ein paar Grade ruhiger. Dieser Stolzheit konnte ich meine Verzeihung nun freilich nicht vor die Füße werfen. Der Abschied nachher. Da war nicht das Anklammern mit beiden Ärmchen an meinen Nacken, nicht das fast unwiderstehliche: „Nicht fortdehn, Goßvater. Bei Walterbub beiben!" Kühl ließ er das Handlein, als ich danach langte. Dann blieb er stehen, wo er stand, und begleitete mich nicht zur Türe. Ich hätte lachen und weinen mögen über den kleinen verstockten Sünder. Als ich von der Straße nochmals zurückblickte auf die Fenster, war in keinem derselben das dunkellockige Köpfchen meines Walter.

Mein nächster Besuch verspätete sich zufällig um Wochen und war bei mir jener Konflikt längst vergessen. Es hatte überhaupt sonst niemand um ihn gewußt. Kaum wieder in der Stube, hob ich den Knaben wie gewöhnlich aus seiner Niederung empor, daß das Kleidchen flog, küßte ihn auf die Stirne, auf die Wangen, und fragte lustig: „Na, Walterbub, Schatzhausen, was treibst du? Grüß dich Gott!" Nicht wie gewöhnlich sagte er sein leises: „Goßvater! Peterosegger-Goßvater!" Er war ganz still und schaute mich forschend an. Und plötzlich hob er sein Händchen, als wollte er meine Wange streicheln, und fragte beklommen: „Goßvater bös?"

„Aber nein, mein Kind, ich bin nicht böse. Warum sollt' ich denn böse sein?"

„Walterbub Manderl abreißen," erinnerte er leise.

„Ach ja so. Na, das wirst du ja nicht mehr tun. Nein, ich bin nicht böse, mein Buberl, komm her!"

„Goßvater wieder gut," sagte er, streichelte mich und über sein Gesichtlein ging die lichte Freude.

Aber noch Monate später, wenn ich kam, fragte er mich manchmal forschend, ob ich böse sei.

Derbere und vielleicht manchmal sogar handgreifliche Verweise der Seinigen nimmt er nicht so tragisch. Wenn er den Verboten zuwider auf das Fensterbrett hinaufstieg, um den flatternden Falter zu erwischen, oder auf den Waschtisch kroch, um dort des Vaters Rasiermesser zu versuchen, oder zwei Stühle übereinander türmte und auf dieselben kletterte, um von der Wandleiste den geladenen Revolver herabzuholen, da gab's ja manchmal abscheuliche Donner- und Hagelwetter, doch wie das im lieben Menschenmai schon geht, in einer halben Stunde, manchmal schon nach fünf Minuten, scheint die Sonne wieder. Und Sonnenschein, hellen, warmen Sonnenschein braucht es ja, das junge Herz. Die feinsten Früchte reifen im Sonnenlande und im Schatten wachsen die Giftpflanzen. Welch eines wonnigen Lichtsternenhimmels erfreust du dich, kleiner Walter! Da ist die Doppelsonne der Eltern, da sind die Nebensonnen der Großväter und Urgroßväter, der Großmütter und Urgroßmütter, da sind die Wandelsterne, die wechselnden Monde und Kometen der Freunde und Bekannten. Alles strahlt dir Licht und Liebe zu. Ein wahres Glück, daß jüngst ein munteres Brüderlein erschien, mit dem der Walterbub wird fürder teilen müssen.

Als ich das erstemal an der Wiege des Neuangekommenen stand, der gleich ganz unbefangen ins Licht der Welt blickte, da trippelte Walter herbei, zerrte mich am

Beinkleid, daß ich mit ihm komme und er mir seine Arche Noahs zeigen könne. Ich aber hob den kleinen Schlaumeier auf, zeigte ihm das Kindlein und sagte: „Schau, da haben sie einen Bruder gebracht, der gehört dein." Alsogleich begann er sein neues Eigentum zu streicheln und liebzuhaben, und wenn man es recht kost und herzt, so hat er gar ein vergnügtes Gesichtlein, ist es doch sein. Sein „Bü sein". Und von Eifersüchtelei keine Spur. „Bü sein" heißt „Brüderlein sein". Der Walterbub ist ein Freund von Abkürzungen. Wenig Worte, viele Tat! Das ist sein Grundsatz.

Schweigend ist er recht häufig beschäftigt, sein Spielzeug zu verbessern, indem er den hölzernen Pferden und Eseln die Beine wegschlägt, den Bleisoldaten die Köpfe umbiegt, der Trommel das Fell durchstößt, im Bilderbuch die Gemälde mit dem Bleistift vervollkommnet, sie dann herausreißt und dem „Bü sein" bringt. Hellfried schmunzelt ihn an, als wollte er sagen: „Warte nur, Bruder, bis ich dir helfen werde!" Unsere auf dem Markte gekauften Spielzeuge sind ja alle so schrecklich fertig und vollendet, daß ein schaffenslustiger Junge mit ihnen nichts anderes anzufangen weiß, als sie zu zerbrechen. Gib so einem dreijährigen Knaben einmal eine Taschenuhr. Glaubst du, daß er sich begnügen wird, sie in die Tasche zu stecken und manchmal nachzusehen, wieviel Uhr es ist? O nein, er wird sich bald dranmachen mit einer Tischgabel, das Räderwerk zu prüfen, es womöglich in rascheren Gang zu bringen, die Zeiger kreisen zu lassen, ein Rädchen ums andere loszukriegen, bis schließlich die Uhr in Scherben ist. Damit hat der kleine Mensch sich die Aufgabe geschaffen, die Uhr wieder zusammenzubringen.

Erfolgreiche Tätigkeit ist es, was das Kind braucht. Just so wird auch mit dem Spielzeug verfahren und wer dem Kinde fertiggestellte Spielereien gibt mit dem Gebote: „Aber zerbrich es nicht!" der ist kein Kinder- und wohl auch kein Menschenkenner.

An einem schönen Sommertage führte ich das erstemal den kaum fünfjährigen Walter nach Krieglach-Alpel. Der Kleine fand sich in den Bergen und Wäldern sofort zurecht. Er fand sie ebenso selbstverständlich wie das Meer, das er kurz vorher gesehen. Aber das eine bemerkte er: Auf dem Meere hänge der Himmel ins Wasser hinein, hier ständen die Berge in den Himmel hinauf. In mein altes Vaterhaus tretend blickte er einmal in den dumpfen, dunklen Raum umher und fragte: „Großvater, wo ist denn hier der Salon?" Da habe ich ihn ins Freie geführt, auf die grüne Matte zwischen hohen Fichten und Lärchen. Dort suchte er den merkwürdigen Baum, „wo der Urgroßvater auf der Tanne saß", auf die er sich, von Wölfen verfolgt, geflüchtet hatte. Es fand sich im jüngeren Baumgeschlecht keiner, der dem in der Erzählung*) ähnlich sah. Dann ging der Kleine wieder ins Haus und fragte mich, wo mein Kinderbettel gestanden, wo meine Mutter den Milchpapp gekocht, auf welcher Bank ich ihn gegessen, in welchem Winkel ich meine Spielsachen gehabt hätte. Wie einem Großvater da ums Herz wird, wenn der kleine Enkel so in seine ferne Kindheit hineinschaut! Wie er sich selber wiedersieht in dem Knaben, der in diesem altersmüden Hause lustig umherläuft, als sei auch er da geboren. Wie man da wieder den ewigen

*) Waldheimat I.

Ring des Lebens fühlt! — Als ich nachher dem Kleinen ungeschickterweise auch die alten Grundmauern zeigen wollte, auf denen einst die Wirtschaftsgebäude gestanden, und ihn aufmerksam machen wollte auf das Hochwaldmeer des Teufelsteins und die weite Aussicht ins blauende Wechselgebiet, da waren ihm die Heidelbeeren Hauptsache geworden, wie er bis an die Brust im hohen Heidekraut herumstieg mit dem blaugefleckten Gesichtlein. Manchmal stand er ein wenig still und schaute träumerisch hin. Er träumte wohl von fernen Zeiten, da in dieser Gegend die Wölfe und Bären waren und auf alten Bäumen die Urgroßväter wuchsen, und träumte von den lichten Wolkengestalten, die über den Wipfeln ihre weißen Tatzen ausreckten und ihre aufgesperrten Rachen. Und mitten unter solchen Ungeheuern naschte er ruhig Heidelbeeren. Der Waldbauernbub zweiter Auflage.

Einmal befaßte sich der Walterbub mit Studium über den Gebrauch der menschlichen Organe. Er treibt's empirisch, erfahrungsgemäß. Walter, wozu hat man das Haar? „Zum Kämmen." Und die Augen? „Zum Zumachen." Und die Nase? „Zum Bohren." Und die Ohren? „Zum Putzen." Und den Mund? „Zum Lachen und Weinen." Und die Hände? „Zum Fingerwaschen." Und die Beine? „Zum Zudecken und zum Hosenanziehen." — Also lauter brauchbare Dinge!

Gar allerhand wüßte ich vom Walterbuben noch zu sagen. Heute gedenke ich nur noch eines Herzleides, das mir lange nachging. Bei einer munteren Balgerei auf dem Fußteppich war unversehens sein Schuhabsatz meinem Auge etwas stark nahegekommen. Ich stand auf, legte ein feuchtes Tuch an die Schläfe, hielt es, am Tische

sitzend, mit der Hand fest und sagte nichts. Der Bub stand ein paar Schritte hinter mir, ganz bewegungslos, die Händchen ließ er aneinandergeschlungen niederhängen und schaute mich an. Eine Holzfigur kann nicht unbeweglicher und schweigsamer dastehen. Und auf einmal tat er einen tiefen, hörbaren Atemzug. Ein Seufzer unermeßlicher Ratlosigkeit. — Dieser tief schmerzhafte Atemzug des unschuldigen Kindes hat mir länger wehe getan, als die Beule am Auge.

Wenn man mich fragte, was mein Augenlicht ist, das Auge in meinem Kopfe oder dieser Junge …

Klein Friedl.

Immer wieder ist es zu sagen: Von keinem Schulmeister, von keinem hochgelehrten Professor, von keinem weisen Philosophen habe ich so viel gelernt als von Kindern. Mich dünkt, die Kinder sind die wirklichen Lehrmeister der Menschheit. Besonders einer Menschheit, die sich in Unnatur zu verlieren droht. Im Kinde hat sie den ewigen, gleichen Maßstab des Natürlichen, des Unmittelbaren vor sich — den gesunden, noch arglosen Tieruntergrund, das freimütige Ichverlangen, die unbändige Entwicklungskraft, den kindlichen Mannestrotz und das ungeachtet seiner Enge weltumfangende Gemüt. Und wer in den Irrtümern und Konflikten des Daseinskampfes sich selber zerspalten und verloren hat, der findet die richtigen Spuren und Kräfte und Gläubigkeiten wieder im Kinde, falls ihm nicht jeder Zusammenhang mit dem Natürlichen abhanden gekommen ist. Zu modern darf einer nicht sein, zu verbildet darf er sich nicht haben, soll er im Kinde nicht bloß das „Bäbi" sehen, oder den „Fratzen" — sondern vor allem ein Wesen, in dem alle Keime des ganzen Menschen heilig verborgen liegen. Wer weiß, wie tiefe, edle, seltene Keime oft, wenn sie nicht übersehen würden! Aber auch das Normale am Kinde, und gerade das, ist für uns, durch allzuviel Licht Blindgewordene, ein Wegweiser.

Ich habe einen zur Zeit dieser Aufschreibung fünfjährigen Enkel namens Friedl. An den Kindern habe ich jeher wenig von Trotz oder Widersetzlichkeit erfahren.

An dem kleinen Friedl bemerkte ich nun einige Selbstständigkeit. Neben der Gemütsweichheit und oft leidenschaftlichen Zärtlichkeit, die ihn kennzeichnet, ein manchmal glimpflicher Trotz. Wenn er in seinen Passionen bisweilen unterbrochen werden muß, so wird er sich nicht beklagen und auch nicht verteidigen, er schaut mit seinen braunen Rundaugen dem Widersacher nur finster ins Gesicht, unverwandt eine gute Weile, um dann — sein Beginnen fortzusetzen. Wenn es tiefer geht, so wird er mit lebhaften, kurz und laut herausgestoßenen Worten seinen Schmerz kundgeben, dann aber doch ohne weiteres sich fügen.

In diesem Sommer hat sein leidenschaftliches Herz große Enttäuschungen erlitten. Eine Bergpartie auf den Sonnwendstein war seit Monaten verabredet und Friedl rüstete sich mit den anderen freudetrunken zur Wanderung. Als der Tag kam, war der sonnigste Himmeltag, aber der Knabe hatte Fieber, mußte im Bette bleiben, mußte Mutter und Brüderl mit den vollen Rucksäcken und den langen Bergstecken fortgehen sehen. Er schluchzte ein bißchen, dann war es vorüber und er führte auf dem Bette mit den stets beliebten Bausteinen ein Haus auf. Das Haus fiel bald zusammen, das machte ihm nichts, hatte er doch selbst mit einer Kniebewegung das Erdbeben veranlaßt. Verläßlicher als auf Bettdecken Häuser zu bauen, schien ihm das als Ersatz für die Bergpartie erhaltene Versprechen, mit dem Vater eine Reise nach Graz zur Herbstmesse machen zu dürfen. Dort gibt es ein Wurstltheater, es gibt Löwen und Elefanten und einen ganz wilden Menschenfresser und ein paar Rennerbuben, die wie Schwalben in der Luft umfliegen — was ist dagegen

ein dummer Sonnwendstein, auf den man in größter Sonnenhitze wie ein Esel bepackt hinaufsteigen muß. Aber als die Herbstmesse kam, war auch in Graz — wie eigens für die Herbstmesse angefriemt — eine funkelnagelneue Kinderlähmungskrankheit da und der Friedel mußte daheim bleiben. Ein paar Tränen gab's wieder, die schleuderte er mit den Fingerchen fort und sagte wohlgemut: „Na, macht nichts. Was hätte ich davon, wenn ich im Wurstltheater auf einmal gelähmt werden tät'! Ist daheim auch schön. Noch viel schöner als in Graz! Gelt, Vater!" Dieser Tapferkeit zu Lohn wurde dem Kleinen eine Wagenfahrt in die Veitsch versprochen, wo sie aus dem Berge den Magnesit mit Pulver hervorsprengen und wo die Magnesitkörbe dann auf der Drahtseilbahn just so durch die Luft fahren, wie zu Graz die Rennerbuben. Und als zu diesem merkwürdigen Ausfluge der bestimmte Tag kam, regnete es, was nur vom Himmel konnte. Der Friedl weinte nicht und lachte nicht, sondern schwieg. Er war mit seiner Kreuzschule fertig, die Enttäuschungen enttäuschten ihn nicht mehr. Dafür erlebte er ein paar Tage später die jubelvollste Überraschung, als er mit Vater und Bruder doch auf dem Magnesitberge war, auf der Steilbahn den Berg hinauf und durch den Tunnel fahrend, den donnernden Schüssen zuhörend, den fliegenden Körben zusehend und süße Äpfel essend mitten in Stein und Schutt!

„Es ist doch was gekommen, gelt, Großvater?" rief er mir noch nach Tagen begeistert lachend zu.

Ei freilich, mein Bübel, und es wird noch sehr viel kommen: was du hoffest, das selten; was du nicht erwartest, das oft. Und immer wird solches für dich das

beste sein, was kommt, wenn's auch nicht immer so süß ist wie die Äpfel und die Trauben auf dem Magnesitberg. Du wirst dir auch an dem Bitteren den Magen nicht verderben, an dem Harten die Zähne nicht ausbeißen, dafür aber alles Guterl, das gewiß auch kommt, mit dankbarer Freudigkeit genießen. — Gesagt habe ich ihm das nicht so, nur ihm zugedacht diesen Segen.

Mit leidenschaftlicher Liebe hängt Friedl an seinem zwei Jahre älteren Bruder, dem gleichgesinnten, schwänkevollen Spielgenossen, den ihm aber plötzlich — die Schule entrissen hat. In sich versunken führt er nun allein seine Bauten auf oder betreibt seine Erdarbeiten im Garten. Dabei zuckt er manchmal ab und frägt vor sich in die leere Luft: „Wird's der Walter wohl können in der Schul'?" Und wenn der Student aus seiner ABC-Klasse heimkommt und im Halbjahrszeugnis mit schweigendem Stolze einen Einser vorzuweisen hat, jubelt der Friedl durchs ganze Haus: „Der Walter hat einen Einser 'kriegt!" und verkündet's jedem Patienten, der in des Vaters Wartezimmer tritt: „Der Walter hat einen Einser 'kriegt!"

Um so grausamer war sein Schmerz, als eines Tages der heimkehrende Walter quellenden Auges ihm das Geständnis machte: „Das Fräulein hat mir einen Fünfer 'geben im Schönschreiben!" — Von Eins auf Fünf! In der Schule bedeutet das kein Steigen, jedoch aber ein Fallen, und zwar ein ausgiebiges. — Die beiden Brüder schickten sich an, als wollten sie nun das Leben miteinander durchtrauern. — Fünf Minuten später gab es ein schallendes Gaudium mit dem zottigen Hunde zu sehen, wie alle drei, zu einem Knäuel verschlungen,

über die Böschung kollerten. Ein Gelächter war, und der Hund lachte mit lechzender Zunge mit. Der lachende Zottel! Was ist dagegen ein Fünfer im Schönschreiben? Gar nichts.

Wieder recht bange wurde es, als eine Lehrerin ins Haus kam, um mit dem Walter den Musikunterricht zu beginnen. Unheimlich ernst stand die Dame da und wartete auf den Schulknaben. Der Friedl stand zagend an der Treppe und schaute die neue Erscheinung beklommen an. Endlich aber wagte er es. Mutig trat er sie an und stoßweise sagte er fast heftig heraus: „Liebes Fräulein Musiklehrerin! Heute müssen's mit dem Walter nicht strenge sein, heute kann er noch nichts können. Weil er erst anheben muß. Bitt' schön, müssen's nit streng sein mit dem Walter!"

All seine Menschengläubigkeit kehrte wieder, als nach der Klavierstunde der Walter erzählte, wie lustig es dabei gewesen sei. Sie hätten nur angeschlagen und das Fräulein hätte gesagt, es ginge recht gut. — Na, so konnte der kleine Friedl einstweilen wieder einmal außer Sorge sein.

Mit einigem Mißbehagen nimmt der Friedl wahr, wenn es zwischen Mutter und Walter kleine Konflikte gibt. Das Folgen geschieht nämlich nicht immer auf den ersten Wink, und von dem Spiele zur Arbeit ist ein Schritt, der den Walterbuben manchmal sauer ankommt. Aber gefolgt wird schließlich allemal.

„Walter, warum tust es nicht gleich, was die Mutter will?" verwies ihn einmal der kleine Bruder.

„Weißt, Friedl, ich möcht' so gern brav sein, aber," seine Hand auf die Brust legend, „da drinnen ist etwas, das laßt mich nicht!"

Nun schaute ihn der Friedl an. Da drinnen ist etwas, das laßt mich nicht! — Er versteht den Bruder.

Diesen Bruder liebt er abgöttisch. „Aber gern hab' ich auch die anderen Tiere," gestand er mir einmal.

„Mücke, ich erlaub' dir nicht! Mücke, ich erlaub' dir nicht!" lachte er eines Tages und wich immer mit seinem Haupte der Fliege aus, die auf seiner Stirn oder Nase Rast halten und wahrscheinlich auch Blut saugen wollte.

„Aber so fang's doch ab!" rief die Magd, da hatte sie das Tierchen auch schon in der Faust. Der Kleine starrte auf das zerquetschte Ding und sprach rot vor Zorn: „Warum umbringen? Es hätte auch gern gelebt!"

Ein anderesmal kam er vom Garten herein, laut weinend.

„Was hat's denn?" fragte die Mutter.

„Mutter! Der Mann hat im Garten einen Baum umgehackt und da haben mich die Blätter so lieb und traurig angeschaut!"

Wie viel Göttliches ist doch in dem Kinde, was dem Menschen später abhanden kommt!

Klein Friedl hat auch schon Reisen gemacht, die weiteste nach Graz, wo zwei Paar Großeltern sind, bei denen es ihm nicht gerade schlecht geht. Am ersten Tage seines Grazer Aufenthaltes ist er laut und lustig und mag allerhand mitmachen, Drahtseilbahn auf den Schloßberg, Schifferlfahren auf dem Hilmteich, Ringelspiel und sonsterlei Großartiges. Am allerliebsten ist ihm das Trambahnfahren und das Sachenkaufen für den Walter daheim. Am zweiten Tage ist er ruhiger und sorgt, daß Walters Sachen gut verwahrt werden. Am dritten Tage ist er ganz

schweigsam, steht in der Zimmerecke, als schaue er sich die Wand an; man soll nicht sehen, wie es in seinem Gesichtl zuckt... Er möchte es verwinden.

„Na, Friedl, was sagst du, wenn wir morgen wieder nach Hause fahren?" Da gröhlt er lachend: „Ja — ha — ha, nach Hause!" Und dann bei seiner Ankunft in Langenwang: „Jetzt bin ich wieder in meinem lieben Mürztalerl!" Im Vaterhause eingetreten, tanzt er: „Juchhe! zu Hause, zu Hause!"

Heimwehblut! Es enthält so viel Glück und so viel Leid, wovon die meisten Leute nichts wissen. Wie wird er's anfangen in unserer fahrigen Zeit, bei unserem so dumm schollenflüchtig gewordenen Volke, daß ihm das Daheimbleiben gelingt, daß er nicht verdrängt, verschlagen wird in Himmelsstriche, wo ein Rosegger nicht mehr lachen, nicht mehr atmen kann!

Die Mutter dieser Knaben ist auch ihre Pflegerin und ihre Erzieherin — also wirklich die rechte Mutter. Einmal aber war doch ein vorübergehendes Kindsmädel da. Und das sagte zum Friedl, er wäre nicht recht gescheit, daß er die Stadt nicht gern möge. In der Stadt sei es doch so lustig: Viele Leute, Soldaten, Musikbanden und noch die Menge anderes. Der Knabe ließ sich weiter nicht darauf ein, sondern sagte mit gedämpftem Tone: „In Langenwang ist's mir halt lieber."

Der heimatliche Boden in Langenwang ist aber nicht so glatt wie die Asphaltwege in der Stadt; da stolperte der Kleine einmal über einen Stein, fiel hin und schlug sich eine Wunde am Kopf. Der Schmerz soll ja nicht außerordentlich gewesen sein, aber als der Friedl das Blut sah, das in Striemen über die Stirn herabrann und auf

seine Hand tröpfelte, da hub er an kläglich zu schreien. Das Kindsmädel trachtete ihn zu beruhigen: „Aber das ist ja gar nix, so ein bissel bluten, da blutet man die Dummheit mit heraus. Ich bin auch einmal auf den Kopf gefallen, daß das Blut nur so gespritzt hat — schwupps, war die Dummheit auch heraußen.“

Da schaute der Knabe sie verblüfft an; noch schluchzend fragte er treuherzig: „Und wie ist sie denn wieder hineingekommen?“

Nachher, als das Gelächter war, merkte Friedl, daß er etwas Unpassendes gesagt haben müsse, er wurde glührot im Gesichte, dann stürzte er zum Kindsmädel hin und schlang mit heftiger Zärtlichkeit beide Arme um ihren Hals. Und als er sah, sie lachten immer noch, lachten das Mädel aus, wohl um das, was er gesagt hatte, da funkelte Zorn in seinen Äuglein — trotzig gegen die Lachenden her.

O einfältiges Ritterlein du! Wenn du glaubst, ein unbedachtes Wort sei leicht nur so mit Schlag und Tat gut zu machen! Es brennt Male, die oft unheilbarer sind als Hieb und Stich. Du wirst unter Umständen sehr lange kosen müssen, bis du einen leichthin gesprochenen Schimpf vergessen machest. Immer geht es nicht so ab wie bei dem Kindsmädel. Das lachte schließlich selber mit über die eigene Dummheit. Und das war gescheit von ihm.

Nun noch etwas von einem Reisekapital. Aber da muß ich einen Augenblick auf meinen eigenen Pfad lenken. Einst, als ich geheiratet hatte — das war im Mai gewesen. Und schon am nächsten Tage begann unsere Sorge um den Christbaum, der jedenfalls früher kam als die Kinder dazu. Wir kauften ein tönernes Schwein-

chen, das hohl war und oben eine Spalte hatte. In dieses Schweinchen warf ich von nun ab täglich ein Zehnkreuzerstück. Und einige Tage vor Weihnachten wurde das Schweinchen geschlachtet. Unter dem Tannenbäumlein dann waren wir freilich noch allein, nur Friedrich Schiller war bei uns. Aus dem „Speck" des Schweinleins hatten wir uns gegenseitig beschenkt mit Schillers Werken und mit einer Schillerbüste. Nie seither waren die Mittel für den Weihnachtsbaum so kümmerlich gewesen wie damals, und nie haben wir ein gediegeneres, bedeutsameres, nachhaltigeres Weihnachtsgeschenk bekommen als damals. Die Schillerbüste steht immer noch in meinem Zimmer und Schillers Werke sind mein Tagesbrevier.

Das kam von jenem Sparen im kleinen. Und solches habe ich auch bei meinen Enkelkindern eingeführt. Wenn ich sie besuche, bekommen sie von mir weder Naschwerk noch Spielerei. Aber jedesmal ein Münzlein, das sie aber nicht ausgeben dürfen, sondern in einem winzigen Bronzekästlein mit Einwurfsspalte aufheben müssen. Alljährlich einmal kommt der Vater mit dem Schlüsselchen, der Inhalt wird gehoben und in die wirkliche Sparkasse getan, wo er sich regen und wachsen kann. Dieser Sparpfennig ist dazu bestimmt, daß die Brüder Walter und Friedl miteinander einmal eine Ferienreise machen können.

Jetzt hat es sich ereignet, daß diese kleinen Brüder irgendwo vom Theaterspielen etwas gesehen oder gehört haben. Eines Tages entschlossen sie sich, die nächste Anwesenheit des Großvaters mit einer Theateraufführung zu feiern. Ein Stück war bald verfaßt, das taten sie gemeinsam. Aber die Ausstattung! Man brauchte einen Kahn, einen Fischschuppenleib und ein Meer. Nun schlug

Walter vor, das kleine Eisenkästlein aufzutun, entweder mit dem Schlüssel oder mit dem Hammer, um zu den Kapitalien zu gelangen, und damit durch Sachen, die man beim Kaufmann kriegt, Meer, Fisch und Schiff zu schaffen. Diesem Finanzplan widersetzte sich der Friedl. Das Geld im Eisenkastel sei für die Ferienreise! Walter vermochte nicht einzusehen, weshalb der Kunst nicht schnöder Mammon geopfert werden sollte, und ob eine Ferienreise, die erst weiß Gott wann einmal sein soll, mit dieser glänzenden Theateraufführung, die obendrein noch zu Ehren des Großvaters stattfindet, auch nur im entferntesten verglichen werden könne. Aber Friedl berief sich auf die Bestimmung des Großvaters und Walter fügte sich schweigend. Es ging auch so. Bei meinem nächsten Besuche wurde das Stück gegeben, und zwar mit klassischer Einfachheit. Der Zimmerboden war das Meer, ein umgestülptes Stockerl war das Schiff. Die Schauspieler erschienen in ihrer gewöhnlichen Kleidung.

Es ist üblich, daß Theaterkritiker die Fabel erzählen. In diesem Falle dünkt es mich einfacher, gleich das ganze Stück wiederzugeben.

Caput.

Ein Drama von Walter und Friedl.

Personen:

Mannamor.
Caput.

Mannamor (steht in seinem Schiffe):

Ich bin der Mannamor
Und komm' mir komisch vor.
Und schaut mich jetzt nur an:
Ich sitze in dem Kahn.

Caput (auf dem Fußboden schwimmend, für sich):
Ich bin der Fisch Caput
Und rieche Menschenblut.

Mannamor: Was kommt denn dort herbei?

Caput: So mach doch kein Geschrei.
Ich wirf dir Geld ins Boot,
Dann hast du keine Not.
(Wirft mit vollen Händen Geld in den Kahn.)

Mannamor: Das Geld ist nützlich sehr,
Drum werf' ich's nicht ins Meer.

Caput: Ich bin doch gut,
Ich Fisch Caput!

Mannamor: Mein Kahn ist schon voll Geld,
Da kauf' ich mir die Welt.

Caput: Da hast du recht,
Du lieber Knecht.

Mannamor: Jetzt mach' ich Tippetapp
Und fange dich gleich ab.

Caput: Da schwimm' ich ins Gebüsch,
Da kannst mich nicht erwisch.
(Ab.)

Mannamor: Der Fisch ist fort,
Nun ist es aus,
Da fahr' ich wiederum
Nach Haus.

Den Mannamor gab Walter, den Caput Friedl. Gespielt wurde mit edlem Pathos, der sich bei Walter jedoch einmal unterbrach, als er über sein Schiff stolperte. Das Drama ist, wie wir sahen, ein Drama des Un-

dankes, gleich „König Lear"; erhebt sich indes über dieses durch seinen befriedigenden Schluß. Die Aufnahme war eine geradezu begeisterte, wonach die Schauspieler das Stück wiederholten, und zwar singend. Spielt man's, ist's ein Drama, singt man's, ist's eine Oper. So hat mit „Caput" die Bühne eine zweifache Bereicherung erfahren.

Klein Traudl.

Eine Beschreibung ihrer Wesenheit.

Die kleine blonde Wienerin hatte bei uns Sommerfrische genommen. Schon auf dem Bahnhof, beim Empfang, als sie ihr blühendes Wängelchen an mein Gesicht legte, bangte ich um meine Herzensruhe. Besonders auch, als meine danebenstehende Frau, die für derlei scharfen Instinkt hat, einen kurzen zuckenden Blick über uns hinschießen ließ. Freilich, um gleich selbst auf die junge Dame zuzustürzen und sie mit Liebkosungen zu ersticken. Schon am ersten Tag war dieser Gast der Liebling des Hauses, und ich darf wohl sagen, er wurde auf den Händen getragen. Denn zu Fuß gehen konnte die Kleine noch nicht, obschon sie es nach wenigen Tagen ihres Landaufenthaltes weg hatte, wie man das macht, daß man ein Bein vor das andere setzt und dabei nicht umfällt. Viel zu rasch machte sie das anfangs, so daß sie immer vor sich hinpurzelte. Um nicht unverrichteter Sache aufzustehen, erraffte sie am Weg allemal eine Handvoll Steinchen. Sie naschte nämlich gerne Kieselsteine — weil ihr das verboten war. Wären der Eva im Paradiese anstatt Äpfel Kieselsteine verboten gewesen, so hätte sie eben Kieselsteine gegessen. Unsere kleine Wienerin tat es mit einer solchen Blitzschnelle, daß — wenn wir ihr zuriefen: „Nit Steiner essen, Traudi!" — sie jedesmal schon längst eine Handvoll Sand im Munde hatte. Mit der größeren Gewandtheit in den Fußwanderungen erweiterte sich auch ihr Reich. Alle erreichbaren Blätter

und Blüten abzureißen, war gestattet, nur ein einziger Stock von roten Blumen, der mitten auf dem Rasen stand, war verpönt. Das Fräulein achtete hier gewissenhaft des Verbotes, wer aber konnte dafür, wenn es auf seinen raschen Läufen immer dort zu Boden fiel und sich am Blumenstock erfing, so daß allemal ein schönes rosenrotes Krönlein in der kleinen Hand blieb! Dasselbe war auch der Fall, wenn die Kleine aus lauter Liebe die „Bu" streichelte; diese zärtliche Vorsicht, daß ja nichts die Blumen schädige, trieb sie allemal so lange, bis die krabbelnden Fingerchen urplötzlich eine davon geknickt hatten. Da bekam sie freilich von uns die drohenden Finger: „Du! du! du!" Mit demütiger Gelassenheit ertrug sie stets den Verweis, und wenn einen von uns auch einmal etwas passierte, so daß eine Pflanze geknickt oder bei Tische ein Wasserglas umgeschüttet war, da erhob sie das Fingerchen: „Du! du! du!" — zu heilsamen Erinnerungen für uns, daß niemand unschuldig durch die Gärten des Leben wandelt. Bei solcherlei kleinen Konflikten, oder wenn sie sich sonst eines, ach du mein Gott, oft wie natürlichen Versehens bewußt war, machte sie sich am liebsten in der Nähe von mir zu tun. Bei Goh — ist es doch noch am sichersten für alle Fälle.

Die Kleine hatte sich eine eigene Sprache hergerichtet, eine von nachgerade chinesischer Einfachheit, urfremd und urheimlich zugleich, wir verstanden sie alle. Selbst mir, dem großen Sprachignoranten, hat diese Sprache nicht die mindeste Mühe gemacht. „Ma" heißt Mama, „Bu" heißt Blume, „Wa" heißt Wasser, „Bo" heißt Brot, „Bugl" heißt Kuß, „Mugl" heißt Kuh, „Hogl" — Hose, „Sogl" — Schuh. Pa pa! heißt so viel als:

hinausgehen; wird es mit einer lebhaften Handbewegung gesagt, so bedeutet es: Schau, daß du weiterkommst! Entschiedener und artiger zugleich kann man doch niemanden abschaffen, als mit dem entsprechenden Handwinken: „Pa pa! — Pa pa!" Später vervollkommnete sie aus uns unbekannten Gründen das Pa pa in „Pa pag"; Nein in „Nein ag". Wenn sie früher jede ihr nicht genehme Annäherung oder Verbindlichkeit in zarter Züchtigkeit mit einem leisen, ein wenig singenden „Nein nein!" abgelehnt hatte, so tat sie es später mit einem ruhigen, aber entschiedenen „Nein ag!" —

Ferner „Gohgl" heißt Großmutter und „Goh" Großvater.

Da ich vorhin gesagt, daß sie sich gerne zu Goh flüchtet, so ist das Inkognito kaum länger mehr aufrecht zu halten. Es ist nicht anders, die kleine blonde Wienerin ist eben auch meine dritte Jugend. Repetieren wir: Die erste Jugend erlebt man an sich selbst, die zweite an seinem Kinde, die dritte an seinem Enkel. Und dieser Enkel war ein Jahr alt und hieß Traudi — da habt ihr alles auf einmal.

Und daß man in der dritten Jugend noch am allerkindischesten wird! Des Morgens am Schreibtisch, die Arbeit mochte noch so streng, die Sammlung noch so nötig sein, wohl alle zehn Sekunden zog's mein Auge zum Fenster hinaus, ob durch den Garten her das Wägelchen mit dem weißen Kobeldach nicht endlich komme. Ja? Dann bin ich auch schon unten. „Goh! Goh!" sagt sie ruhig und reckt die Ärmchen entgegen, und schon sitzt sie am Alten, ganz oben, und streichelt das borstige Kinn: „Ei ei! — Ei ei!" Und gleich dem

„Goh“ auch ein „Bugl“, welches Wort sie mir rasch ins Gesicht pfaucht — und das ist der Morgenkuß. Dann zum „Bom“. Denn mitten im Garten steht ein Lärchbaum, an dem sie gerne die rissige Rinde betrachtete, und die Käferchen, Würmchen und Ameisen, die daran krabbelten. Ganz besonders anziehend dort waren ihr ein paar Harztröpfchen, die sie nicht „angreifen“ durfte, die sie also nur mit dem Zeigefingerchen betupfte, dann aber in Widerwärtigkeiten geriet, weil jedes Splitterchen dranhängen und das Kleidchen drankleben blieb, also daß es war, als hätte sie einen Finger, der ihr nicht gehorchte, der plötzlich mit den Dingen ganz eigenmächtig handelte und bei sich behielt, was sie fallen lassen wollte, als wäre es gar nicht mehr ihr Finger. Mit einem unbehaglichen, vorwurfsvollen Blick schaute sie auf diesen mißratenen Finger, bis er wieder ganz gereinigt war. Aber das nächstemal betupfte sie wieder die Harztröpfchen.

Gegen körperliche Schmerzen war sie gleichgültig; fiel sie hin, so stand sie wieder auf; stieß sie mit dem Kopf an den Türpfosten oder an den Lehnstuhl, so sah sie sich das Hindernis prüfend an, um ihm das nächstemal gelassen auszuweichen. Gegen kleine Zurechtweisungen war sie empfindlicher und ein im ernsten Tone vorgebrachtes: „Du schlimme Traudl, du! du! du!“ schreckte sie ein Weilchen in sich zurück, um es eben gelegentlich, wenn andere etwas anstellen, zurückzugeben: „Du! du! du!“ Sie konnte sogar die Gekränkte spielen, ohne es zu sein, wenn sie ein verdrossenes Maulchen machte, um sich hinterher ins Fäustchen zu lachen. Und ein Schnutchen konnte sie ziehen, mit der aufgebauschten

Oberlippe schier die Nasenlöcher verdeckend, wenn ihr etwas gegen den Strich ging. Das war aber auch das einzige Zeichen des Mißfallens. Das Zornige, Mürrische, Launische war ihr fremd. Da zerfloß sie lieber in Zärtlichkeit, streichelte, herzte und „buglte" alle Gegenstände, nicht bloß die „Gohgl", die „Evi", die „Taudl" im Spiegel, sondern auch das Milchtöpfchen, den Hut. Selbst den aus dem Rohre sprudelnden Brunnen streichelte sie und wenn dabei die Finger „britschelnaß" wurden, so machte ihr das ein stillfröhliches Vergnügen. Vor allem aber die Tiere! Jeder von uns hat's vielfach erfahren, wie zugetan die Kinder den Tieren sind, wie unbefangen und treuherzig sie an bissige Hunde, halbwilde Rinder, zornige Hähne herankommen und wie die nicht die mindeste Feindseligkeit gegen das Kind zeigen. Die Feindseligkeiten eröffnet zumeist wohl der erwachsene Mensch. Das Kind wäre imstande, das paradiesische Verhältnis zwischen den Geschöpfen aufrechtzuerhalten. Wenn die Traudi in den Nachbarsstall zur „Mugl" geführt wurde, wie da das kleine Menschenwesen aufging und sich nicht genug tun konnte, das klobige, vierfüßige Ungetüm zu herzen, und „Bugl" geben wollte es ihm auch an Stellen, die sonst nach allgemeiner Meinung nicht dazu geeignet sind.

Wenn fremde Kinder ins Haus kamen, so beobachtete die Kleine sie zuerst mit forschendem Blick. Merkte sie Unarten, so ahmte sie dieselben mit komischer Übertreibung nach, um sich dann allemal mit Zärtlichkeit den Kindern anzuschließen. Nachbarskinder, selbst wenn sie schon größer waren, stellten sich zur kleinen Fee gerne in ein vasallenartiges Verhältnis, das die Traudi nur insofern ausnützte, als sie dieselben tyrannisch nach Herzenslust küßte und koste.

Traudis Vater ist ein Mann, der gerne mit den großen Kanonenschiffen auf den Meeren herumfährt, damit die fremden Länder sehen, daß auch Österreich-Ungarn ein finsteres Gesicht machen kann. Viel wird in unserem Parlament über die Kriegsmarine herumgesprochen, bisher aber noch nie erörtert der Nachteil, den Traudi durch sie hat, indem sie den Vater oft lange Zeit entbehren muß. Heute merkt sie das noch nicht so recht, aber aufgefallen muß es ihr doch sein, damals, als er monatelang nicht da war. Denn als er eines Morgens kam, stand sie in ihrem Bettchen unbeweglich da und schaute ihn an. Plötzlich rief sie „Waterl!“ und verlangte an seine Brust. Nicht der glänzenden Knöpfe wegen, die sonst den Damen an Offizieren so anziehend sind, denn die bemerkte sie zuerst gar nicht; sie blickte nur immer in sein Gesicht, drückte jählings ihr Mündchen drauf: „Bugl, Bugl!“ Das war ihr aber nicht genug, jetzt begehrte sie die Mutter herbei, drückte mit beiden Händen deren Kopf zum „Waterl“ hin: „Bugl, Bugl!“ Und alle Hausbewohner, der „Han“ und die „An“ und die „Mart“ und die „Len“ und die „Evi“ und der „Goh“ und die „Gohgl“ mußten herbei, um dem Ankömmling ihre Liebe zu bezeigen.

Von Eifersucht in dem kleinen Herzen also noch keine Spur. Sie will nicht alle Zärtlichkeiten für sich haben, sie leitet derlei sehr oft ihren Lieblingen zu und ist still beglückt, zu sehen, wie alle sich untereinander gern haben.

Damals freilich wußte sie sich der Alleinherrschaft noch sicher. Sie war das funkelnde Sonnlein, um das alles andere Gestirn des Hauses kreiste und von dem es all sein Licht erhielt. Aber auf einmal wurde es anders — ein zweites Sonnlein war da, noch kleiner und noch funkelnder.

Ein Brüderlein. Daß sie es liebkost und heftiger, als es zärtliche Liebe eigentlich verlangt — es wundert uns nicht. Aber daß sie auch uns andere immer wieder an der Hand nimmt oder am Rockzipf packt, um uns zur Wiege hinzuzerren, daß auch wir den winzig kleinen Peterl herzen und küssen müssen und daß wir ihr an solchen Liebkosungen gar nicht genug tun können — das wundert uns doch ein wenig von einem Frauenzimmer. Die Kinder wissen es sonst fein zeitlich, worauf es ankommt, um nicht zu kurz zu kommen — mit den spitzen Ellbogen die Nebenbuhlerschaft sachte beiseite und sich unauffällig in den Vordergrund drängen. Bei der Trauderl davon keine Spur. Sich selbst ganz vergessend, lebt sie nur im Brüderlein und fürs Brüderlein. Von allem, was ihr gegeben wird, muß zuerst der Peterl bekommen, und sie nötigt es ihm auf. Die Semmel sucht sie dem Säugling in den Mund zu stecken, den Strohhut will sie ihm auf das Köpflein setzen und ihm ein Kleidlein anziehen. Dafür sollte er sich auch stets zu rechter Zeit auf das weiße Porzellangeschirr begeben, und sie schien anfangs sehr verblüfft, wenn ihm erlaubt war, was ihr so scharf verboten; freute sich aber darüber, daß das Brüderchen, es mochte was immer treiben, nicht stets der Gefahr des Ausgezanktwerdens ausgesetzt war. Auf jeden Fall konnte hier ein Bundesgenosse heranwachsen, wenn's drauf ankam. Das nebenbei. Mich entzückt ihre selbstlose Liebe zum Brüderlein und ihr ruhigfrohes in den Hintergrund-Treten und sich bescheiden und ihr wonniges Zusehen, wenn dem Brüderlein etwas Gutes geschieht.

Wie ist so ein junges Menschenkind doch rührend, wie möchte man vor ihm langsam aufs Knie sinken als vor

dem reinen Wesen, an dem noch so viel von Gott lebt und webt, weil es ja erst vom Himmel gekommen. Am liebsten möchte man einen großen Glassturz darüber geben, daß die kleine himmlische Seele nicht bestaubt oder gar zerbrochen werde.

Unsere Traudi verändert sich von Woche zu Woche und hat alle Tage was Neues, lauter Kinderselbstverständlichkeiten und doch lauter kleine Wunder, die uns entzücken. Die frohe, reine Kinderseele bewahre dir Gott — du süße, kleine Traudi!

Das gescheiteste Kind auf der ganzen Welt.

Ich habe schon viele zweijährige Kinder gesehen, aber ich habe noch kein zweijähriges Frauenzimmer gesehen. Bevor die Traudel kam. Die ist geboren am 20. Juni 1904, und und heute, am 26. Juli 1906, ist sie komplett. Sie hat alle wesentlichen Eigenschaften der Menschen fertig, so besonders die Energie, die Arbeitsamkeit, die Güte, die Klugheit, die Schlauheit. Da diese Eigenschaften kaum noch steigerungsfähig sind, so müssen wir froh sein, wenn sie nicht sinken. Die Zeiten, wo das Menschenkind ein „Fratz", ein wilder Flegelknabe oder ein dummer Backfisch wird, kommen erst später. Wenn du immer zweijährig bleiben könntest, Trauderl, ich glaube auch, du würdest damit am besten fahren. Daß du dich heute vor den Mücken so angstvoll fürchtest und den brüllenden Rindern so vertrauend nahest, ist zwar eine Torheit, aber eine sehr weise. Aller Tage sind die großen Tiere der Menschheit nie so gefährlich geworden, als die kleinen. Der Mensch tötet den Walfisch und wird von den Bazillen getötet.

Darum ist heute auch das winzig kleine Dirndel un-

bändiger, als es das große sein wird. Eine Gönnerin hat dieses Wesplein in eine bunte Hülse gesteckt. Aus altem Mägdekittel ein neues Steirergewandel, kirschrot, mit weißen Tupfen, ein kurzes, faltiges Kitterl, das bei jeder ihrer raschen Bewegungen lebhaft um die Beinchen schlägt. Auf dem weißen Hemd laufen die roten Kittelhalter über die Achslein. Weiße Strümpfe mit Bundschuhen, ein spitzes, breitkrempiges weißes Strohhütlein mit grüner Schnur und kühn aufstehender Hahnenfeder — saget, kann ein Mensch überhaupt vollkommener gekleidet sein? Die Hemdärmlinge hat sie zurückgeschlagen, so daß die Vorderärmchen nackt sind — bei den Sand- und Erd- und Steinarbeiten kann man das flatternde Zeug nicht brauchen.

Die Kleine ist stets mit Bauarbeiten beschäftigt. Sie gräbt Löcher in die Erde, sie führt Sandwälle auf, sie baut Türme aus Steinen, sie zieht Schanzgräben und leitet Wasser hinein. Und alles persönlich, mit eigener Hand ohne alle Umstände. Ihr eigener Architekt, Bauherr und Baumeister, ihr eigener Grundfestengräber, Maurer und Dachdecker, führt sie emsig und schweigend in einer Viertelstunde die Festung auf. Federleicht wie sie ist, torkelt sie bei jedem schiefen Trittchen, kippt um, huscht auf, und arbeitet und baut wieder, läßt sich von keinem Zuruf und Lobspruch beirren, gräbt mit den Fingern, formt und glättet mit der Hand die Sandwälle, um nach Vollendung alles wieder mit ein paar Rudern zu zerstören, — wenn es nicht ungefähr von anderen Mächten geschieht — um sogleich wieder mit derselben Arbeit zu beginnen. Oder sie fängt an anderer Stelle an, schier vergessend des alten Baues und der Erfahrungen, die sie dabei gemacht.

Das ist das Bauen der Natur, so baut die Ameise, die Biene, der Biber, die Schwalbe, nur ein bißchen mehr für den praktischen Zweck, während das Schaffen des kleinen Menschenkindes ein ideales ist. Für das Ungeschickte und Unbrauchbare hat der Mensch nämlich das schöne Wort „ideal" erfunden. Oder will mir die Natur durch diesen kleinen, ununterbrochen krabbelnden Menschenkäfer zu verstehen geben, daß alles nur an der Regsamkeit und Tätigkeit liegt, ob nun daraus was entsteht oder nicht? Wenn meine kleine Traudel nicht schläft oder nicht just einmal todkrank ist, wie damals an der Halsbräune, so hat sie das mit der Erdkugel gemein: „sie bewegt sich doch". Ja selbst, wenn der alte Josua käme und seinen weltenhemmenden Befehl erließe: Kleine Sonne, stehe still! — es würde ihm nichts nützen. So wenig wie der Mutter mit ihrer dringenden Bitte: „So sitz auch nur einen Augenblick still, daß man dir um Gottes willen wenigstens die Schuhbandeln kann zuknüpfen!" Sie bewegt sich doch und das rote Kitterl fliegt. Beschäftigt sie sich mit einer Sache, dann vermag nichts sie davon abzulenken. Für Personenkultus ist sie nicht zu haben; wer auch herumstehen mag und ihr Beistimmung aussprechen oder von ihr ein Patschhanderl erschmeicheln will, sie blickt gar nicht auf, sondern gräbt, zieht, schiebt hämmert und flattert umher wie ein roter Falter. Vor der Großmutter für brav zu gelten, das ist ihr einziger Ehrgeiz, und diese Auszeichnung ist kinderleicht zu erreichen. Sie mag sich am Brunnen pritschelnaß machen, sie mag den Sand handvollweise essen, sie mag alle Schlüssellöcher mit Steinchen verstopfen, sie mag Brüderleins Fahrwägelchen mitsamt dem Brüderlein umwerfen

— so daß von allen Seiten die drohendsten Gewitter aufsteigen —, bei der Großmutter ist sie „brav", da „kann sie nix dafür", da „sollen die Großen gescheiter sein" und „vorher auf sie schauen, das Kind sei ja noch nicht vernünftig genug!" Obschon sonst Großmutter das Dirndel für das „gescheiteste" erklärt, für das „allergescheiteste auf der ganzen Welt"; wenn es gilt, Gefahr abzuwenden, dann verschmäht sie entschuldigend die Worte „unvernünftig", „kindisch" nicht. Ja, als eines Tages Trauderl den Schuh auszog, aus der Kanne die Milch hineingoß, um sie aus dem Schuh bequemer trinken zu können, vergaß die Großmutter sich sogar einmal bis zu einem „dummen Ding!" Doch dauerte diese Anschauung nur ungefähr drei Sekunden lang. Dann sagte nämlich die Kleine ruhig und ernsthaft im Tone der Mißbilligung: „Taudel, tut's nicht mehr. Taudel vom Fascherl trinken", und Großmutter rief entzückt aus: „Habt ihr's gehört, was sie sagt? Aber mein Gott, das ist doch das gescheiteste Kind auf der ganzen Welt!"

Die Kleine spricht von sich selbst in dritter Person: „Taudel bav!", „Taudel muß Wasser pitscheln" (muß sagt sie, wenn sie etwas will), „Taudel geht safen". Oder: „Sie muß pitscheln", „sie geht safen". So auch zur zweiten Person, zum Beispiel zur Mutter: „Sie soll Taudel vom Bunnen wegtun, sonst tut Taudel pitscheln!" Dinge, die sie haben möchte, aber nicht haben darf, will sie von sich entfernt wissen. „Goßmutter, Messer wegtun! Sonst Taudel sich Finger seiben!" Dann wieder die Großmutter: „Unglaublich, was dieses Kind gescheit ist!"

Da habe ich aber der kleinen Person den Spaß verdorben. Aus Besorgnis, die viele Bravheit und Gescheit-

heit, die sie immer zu hören bekommt, möchte ihr das Köpfel verdrehen, habe ich die Hauskatze, wenn sie kratzte oder sonst was Unschönes tat, ein „braves, gescheites Vieh“ genannt und das so lange wiederholt, bis die Kleine Großmutters Lobsprüche für Rügen hielt und sich wehrte: „Taudel nicht bav! Taudel nicht gescheit! Taudel nicht katzen!“

Diese bösartige Begriffsverwirrung hat mir natürlich keine Rosen gezeitigt. Großmutter erklärte die Traudel offiziell für ihren Liebling, mir aber rief sie einen anderen Namen schnurgerade ins Gesicht. Wüßte ich mich von der klippen Bezeichnung ganz unbetroffen, so könnte ich sie ja wiederholen. Ich wiederhole sie nicht.

Sonach ist es auch begreiflich, daß die Beziehungen Traudels zu Großvater nicht immer die denkbar intimsten waren. Er war in ihrer Gegenwart zwar auch geneigt zu Schmeicheleien und Katzbuckeleien, aber sie ignorierte das. War sie einmal auf seinen Arm geraten und in Gefahr, auf ihren Wänglein seine Bartstoppeln zu fühlen, so trachtete sie von ihm loszukommen, aber möglichst unauffällig, stets die gute Form wahrend. So sagte sie, hinabverlangend: „Taudel muß Büderl wiegen!“ oder „Taudel muß pitscheln!“ bis sie losgelassen auf freiem Erdboden stand. Ja, meine Gegenwart war ihr selten so recht behaglich, da gab es bisweilen ein „Pst!“, das sie zu stören schien und das manches Kosewort unangenehm überwog. Eines Tages im Garten, als ich wieder einmal lange in ihrer Nähe stehen blieb und ihr einstweilen noch schweigend zusah, wie sie auf dem Resedenbeete herumtrippelte und Rosenknospen abriß, wendete sie sich plötzlich nach mir und sagte gelassen, aber deutlich: „Er soll auf seine Stube

gehen! — Auf seine Stube soll er gehen!" Und ein anderes Mal im Zimmer, als ich mit irgendeiner Dreinrede unbeabsichtigt den Traudel-Kultus störte, der eben von mehreren Frauen lebhaft gefeiert wurde, wendete die Kleine sich mir zu und sagte — physisch von unten herauf, psychisch von oben herab: „Er soll in die frische Luft gehen!"

Da sie aber bald merkte, daß mit so entschiedenen und unbegründeten Abdankungen nicht viel auszurichten war, bediente sie sich feinerer Formen. Saß ich einmal am Fenster und schaute hinaus. Gegenüber auf dem Platz war ein Ringelspiel mit Musik. Traudel machte sich in meiner Nähe zu schaffen, stieß ein wenig an den Stuhl, streifte an mein Knie. „Goßvater!" sagte sie endlich mit ihrem zarten Stimmlein, bei dem das alte Trommelfell allemal wonnevoll erzittert. „Was denn, Kind?" „Er soll auf Goßmutters Bett sitzen." Das tat ich nämlich gern, blieb aber doch jetzt sitzen am Fenster und blickte hinaus. „Goßvater soll auf Goßmutters Bett sitzen!" wiederholte die Kleine. „Ja warum denn?" „Beim Fenster kalt ist," antwortete sie. Gerührt ob ihrer Besorgnis für meine Gesundheit setzte ich mich aufs Bett. Wupps, war sie auf dem Stuhl am Fenster und guckte hinaus aufs Ringelspiel. O du kleine Schlaumeierin!

Lieber als mit den Anwesenden befaßt sie sich mit den Abwesenden. Vom „Vaterl", der schon seit Wochen auf hoher See ist, spricht sie täglich und manchen guten Bissen, sei es nun Backwerk oder Obst, legt sie dem „Mutterl" in die Hand, daß sie ihn für „Vaterl" aufhebe. Auch hat sie des Abends vor dem Einschlafen für „Vaterl" ein bestimmtes Gebetlein. Als aber Tante Anna, die ihr's gelehrt, ins Nördliche Eismeer fuhr, um endlich

einmal den Nordpol zu entdecken, und Mutterl ein Abendgebet mit Traudel beten wollte, stutzte und stockte das Dirndl und sagte: „Das ist das jechte nicht!“ Bis schließlich im Familienrat der Urtext festgestellt wurde, der der „jechte“ war.

Mit aller Fürsorge bemuttert sie das einjährige Brüderlein, rückt ihm das Bettkissen, streichelt ihm die lichten seidenfeinen Härchen, hält ihm das Milchfläschchen in den Mund: „Tjink, Peterl, Kinder müssen Milch tjinken,“ wobei sie ihm manchmal noch ein übriges gönnt und ihm ein Löffelchen voll Sand in den Mund stecken will. Sand hält sie nämlich für einen besonderen Leckerbissen, aber die Umgebung hat ein Vorurteil dagegen. Ferner, wenn das Brüderl gesättigt ist, singt sie ihm Kinderlieder vor:

„Saf, Kinderl, saf,
Ofen ob sin Saf,
Die wazen und die weißen,
Tun slimme Buben beißen.“

Einmal hörten wir, wie sie das Liedel unterbrach und plötzlich fragte: „Feut dich das Leben, Peterl?“

„Unglaublich, was dieses Kind gescheit ist!“ Wen sollen solche Ausrufe der Großmutter noch wundern! Trotzdem geschieht es, daß Großmutter sich auch mit einem andern Enkel zu schaffen macht. Anfangs pflegt Traudel das zu übersehen und macht sich stolz mit irgendeinem Festungsbau oder einer notwendig anzulegenden Wasserleitung zu schaffen. Wenn's aber zu lange dauert, das Kosen mit den übrigen jungen Zeitgenossen, dann schießt sie plötzlich auf Großmutter hin und erinnert, daß sie der „Liebling“ sei.

„Aber ja, du bist mein Liebling, du bist das bravste, gescheiteste Kind auf der ganzen Welt!“

Das genügt. Dann macht sich die Kleine wieder an ihre Arbeit. Wenn andere Kinder miteinander spielen und tollen, da hält Traudel sich am liebsten abseits. Wenn Peterl sich an Großvater macht, um ihm mit behenden Kunstgriffen den Hut vom Kopf zu ziehen, die Augengläser vom Gesicht zu reißen, wobei der Alte allemal mitscherzt, blickt Traudel vielleicht ein paar Augenblicke darauf hin — aber mit größter Geringschätzung, gleichsam: das sind schnöde Kindereien, des Jungen wie des Alten gleich würdig.

Eines Tages hatte Traudel lange scheinbar gleichgültig zugesehen, wie andere Enkel gehätschelt und gefüttert wurden, besonders der kleine dicke Friedel war Hahn im Korb. Als dieser immer wieder nach Großmutter begehrte, um sich womöglich den Titel des zweitbravsten zu erschleichen, war Traudel mit ihrer Geduld am Ende. Zuerst nahte sie sich dem Friedel, legte ihm die Hände auf die Achseln und blickte ihn schelmisch an, so ungefähr, ob er nicht ein Tänzel mit ihr machen wolle? Der Friedel, zwar um ein Stück größer wie sie, schaute zaghaft drein, nicht wissend, wie man sich einem so zutunlichen Frauenzimmer gegenüber zu verhalten habe. Da packte sie ihn jäh um den Leib, zerrte ihn aus dem lachenden Kreis in die Zimmerecke, die zur Walstatt erkiesen war. Dort erhob sich denn von ihrer Seite ein heißes Ringen, daß das rote Röcklein flog, während der Friedel in seiner gesetzten Weise mehr den passiven Widerstand beobachtete. Daß man in solchem Falle nicht Gewalt anwendet, das war ihm ritterliches Gesetz. Aber mit diesem Gesetze lag er bald am

Boden, während die Siegerin über ihm hockte und ihn tüchtig knetete. Der pessimistische Teil der Zuschauer hielt das für Rache, während die Lösung des Kampfes dafür sprach, daß der Handel nichts anderes als eine heftige Zärtlichkeit gewesen war. Denn die Traudel nahm den Friedel schließlich um den Hals und herzte ihn lieblich, während das Büblein seine Ruhe bewahrte, aber dann noch lange befremdet auf die dreiste Angreiferin blickte. Die Kleine hat auch ihre Seelenkämpfe, wie es sich für jeden ordentlichen Menschen geziemt. Wird ihr befohlen: „Schön guten Tag sagen! Schön Handerl geben!" so tut sie's nicht. Da ließe sie sich lieber totschlagen. Ist aber der Absolutismus vorüber, dann kommt sie freiwillig: „Duten Tag!" und reicht das Händchen. Letzteres kompliziert sich insoferne; als es immer das rechte sein soll, wobei es sich herausstellt, daß man die rechte Hand allemal auf der andern Seite hat, als der Gegenübermensch.

Doch über derlei kommt der Mensch hinweg. Schlimmer sind die Käferchen, so über den Schuh laufen, davor faßt sie Entsetzen, während sie ruhig zu den klobigsten Rindern hintritt. Wenn ein solches dann weitertrottet, ruft die winzig kleine Person ihm beruhigend zu: „Schjek dich nit, Mugl, Taudel tut dir nix."

Einmal ging sie an der Hand des Vaters durch den Garten, es war schon Sternenhimmel. Da stach die Kleine mit dem Zeigefingerchen hinauf und zählte die Sterne: „Eis — zei — dei — vie — füf!" — „Was, du kannst schon bis fünfe zählen?!" bewunderte sie der Vater. Und später in der Stube hatte er Anlaß zu sagen: „Du Traudel! Wer schon bis fünf zählen kann, der soll doch das Höserl nimmer naßmachen!" Die Kleine

schwieg. Am nächsten Tage zählte sie wieder: „Eis — zei — dei — vie. — Jetz daf sie das Höserl naßmachen.“ — Mit weiser Überlegung hatte sie nicht bis fünfe gezählt, bei dem — nach Vaters Anschauung — die Pflicht eintrat, das Höschen trocken zu halten. — Sonst sucht sie überall nach dem Rechten und pflegt leitend einzugreifen. Die Magd hatte einen schweren Kasten zu rücken und brachte ihn nicht von der Stelle. Da Traudl beobachtete, daß die Magd sich vergeblich mühte, wir anderen aber alle müßig herumstanden, so rief sie plötzlich ihrem zur Zeit anwesenden Vater zu: „Aber, Fanzl, so hilf doch!“

Einmal spielte sie im Zimmer — wo derlei verboten ist — Ballen und warf richtig so glücklich, daß die Bombe auf den Kaffeetisch in den Topf fiel und die Milch allen Umsitzenden ins Gesicht spritzte. Entsetzt fuhr die Gesellschaft empor, darob erschrak Traudel ein wenig und murmelte zerknirscht in sich hinein: „Sie war slimm!“

So häufte Traudel Missetat auf Missetat. Da kam die Lebensrettung. Es ist schon gesagt worden, daß der kleine Peter, wenn er Großvaters Gesichte nahekam, stets nach den Augengläsern plangte. Vielleicht, weil ihr strenges Funkeln den natürlichen Blick des Großvaters manchmal zu sehr fälschte. Kurz, der Kleine lechzte danach, sie vom Antlitz zu reißen. Allerdings reizte der Alte sein Begehren, indem er die Nase ganz nach ihm vorstreckte, um — als der Kleine nach den Brillen haschte — den Kopf zurückzubiegen. Eines Tages, als der Alte auf dem Angerrasen saß, kroch der Peterl ihm sehr lebhaft ins Gesicht, um endlich einmal die Beute zu erringen; um so mehr wuchs aber der Kopf nach hinten. Da glaubte nun aber der kleine Friedl mit eingreifen zu sollen,

denn im Haschen und Habenwollen fühlt auch die junge Menschheit sich von gemeinsamem Geiste beseelt. Der Friedl kletterte dem Alten rasch aufs Knie, an die Brust, klammerte sich an, trachtete einen Haarfetzen zu erwischen, um das Haupt nach vorne zu zerren. Ich — ja, ja, ich! — wehrte mich wie ein Löwe gegen die beiden Feinde, erwägend, daß ich zurzeit nur das einzige Augengläserpaar besaß und daß sie kaput zu machen nachgerade nichts anderes hieß, als mir das Lebenslicht auszublasen! Ein lustiges Kreischen und Lachen begleitete den Kampf und schon wollte es gelingen, mit strammen Armen die Gegner von mir zu schütteln, da kam ein dritter Feind dazu. Der Walterbub. Und der wußte, wo ich meine Achillesferse habe. Ich habe sie an der linken Seite knapp unterhalb der dritten Rippe. Dort bin ich kitzlich. Kaum fühlend, daß an der Stelle die Fingerspitzlein krabbelten, schmolz ich mit kreischendem Gekicher ohnmächtig hin. Traudel hatte anfangs dem Ringen von ihrem Festungsbau her mit einiger Verblüffung zugeschaut. Nun merkte sie, dem Großvater ginge es an die Haut, warf sie die Ärmchen in die Luft und schrie: „Nit! Nit! Nit Goßvater weh tun!" Aber das war gerade so, wie wenn bei dem blutigen Kriege zweier Staaten ein dritter Staat beschwichtigen wollte. Als Traudel merkte, daß ihr Geschrei ganz und gar unbeachtet blieb und der Unterliegende nur noch leichte Zuckungen machte, nahm sie ihre Sandschaufel und warf den Angreifern den ganzen Festungswall ins Gesicht. Die Feinde stoben krächzend auseinander und meine Brillen — sie hingen schon schief über die Wange herab — blieben vor dem Äußersten bewahrt.

Seit dieser schönen Heldentat hat sich das Verhält-

nis Traudels zu Großvater völlig geändert. Eine schweigende Intimität hat Platz gegriffen. In normalen Zeitläuften kümmert sie sich nicht viel um ihn, alle Gemütsduselei ist ihr ja ein Greuel. Wenn sie aber den Großvater irgendwie benachteiligt glaubt, dann tritt sie auf das strammste ein, um ihm zu seinem Rechte zü helfen. In allen zweifelhaften Fällen und bedenklichen Situationen stellt sie sich auf Großvaters Seite, besonders wird ihr Auge finster beobachtend, wenn der kleine Peter nach den Brillen tastet.

Klein Peterl.

Weit habe ich's gebracht! Nun nennt man mich schon sogar in meinem eigenen Hause den Kinderverderber. Und wenn ich mich dagegen verteidigen will, heißt es: Du sei nur still und red' nix!

So bin ich still und red' nix.

Aber schreiben. Meiner unmaßgeblichen Meinung nach ist die Sache ja nicht ganz so schlimm, als daß ich darob den ehrlichen Namen verlieren sollte.

Unter meinen Enkeln ist also einer, der heißt Peter und ist ein flachshaariger, rundgesichtiger, rotwangiger und blauäugiger Junge. Und er kommt schon in die Jahre, in welchen ihm allerhand verboten ist — Tag und Nacht. Ich verbiete bei mehreren Dingen tapfer mit und bin auch bereit, ein martialisch finsteres Gesicht zu ziehen, wenn an manchem Morgen leidenschaftliche Klagen einlaufen über schlimme Aufführung. Zweijährige Buben muß man schon strenge erziehen. Und wenn dann sein Gesichtel ganz verstockt schalkhaft wird, wenn alle Wetter über ihn hindonnern, ohne daß es einschlägt, so muß ich mich seitab wenden, damit er mein vergebens verhaltenes Lachen nicht gewahrt. Zeitweilig gewahrt er's und dann werden seine Augen noch spitzbübischer und er merkt es, daß der überlaut grollende Großvater insgeheim ein Gesinnungsgenosse ist.

Nach solch mißratenen Erziehungsversuchen ziehe ich es vor, vom Kothurne herabzusteigen und mich mehr als seinesgleichen zu gehaben.

Dem Peterl ist es — besonders von Seite der Groß-

mutter — strenge verboten, über Holzzäune zu steigen, auf Bäume zu klettern oder Sessel übereinanderzutürmen, um auf die Hochzinne des Kleiderkastens zu gelangen. Es ist ihm verboten, sich mitsamt den Kleidern in den Brunnentrog zu legen oder mit dem Zweirad eine Spazierfahrt zu unternehmen. Es ist ihm verboten, unter dem Wagen herumzukriechen, wenn die Pferde schon angespannt sind oder zur Nachtzeit mit Streichhölzern Wetterleuchten zu spielen. Es ist ihm verboten, dem grauen Stier beizukommen, um auf demselben zu reiten und es ist ihm verboten, am Ufer sich auf ein Brett zu setzen und über den Teich hinauszufahren. Es ist ihm überhaupt alles verboten, was das Leben, das täglich neu gewonnen sein will, lebenswert macht. Das lebenswerte Leben also einerseits und das mit steter Ahndung drohende Gebot anderseits haben in das Büblein den ersten Zwiespalt gelegt. Natürlich siegt das Leben. Aber wenn's heimlich geschehen kann, ist es zweckmäßiger, als wenn die kühne Tat vom Lärme der anderen, unter stets drohender Verhinderung, begleitet ist. Bereits durchdrungen von der Wahrheit, daß Selbständigkeit nur in der Einsamkeit gedeihen kann, hält er sich am liebsten abseits von der Volksmenge der Geschwister, Tanten, Onkel, Eltern und Großeltern, um hinter den Büschen den Zaun zu erklimmen, ein Dach zu erklettern oder den Bach zu durchwaten. Da behalte ich ihn denn im Auge, und unter dem Vorwande, daß der Kleine Aufsicht haben müsse, schleiche ich mich zu ihm und erteile ihm hübsch flüsternd Anleitung, wie man über den Wassergraben springt, über den Lattenzaun steigt oder den Baum hinanklettert. Nötigenfalls schiebe ich ein wenig nach beim Steiß und muntere ihn

auf, immer höher, immer verwegener — bis er plötzlich hoch von einem jungen Kiefernwipfel herabruft: „Gohgl! Gohgl! Schau!" — Freilich, die „Gohgl" (Großmutter) schaut und hebt ein Angstgeschrei an, und weil Klein-Peterl sich gemütlich auf einem Äste wiegt, so stößt sie schreckbare Drohungen aus. Aber das Büblein lächelt; in dieser gesicherten Stellung ist keine Drohung der Großmutter ernst zu nehmen. Und das ist der Meinungsunterschied: Die Großmutter hält den schaukelnden Baumwipfel für gefährlich, und das Büblein in diesem Augenblick den festen Erdboden. Die Frau schaut ratlos um sich und will aus Angst schon ohnmächtig werden, aber vorher noch ruft sie hinauf: „Nau du, Peterl, freu dich! Das sag' ich dem Großvater! aber heute ganz gewiß. Der wird dich — du weißt schon was!"

Und schreit das Büblein lachend herab: „Gohvater mir holfen!"

„Waaas? Der Großvater hat dir auf den Baum geholfen? Na, da hört sich doch alles auf. Ist wieder der Alte mit dabei? Der ist so dumm wie der Junge, oder noch dümmer. Auf den Baum hat er ihn steigen lassen!" Und wie sie dann mich hinter dem Stamm erblickt, klettet sie über den Busen die Finger beider Hände ineinander und sagt ganz weichmütig: „Ja, um Gottes willen, Mann! Willst du denn das Kind zugrund richten? Soll es sich denn totfallen vor unseren Augen?"

Wenn die Großmutter solche Geschütze auffrasseln läßt, da ist es am klügsten, sofort zu kapitulieren. Diesmal aber wollte ich doch ganz unmaßgeblich andeuten, daß meine Absicht die denkbar beste war. Gerade das Totfallen sollte verhindert werden, durch Übung im Klettern. Und

fiele er schon einmal herab, so am besten in meiner Gegenwart, wo man ihn auffangen könne.

„Du ihn auffangen!" lachte sie eiskalt, aber während wir also wortelten, stieg der Kleine langsam und vorsichtig niederwärts im dichten Astwerk. Mir bangte fast vor dem Wagnis, aber als sie mit ausgestreckten Armen ihn erreichte, riß sie ihn an sich und empfing ihn mit heftigen Küssen. Klein-Peterl war schier verblüfft darüber, daß eine verbotene Tat so liebreich belohnt werde. Ein nächstesmal tat er's wieder, und zwar vor ihren Augen.

Das blieb nicht immer so zwischen ihm und mir. Ich greife jetzt ein wenig vor. Es entging mir nicht, daß Peterl einmal ganz besonders für sich abgesondert tätig war. Meine väterlichen Ermahnungen konnten ihn nicht mehr so bequem erreichen. „Du Peter, mit dem offenen Taschenmesser lauft man nicht herum!" — „Du sollst deiner Mutter nicht immer so davongehen, dann weiß sie nicht, wo du bist und ängstigt sich." — „Ach geh, schau doch einmal deinen Großvater an, wie der beim Essen ruhig dasitzt!" — „Jetzt heißt es schlafengehen! Der Enkel muß dem Großvater schön folgen, hörst du?" — „Aber so beug' dich doch nicht so zum Fenster hinaus, du wirst hinabfallen!" — „So trotzig sein, das ist garstig, Enkelbub!" —

Derlei Erinnerungen und Unterbrechungen im Tagesprogramm scheinen dem Kleinen endlich zuwider geworden zu sein, denn eines Tages machte er mir einen Vorschlag: „Großvater, wir wollen nicht immer Großvater und Enkel spielen, weißt du? W i r w o l l e n F r e u n d e sein, wie der Onkel Hans und der Berndl, magst du?"

Ich habe ihn verstanden. Seither sind wir Freunde,

wovon einer nicht immer an dem andern herumkeifelt und meistert, sondern die ihre Angelegenheiten in vertraulichen Gesprächen miteinander ausmachen. Aus einem ewig lehrhaften Alten ist ein gemütlich plaudernder Kamerad geworden. „Freund Peter!“ sage ich nun zum Knaben, „da hast eine Binde, steck' sie in den Sack, und wenn du beim Herumspringen ins Messer fällst, so mußt dich geschwind verbinden, sonst springt das Blut wie ein Brunnen heraus, was ja weiter nichts macht, nur ausbluten kann man dabei. — Du, Freund Peter! Einmal, wie ich noch klein war, bin ich ganz allein fort und auf die Alm gegangen, zum Vieh, und hab' gedacht: Sucht mich nur daheim, ihr findet mich doch nicht, und hab' gelacht. Nachher bin ich hungrig geworden, und es ist finster geworden, und ich hab' nicht heimgefunden. Über Nacht im Wald geschlafen und gedacht, wenn jetzt der Wolf kommt! Andern Tags hat mich mein Vater und der Knecht gefunden und nach Haus getragen, und die Mutter ist im Bett gelegen, sterbenskrank, weil sie aus Angst um mich ohnmächtig geworden sein soll. — Du, einmal haben wir einen lustigen Nachbarsbuben gehabt, der ist immer auf dem Hausdach herumgestiegen wie ein Kater. Und einmal in den Rauchfang hinein und hinab gegen die Küche. Und jetzt, denk dir, ist die Köchin just beim Feueranmachen, und hören wir, wie im Rauchfang oben alleweil was hüstelt und hüstelt, und schreit die Köchin: „Jesseles, der Nachbarbub ist im Rauchfang! Er steckt oben, kann nicht herab und nicht hinauf; mein Vater springt um den langen Wasser-Floßhakel und hakelt den Buben herab. Was glaubst, Freund, ist er noch einmal in den Rauchfang geschlossen? — Aber

du, das ist komisch. Einmal hat mir die Mutter mein Holzrössel weggenommen, weil ich lernen hätt' sollen. Da werd ich zornig, reiß den Stiefelknecht her und schmeiß ihn ans Fenster, daß die Scherben nur so herabklingeln. Vater und Mutter stehen da, schauen mich mit Staunen an und sagen nichts. Du, was ich mich da geschämt hab! Ins Bodenwinkel kriech' ich, und den ganzen Tag hab ich mir mein Gesicht nicht herzuzeigen getraut!"

Solche Erzählungen hört mein junger Freund mit ruhiger Aufmerksamkeit an, und ich denke, das ist zu dieser Hacke nun einmal der rechte Stiel. Nicht offene Moralpredigten, sondern Erzählungen mit versteckter Tendenz. Das wird wirken, ohne daß er's merkt. — Aber der kleine Kerl guckte mich manchmal so verschmitzt an, daß mir ungleich wurde, und nachdem ich diese Methode wochenlang fortgesetzt hatte, sagte er: „Freund, jetzt will auch ich dir was sagen, ja?" — „Nun so sag'." — Erst ein bißchen verlegenes Kopfdrehen, dann: „Weißt du, Freund Großvater, ich mach's auch so." —

Klein-Peterl ist ein Freund von Heldengesängen. Er singt ihrer auch selbst, wobei er es übrigens mit dem Texte nicht besonders genau nimmt, wohl wissend, daß im Liede nicht das Wort Hauptsache ist, sondern die Musik. So sang er da, während er mit Bausteinen eine Festung aufführte, halblaut vor sich hin: „Zu Mantua im Bade der dreie Hofer saß." Sein Schwesterlein, das in der anderen Stubenecke die Puppe ankleidete, schaute mit großen Augen auf das Brüderlein herüber. Und als dieses immer wieder trällerte: „Zu Mantua im Bade der dreie Hofer saß," rief sie schalkend drein: „Und duschte

sich und wuschte sich, und duschte sich und wuschte sich...!" Klein-Peterl machte sich anfangs nicht viel aus dieser Störung, als sie sich aber regelmäßig einstellte, sooft er das vom „Bade" sang, mochte er wohl merken, daß hier etwas nicht ganz richtig sei, stellte den Gesang ein und baute schweigend an seiner Festung weiter. Die kleine Satire aber in der anderen Stubenecke lachte sich ins Fäustchen.

Klein-Peterl ist übrigens durchaus keine schwärmerische Natur. Aufs Reden gibt er nicht viel, sowie auch er wortkarg ist. Geschichtenerzählen vom Struwwel-Peter oder dergleichen verachtet er. Liebeln und Zärteln verachtet er schweigend und geht für sich immer einer körperlichen Beschäftigung nach. Was man kindisch, oder possierlich, oder altklug nennt, das ist er nicht. Schweigen und Wirken ist seine Sache, rücksichtslos arbeiten mit Hammer oder Haue, auf eigenem oder fremden Gebiet, das gilt ihm gleich. Auch sucht er Fehden, nur findet er keinen mutigen Gegner. Schwester Trauderl kreischt, sobald er sie anrührt. Das ist kein Vergnügen.

Man versteht den Jungen. Ein gesundes Kind, dessen weiche Gliederlein sich üben wollen, mit Vorliebe im Klettern. Und diese natürliche Lust, die ihn kräftigen, abhärten, gegen Gefahren tüchtig und mutig machen soll — das Mannwerden will man ihm verbieten? Nein, da will ich lieber sein Spießgeselle sein. Blaue Flecken und Beulen gibt es ja, auch blutige Nasen — aber nie ein nasses Auge. Übel, die ihm von anderen zugefügt werden, besonders moralische Demütigungen, können ihm wohl einmal ein heimliches Tränlein herauspressen; selbstverschuldete Leiden trägt er mit heroischem Gleichmut.

Gegen andere ist Klein-Trauderl nicht immer ganz hochherzig. Die Bedienerin zerbrach eines Tages das porzellanene Waschbecken. „Netti, das wirst du bezahlen!" rief das Mädel tückisch sanftmütig, „das schöne Waschbecken, das die Mutter so gern gehabt hat. Das wirst du bezahlen!"

Fast schluchzend suchte die Magd die Scherben zusammen, da trat Klein-Peterl, der eben auch kein Weib weinen sehen kann, zu ihr und mit seinem tiefen, ruhigen Stimmlein sagte er: „Das wirst du nicht bezahlen, Netti. Du hast es nicht zu Fleiß getan, es ist ungefähr geschehen, ich werde es der Mutter sagen. Du wirst es nicht bezahlen, Netti!"

Die Netti ist seither zu jeder Stunde bereit, Blut und Leben für den jungen Ritter hinzugeben.

Die Traudel nannte damals den Bruder wegwerfend einen „Banausen". Woher sie das Wort hat, weiß ich nicht, sie braucht es aber mit Vorliebe für den Kleinen, der darüber stets schweigend zur Tagesordnung übergeht. In der Absicht, der Mutter und der Netti die Arbeit zu erleichtern, pflegt er im Zimmer seine Spielsachen, Kleidlein und Töpflein in Ordnung zu stellen, an ihre Plätze zu bringen oder gar wegzutragen. Und als er wieder einmal seine ausgezogenen Schuhe abstaubte und in ihren Winkel stellte, rief Schwesterchen ihm zu: „Nicht aufräumen, Banäuslein! Das müssen die Großen tun. Die Kinder müssen spielen!" Das sagte die Listige aber nur, um für sich die Lorbeeren zu erringen, wenn sie als „fleißiges Dirndl" dann selber die „Schlampereien" wegräumt.

Von seiner Schwester ist Klein-Peterl, wie man merkt,

nicht leicht aus der Fassung zu bringen, er gab also auch nichts auf jenen Spott. Einmal aber doch. Im Nebenzimmer hatten sie gespielt, ganz ruhig, eine Weile. Jählings aber kam Peterl zur Tür heraus, seltsamerweise die Wange mit beiden Händen verdeckend.

„Mu — Mu — Mutter! Die Traudel hat mich geschlagen, auweh, auweh!"

Die Missetäterin wurde herausgerufen. Keinen Augenblick leugnete sie. „Eine Ohrfeige hab' ich ihm gegeben."

„Warum, du schlimmes Dirndl?!"

„Weil wir Adam und Eva gespielt haben. Da ist er in meinen Garten gekommen und das ist verboten und und ich hab' ihm die Ohrfeige gegeben."

Woher sie das Spiel hatten, habe ich nicht erfahren können. Die Ohrfeige hatte offenbar dazugehört, war aber im Kunsteifer etwas zu realistisch ausgefallen. Man mag's dem schneidigen Dirndel nicht einmal verdenken. Sie soll sich nur angewöhnen, gegen eindringliche Adame ihren Garten scharf zu bewachen.

Der kleine Adam wurde damals vom ganzen Weibervolk des Hauses so lebhaft bedauert und umworben, bis er sich mit zwei Fäustlein losstieß und zornig davonlief.

Etliche Personen im Hause versuchen es immer mit kläglichen Mitteln, ihn zu einem Hascherl zu machen, zu einem zärtlichen Kindlein, zu einer herzigen Puppe, zu einem niedlichen Spielzeug — aber der kleine Mann geht ihrem süßen Schmeicheln und Kosen kühl aus dem Wege. Sollen es schon Süßigkeiten sein, so höchstens Zuckerln. Auf die fällt er rein und das ist Großmutters Stärke um ihn. Aber selbst die Schokoladebonbons scheinen für

ihn mehr einen moralischen Wert zu besitzen. Er nimmt sie mit Vorliebe in die Faust und hält sie dort fest zusammen, bis sie patzig werden, dann wirft er sie weg. Und beweist, daß eines Mannes Faust für etwas anderes da ist, als zur Aufbewahrung von Süßigkeiten. Sein Schwesterlein Traudel hat es schon erfahren, daß Klein-Peterls Faust kein Bonbonschachterl ist! Trotzdem scheint sie täglich auf neue Beweise dieser Tatsache lüstern zu sein, wenn sie ihm den Hammer versteckt, sich auf die Haue setzt, mit der er graben will, oder wenn sie ihn des Morgens schnöde denunziert: „Gohgl! Heut bei der Nacht hat der Peterl wieder was angestellt!" Der Junge macht über eine solche Dreistigkeit einstweilen nur ein verblüfftes Gesicht und ist eigentlich eher geneigt, der kleinen Widersacherin ruhig aus dem Wege zu gehen, bis ich ihm zurufe: „Laß dir nur nix gefallen, Peterl!" Da besinnt er sich rasch des Faustrechtes, bis das Schwesterl in ein Wehgeschrei ausbricht. Und da ist es wieder die Großmutter, die es auf das gründlichste feststellt, daß ich ein Kinderverderber bin.

Aber die tödliche Feindschaft zwischen den Kleinen dauert nicht dreißig Sekunden. Die Trauderl erhält von der Großmutter Genugtuung in Form irgend eines Leckerbissens und da sagt das Mädel: „Gohgl, gib auch dem Peterl was!" Ohne auf so rührende Fürsprache weiter zu achten, nimmt der Kleine sein Teil und geht wieder an die Arbeit.

Doch nicht bloß manueller Tätigkeit widmet er sich, auch der Beobachtung. Da steht er dort abseits mit in die Seiten gestemmten Ärmchen und vorgeneigt schaut er unverwandt auf ein krabbelndes Ameislein, oder auf

einen sich ringelnden Regenwurm, oder auf eine rastende Heuschrecke. Den Hang, mit einem Fußtritt solche Tierlein zu vernichten, habe ich an Klein-Peterl nicht ein einzigmal bemerkt; mit ruhiger Ausdauer steht der kleine Naturforscher vor seinem Objekt, bis es ihm entlaufen ist. Aber auch mit Mechanik befaßt er sich und untersucht das Kinderwägelchen und das Spinnrad der Muhme und das Fahrrad des Onkels daraufhin, weshalb es läuft, wo die Ursache der Beweglichkeit denn nur stecken mag. Und wenn er beim Berühren sich einmal das Fingerchen einklemmt, so verzieht er keine Miene und läßt sich bei seinen wissenschaftlichen Untersuchungen nicht stören.

Eine alte Sache, daß, wer gut Werktag macht, auch gut Feiertag machen kann. Es war bei der Festlichkeit einer Hauseinweihung, an der auch meine Familie mitsamt Klein-Peterl teilnahm. Auf dem bekränzten Festwagen mitten unter fremden, hüteschwingenden und jauchzenden Burschen saß der Kleine und jauchzte hell mit. Und bei dem Gesange: „Steirer san ma, Steirer bleib'n ma!" wiederholte er immer: „Teira san ma, Teira beim ma!" Noch nie hatte man seine Äuglein so lebhaft leuchten gesehen. — Und weißt doch gar nichts, o Kind, noch von der Heimatliebe, wie heiß, wie wonnig, wie qualvoll sie kann sein. Und rechthaberische Leute wollen dir am Ende noch dein Steirertum streitig machen mit dem Vorhalte, daß dein Vater ein abgestammter Reichsdeutscher, ein geborner Ungar, ein erzogener Kärntner und dein Geburtsort die Wienerstadt ist. Aber unentwegt singst du: „Teira san ma, Teira beim ma!" wie es sich übrigens für den Enkel eines steirischen Zither- und Hackbrettmannes auch gar nicht anders gehört.

Diese wenigen Nachrichten von meiner Tochter Gretls Sohn genügen. Als Klein-Peterl zwei Jahre und drei Wochen alt war, vergaß er einstweilen seines Vorhabens, Steirer zu bleiben und — ging in die Fremde. Da weit unten in Pola besichtigt er die Kriegsschiffe daraufhin, welches das größte sei und etwa den höchsten Mast habe. An den will er hinauf. — Soweit, junger Mann, kann ich dir nicht mehr folgen. Siehe zu, wie du selber fertig wirst mit der Welt. — Nur so voran, immer der Höhe zu!

Klein Peterl — der Zweite.

Im Winter 1916.

Die einzig schönen Jahre waren wie ein Tag. Vorbei. Jetzt wütet auf Erden der Völkerwahnsinn, wie nie zuvor.

Meine Kinder! Die älteren sind beim Heeresdienst. Die jüngeren, die Enkelbuben, streifen als „Pfadfinder" oder „Jungschützen" um. Die jüngsten spielen Krieg und schreien: „Hurra!" — Das alte Menschenpaar sitzt vereinsamt in der unerhörten Wetternacht. Und in dieser Nacht auf einmal helles Licht! Im weißen Bettlein liegt ein kleines Kind.

Unsere Martha war fortgezogen nach einem neuen Heim. Aber ihr Mann ist nun Soldat und so ist das „große Menschenmädel" von damals jetzt wieder zu uns gekommen mit einem kleinen Menschenbuben. Der wildeste aller Kriege hat mir ungeahnten Jugendsonnenschein ins dunkle Haus gebracht.

Nun hockt der dreiundsiebzigjährige Alte an der Wiege des zwanzig Wochen alten Enkels und die beiden schauen sich an und schauen sich an — einer dem andern vertraut, und doch ein Rätsel. — Wieso, mein zweiter Peterl, daß du gerufen wurdest? Und gerade jetzt? Jetzt, da die Menschheit bankerott geworden! Du weißt von nichts und schaust mit deinen klaren Äuglein in den irdischen Tag und lächelst. Vielleicht sogar ein wenig über den komischen Alten, der sein verwittertes Antlitz über dich

neigt, um in dir, in deinem noch urheiligen Wesen eine neue, unschuldige, glücklichere Menschheit zu suchen. — Aber dein rundes, rosiges Angesichtlein ist noch ein unbeschriebenes Blatt; kein Zeichen kündet mir dein Schicksal. Oder sind die paar zuckenden Grübchen, die manchmal auf deiner Stirn spielen, sind die raschen, fast strengen Blicke, der energische Ruf, die lebhaften Ausgriffe mit den Händchen, wenn die erwartete Milch nicht im Augenblick da ist, sind das etwa Anzeichen, daß du nicht gesonnen bist, wie dein Großvater stets gelassen zu warten, was man willig gibt, sondern, daß du mit festem Willen und starkem Mut selber nehmen wirst, was dir gebührt? — Was dir gebührt, aber auch nur das! Mut und Rechtssinn — so ausgerüstet, mein Peter, tritt zu deiner Zeit auf den Kampfplatz. Einstweilen aber sei Kind. Sei es, so lange als möglich. Auch ich möchte noch einmal mit dir Kind sein, mit dir träumen, scherzen, Allotria treiben und grundglücklich sein, wie ich es mit den anderen bin gewesen. —

Soll man mit dem letzten Glück nicht ängstlich sparen? Täglich nur ein Viertelstündchen wage ich es, an deiner Wiege zu sitzen und dein Hellauge mit dem Himmel zu vergleichen, und aus deinem ersten Lallen die süßeste Musik und die tiefste Weisheit herauszuhören. — Und dann sollst du wieder schlafen. Wenn ich dich schlafen sehe, dann kommt auch über mich heilige Ruh'.

Jetzt ist Mitternacht. Ich beschließe einen alten Tag, du beginnst einen neuen.

Guten Morgen, mein Bub', guten Morgen!

Weißt du auch, wohin du gehst?

Du kamst, ich weiß nicht wie, aus mir, mein Kind. Wie Maienwind die Blüte von dem Baum, so trägt dich mir das Leben fort. Auf weißen Wolkenkähnen segelst du, mit Sonnenstrahlenlanzen wehrst du munter dich vor Staubgestalten. In lichter Jugendmajestät führt dich dein stolzer Siegeszug den Fernen zu, den winkenden. — Weißt du auch, wohin du gehst, mein Kind?

Aus Rosen sind geflochten und aus Lorbeerzweigen deine Straßen. Vom grünen Wald die Nymphen, vom blauen See die Nixen grüßen dich. Lachend vorbei an ihnen eilest du der duftgeschwellten Laube zu. Dort wo sie, traun, am dichtesten das schnöde Alltagslicht verhüllet, steht lilienweiß die Maid, die zitternde, und wartet dein, und flieht vor dir, zu retten sich ins stille Traugemach. Und du ihr nach. — Weißt du auch, mein Kind, wohin du gehst?

In schwüler Frühlingsnacht erweckest du den Sohn. In ihm ziehst du, neuen Mutes voll, die Bahnen hin, heut in Haß und morgen heiß in Lieb' erglühend, kämpfend immer, siegend hier, unterliegend dort, neue Freuden suchend, und findend immer nur dich selbst. Der Sohn gibt dir den Enkel, in einem wie im andern bist es du, in des Geschlechtes nebelhafter Reihe du, und immer wieder du. Das auf dunklen Straßen von nimmersatter Sehnsucht wild gehetzte Menschenwesen — so wandert es den Ewigkeiten zu.

Weißt du auch, wohin du gehst, mein Kind?

Spielgenossen.

Lamm.

„Kaffns a Lampel, gnä Herr!“ rief über den Gartenzaun ein altes Weib herein, und gleichzeitig hörte man das Blöken eines weißen Lämmchens, das, an den vier Füßen zusammengebunden, in den Armen der Alten hockte. „Mir sein jo mitanond in d' Schul gongan, gnä Herr!“ erinnerte sie, und also fiel das „alte Weib“, welches ich ihr heimlich zugedacht, als alter Mann auf mich zurück.

„Wohin wollt's denn mit dem Vieherl?“

„Na, holt vakaffn. Zan Kreuzwirt will ih's trogn, wan mas da gnä Herr nit ohkafft. Wuhlfeil gab ih's her.“

„Määh!“ machte das Tier zu mir herüber und spitzte die Ohren.

Nun wußte ich's wohl, wie beim Kreuzwirt solche Gäste behandelt werden, und daß dieses kaum fünf Wochen alte Wesen schon sollte sterben müssen, bloß um einmal den Magen von ein paar Fressern zu füllen, das ging mir nicht ganz nach den Naturgesetzen.

„Määh!“

„Gengens, kaffns ma's oh!“

„Was wollen Sie dafür?“

„Zwoa Guldn vierzg Kreuzer und a Jausn.“

„Na versteht sich,“ mischte sich nun die Hauswirtin ein, „so ein Kletzerl um zwei Gulden! Das wäre noch schöner. Die Hälfte, wenn Sie wollen.“

„Na wul nit, Frau Muada, do trog ih's liaba wieda hoam. Va Jougllond is's her, a saubers, a foasts Lampel. Gscheidaweis: an Guldn sechzg und a Zausn. Gengens, Frau Muada, nehmens as!“

Sie wurden einig. Die Händlerin bekam ihr Geld und ihr Glas Wein mit Brot. Das Lamm wurde auf den Rasen gelegt, ich durchschnitt seine Bande, da sprang es auf und sauste wie ein Pfeil durch den Garten hinab. Im äußersten Winkel, im Heckenstrauch, wo man nicht mehr weiter kann, stand es still, starrte mit Entsetzen auf mich her und blökte dann dem Weibe nach, als es davonging.

Ich ging Schritt für Schritt langsam hin und machte meine ersten Belehrungs- und Bekehrungsversuche. „Tschapperl!“ rief ich ihm kosend zu, „vor mir davonzulaufen! Ich bin ja dein größter Wohltäter. Zum Fleischhauer wollte sie dich tragen. Du kannst dir's denken. Deine Voreltern sind wohl auch an dieser Bazille gestorben — am Fleischhauer. Solche Erblichkeit wollen wir abbringen. Ich habe Kinder — ganz kleine und etwas größere, und von diesen Leutchen sollst du dich gern haben lassen und ihnen gute Sachen aus der Hand fressen, und die übrige Zeit kannst du im Garten herumlaufen und treiben, was du willst. Sogar das Fliederlaub darfst du abbeißen und den Rosenstock benagen, wenn es dir Spaß macht. Man bekommt ohnehin selten so ein Wesen, dem man's recht gut sein lassen könnte und ein bißchen Genugtuung leisten dafür, was euresgleichen von unseresgleichen Schlimmes zu leiden hat. Also sei klug, du, du! — Ei, wie willst denn heißen? Leanda, wenn du magst, ja? So heißt auch ein Märchenlamm. Ein nobler Name!“

„Määh!" antwortete es, und als ich ihm nahegekommen war und schon meine Arme ausstrecken wollte, um es zu nehmen und zu herzen, da machte es einen hohen Sprung und in wilder Hast davon.

Nun kamen die Kinder und die Dienstboten und wollten es fangen. Na, da habe ich erfahren, um wieviel ein fünf Wochen altes Schaf klüger ist, als sechs Menschen, wovon drei bei vollem Gebrauche ihrer Vernunft sind. Der erste taktische Grundsatz des Lämmleins war: möglichst fern von den Feinden sein. Wo es aber in die Enge getrieben wurde, in eine Ecke, da wartete es ja nicht so lange, bis wir den Halbkreis geschlossen hatten, sondern brach beizeiten durch. Ich erhaschte schon seinen Fuß, da stürzte es nieder und stieß einen nachgerade menschlichen Schrecklaut aus, daß ich losließ und Leid hatte darüber, daß wir das Tier aus lauter Liebe so hetzen mußten. Weiter hin mitten auf dem Anger blieb es wieder stehen, voll Schreck auf uns herstarrend, an allen Gliedern zitternd. Unser kleinstes Mädel suchte es zu beruhigen, indem das Kind in der Bauernsprache — Hochdeutsch mutete die Kleine dem Lamm gar nicht zu — auf das überzeugendste dartat, wir wollten es ja nicht abstechen, sondern nur ein wenig streicheln und ihm dann Milch zu trinken geben, und ein rotes Seidenbändel um den Hals binden, worauf es sehr schön sein werde. — Es half alles nichts, das Lamm zitterte weiter und hielt uns offenbar für das größte Unglück seines Lebens.

„Määh! Määh!" So rief es um Hilfe, und der Schöpfer stieg nicht herab vom hohen Himmel, um das unschuldige Lamm von seiner Todesangst zu befreien. So beschlossen wir, von unserem Versuche, es zu erwischen,

abzustehen, das Tier im Garten sich selbst zu überlassen, damit es sich ein wenig erhole.

Am untersten Ende des Gartens ist ein kleines Törchen auf die Straße hinaus. Kein Mensch und kein Schaf hat es dem Lamme gesagt, daß man hier möglicherweise entkommen könne, aber es stellte sich knapp an dieses Törchen und verharrte dort den ganzen Vormittag. Hätte es mit dem Kopfe nur ein bißchen angetaucht an dem Holzgatter, so wäre es in der weiten freien Welt gewesen, aber hier war der Schafsverstand zu Ende, und auch nicht der geringsten Gewalttätigkeit fähig war unsere gefangene Leanda. So oft draußen Kühe, Ochsen oder auch Wagenpferde vorbeikamen, blökte das Lamm zum Erbarmen; diese Wesen waren ja doch auch nicht seinesgleichen, aber als Vierfüßler standen sie ihm näher, als wir schrecklichen Ungeheuer auf zwei Beinen. Nur als ein großer Fleischerhund herankam, schoß das Lamm neuen Entsetzens voll durch den Garten herauf und gerade der Laube zu, wo ich saß. Als es auch hier wieder den vermeintlichen Feind bemerkte, gab's dem armen Tier einen so heftigen Riß, daß es bei dem Sprunge seitwärts zu Boden stürzte und überschlug.

Mich fing's schon an zu reuen, das Lamm gekauft zu haben. Nun hätte es alles überstanden, wäre erlöst von diesem Dasein in fremder Gefangenschaft.

Die Nacht über verbrachte das Tier in der Holzhütte, wo ihm ein Strohlager bereitet worden war. Unser Dirndel hatte Backwerk auf das Stroh getan und auf den Rat der geschmackkundigen Köchin eine Hand voll frischen Klees. Aber am Morgen, als das Lamm wieder voller Aufregung im Garten umherlief, war das Backwerk noch

auf dem Stroh und der Klee noch — die Leanda hatte sowohl Nachtmahl als Frühstück verschmäht. Sie hatte seit länger als vierundzwanzig Stunden, als sie bei uns war, noch kein Halmlein verzehrt, kein Blättchen genascht, und doch gab es der fetten und wohlriechenden Kräuter wunderviel im Garten. Am Zaune stand es, auf die Straße schaute es hinaus, auf die blauen Berge blickte es hin, hinter welchen seine Heimat war — und weinte: „Määh!"

Mir war nachgerade bange. Da heißt es immer, die Tiere wären so große Materialisten. Warum ließ es sich denn also nicht wohl sein in dem Paradiese, wo ihm die auserlesenste Nahrung winkte, wo es nicht bedroht war von der Rute des Schäfers, wo es vielmehr gehalten wurde „wie ein Kind vom Hause"! — Und siehe, alles das war ihm nichts. Sehnsucht nach Mutter und Geschwister beklemmte sein Herz, Heimweh nach den ersten Fluren seiner Kindheit quälte die Seele. „Määh!" schluchzte es mit gebrochener Stimme über den Zaun hinaus. — Hätte ich die Gefilde seines engeren Vaterlandes genau gekannt, ich würde es hingetragen und den früheren Eigentümer für Geld und gute Worte bewogen haben, das Lämmel wieder aufzunehmen in seine Herde. Weil ich zeitweise an die Seelenwanderung glaube und tatsächlich im geistesabwesenden Zustand meine durchgebrannte Seele schon in anderen Wesen ertappt hatte, so war es jetzt beinahe, als ob ich selber in dem weißen Lamm stäke und Heimweh hätte. Und schließlich, wenn man's recht betrachtet, es kommt auf dasselbe hinaus — ob dieses Wesen leidet oder ein anderes — Wesen ist Wesen und Leiden ist Leiden.

Die Kinder hatten mit dem Lamme nur in respektvoller Ferne verkehrt und freuten sich schallend, wenn das Tier endlich einen Grashalm abknusperte oder vom Flieder ein bißchen Salat nahm. Am dritten Tage blökte es auch nicht mehr und ließ uns schon um ein paar Schritte näher an sich herankommen, so daß wir Hoffnung hegen konnten, es würde die neue Heimat schließlich anerkennen. O der eitlen Träume! — Gegen Abend dieses Tages war rings um das Haus ein gellender Aufruhr, die Kinder und Dienstboten schossen planlos hin und her. Nur die Hauswirtin stand ruhig mit in die Seiten gestemmten Armen da und sagte: „Na, jetzt habt's es. Jetzt haben wir wieder einmal um einen Gulden sechzig Kreuzer zuviel gehabt!"

Die Leanda war weg! — Alle Tore und Törchen waren zu, sie war weg; alle Winkel und Büsche wurden durchsucht, sie war weg, und sie war weg. Den ersten Ton des Jammergeschreis erhob die kleine Martha, bald stimmten auch die anderen ein. Durch die Zaunspangen mußte das Lamm sich durchgezwängt haben auf die Straße hinaus. Aber in der weiten bösen Welt war das unerfahrene Geschöpf verloren, das sagten wir alle. Der große Fleischerhund war wieder gesehen worden, und der hatte sich im Vorübergehen gewiß nicht lange besonnen, den Isegrimm zu vertreten.

Am nächsten Tage war schwere Trauer. Der Knabe hatte aus zwei Brennholzscheitern ein Kreuz zusammengebunden und das wurde im Garten aufgerichtet, an der Stelle beim Fliederbusch, wo das Lamm am liebsten gewesen. Das Dirndl — ist mir gesagt worden — soll sogar niedergekniet sein und ein Vaterunser gebetet haben

für „die heilige Leanda im Himmel". Und als die Trauerfeierlichkeit zu Ende war, rief auf der Straße draußen jemand: „Määh!"

„Die Leanda! Die Leanda!" schrie alles was Atem hatte, und eilte dem Törchen zu, um es zu öffnen. Das Lamm stand schon davor, lief nicht davon, als wir nahten, sondern schlüpfte in den Garten. Wie das Tier es eilig hatte, hereinzukommen! Wie es mager war! Wie es sich an meine Füße schmiegte und am ganzen Körper zitterte! — Es scheint, mein Lämmlein, du hast seit gestern Abenteuer erlebt! Die Wolle, dünkt mich, ist zerzaust, das linke Bein, scheint mir, ist ein bißchen blutig, und das rechte Ohr — „Jesses und Josef!" schrie die Hauswirtin, „der Ohrwaschelfetzen hängt herab!" Und es war so. Und das Ganze sah gerade aus, als sei die Leanda ein Glückskind, weil sie aus Not und Gefahr sich wieder zurückgefunden hatte in dieses friedsame Eden. Aufgenommen wurde das Lamm, wie der verlorene Sohn, es konnte auf einmal nur nicht alle Arme befriedigen, die sich nach ihm auftaten; ohne Umstände ließ es sich herzen, und die Scheu war fort. Ohne Zweifel hatte es in den vierundzwanzig Stunden ganz andere Feinde kennen gelernt, als wir waren.

Nun bekam die Leanda ein Bad, so daß ihre Wolle schön milchweiß ward, und sie ließ es geschehen, wenn man in der zarten Wolle kraute, ja blickte treuherzig drein, schnupperte jeden an, ob er nicht etwa zu essen wäre, und bald war es schwer, das Tier von unseren Fersen zu bringen. Das eine Mal lief es dem nach, das andere Mal einem andern. Manchmal machte es einen hohen Sprung und schaute uns dann an, was wir wohl

dazu sagten? Manchmal fing es mit der kleinen Martha Händel an, begann an ihrem Schürzlein zu fressen, so daß das Kind anhub zu schreien, weil es befürchtete, mit Haut und Haar aufgezehrt zu werden. Schlimmer war's, wenn es wie ein Bock mit dem Köpflein stieß, worauf die Hauswirtin einmal sagte, das Wesen wachse sich noch zu einem Unband aus und man solle es lieber beizeiten töten, später wisse man nicht, ob es zu bewältigen sein würde. Dieser Vorschlag wurde im Rate der Kinder zuschanden gestimmt, selbst die kleine Martha schrie aus Leibeskräften, totmachen dürfe man die Leanda nicht.

Wenn das Lamm keinen Menschen in der Nähe sah, so hub es an zu blöken. Wenn ich in der Laube versteckt saß, machte ich mir gerne den Spaß, das Blöken nachzuahmen, wodurch das seine natürlich gesteigert wurde. Einmal hörte ich es hinter dem Busche wieder blöken. — „Määh!" sagte ich. — „Määh!" rief es drüben. Ich wiederholte es, drüben auch. So trieben wir's über eine Viertelstunde, denn ich wollte just wissen, wie beharrlich das kleine Schaf an mein falsches Lammgeschrei glauben würde. Da rief plötzlich zum Fenster die Hauswirtin heraus, ob wir — der Alte wie der Junge — denn närrisch geworden wären, daß wir uns die längste Zeit gegenseitig anplärrten? — Und jetzt offenbarte es sich, daß mein Knabe Hans hinter dem Busch war, und daß wir einer den andern für die Leanda gehalten hatten. Die wirkliche Leanda saß dieweilen in ihrem Ställchen, emsig beschäftigt mit Wiederkäuen. Da war mir einen Augenblick ein bißchen ungleich zumute, wieder so etwas wie Seelenwanderung spürte ich, aber nicht als ob meine

Seele in den Schafleib gekommen wäre, sondern umgekehrt.

„Ja, ja,“ rief die Hauswirtin, „wir werden noch alle Schafe, wenn es so weitergeht! Und daß das Vieh über die Stiegen heraufsteigt in die Zimmer und bei Tische teilnimmt wie ein leibhaftiges Familienglied! Meiner Tage hab' ich so was Kindisches nicht gesehen!“

Und es war so. Es war ja allemal so, wie die Hauswirtin sagte, sie hatte immer recht. Die Leanda saß wirklich bei Tische zwischen mir und dem Hans, beteiligte sich aber nur beim Salat an unserem Mahl; für alles andere dankte sie, weil sie ihren vegetarischen Grundsätzen nicht untreu werden wollte.

Und als die Freundschaft zwischen der Leanda und uns dick wie ein zweifaches Glockenseil geworden, war der Sommer aus. Die Tage wurden kurz, den ganzen Vormittag lag der graue Nebel über der Gegend, oder der frostige Reif. Wir packten zusammen, um in die Stadt zu übersiedeln. Und die Leanda? Die Frage durfte gar nicht aufgeworfen werden, ohne daß sich bei den Kindern ein Geschrei erhob. Die Leanda geht mit! — Sie geht mit! — Sie geht mit! Sie wird die drei Treppen des Stadthauses hinaufsteigen! Sie wird im Schlafzimmer ihren Stall haben mit Stroh und Klee! Sie wird, wenn Besuch kommt, in den „Salon“ heraustrappeln und „Määh!“ sagen! — Nein, das geht nicht. Das Lamm geben wir hier zum Grögerbauer, daß er es den Winter über füttere, und im Frühsommer, wenn wir wiederum kommen, gibt's ein frohes Wiedersehen.

Selten habe ich etwas so schwer durchgesetzt, als dieses Gesetz, mit einem ansehnlichen Faustschlag auf

den Tisch habe ich die gärende Revolution unter den Kindern niederschlagen müssen. Endlich alles in Ordnung. Der Abschied von der Leanda war vorüber; er war unbeschreiblich rührend gewesen, und darum beschreibe ich ihn nicht.

Um den Schnellzug benützen zu können, mußten wir am nächsten Morgen schon zur frühen Stunde das Sommerhaus zusperren und verlassen, so daß es nach dem verhallten fröhlichen Lärm in Dunkelheit und Nebel still und einsam dastand, wie es dastehen wird über den langen Winter hin. Eine Minute hielt der Zug am Bahnhofe, rasch stiegen wir ein mit Kind und Kegel, und als die Räder schon rollten, deklamierte der Hans voller Wehmut zum Fenster hinaus in den nebelgrauen Herbstmorgen:

„Lebt wohl, ihr Matten,
Ihr sonnigen Weiden,
Der Senne muß scheiden,
Der Sommer ist hin!"

„Määh!" machte es plötzlich zu meinem grenzenlosen Schreck. Im Abteil unter der Sitzbank hockte das weiße Lämmlein. Natürlich erhoben die Kinder wieder ihr Freudengeschrei, ich aber sah die Geschichten, die nun kommen mußten. Sie kamen sehr bald. Als der Schaffner zur Kartenzwicke erschien, waren wir freilich auf das zuvorkommendste bestrebt, seinen Aufenthalt in unserem Gelasse so sehr als tunlich abzukürzen, allein bevor er noch seinen Fuß ins andere Abteil setzen konnte, gab die unglückselige Leanda von ihrem Dasein Zeugnis. Ich natürlich sofort offenes Geständnis und eine bedeutsame Bewegung mit ein paar Fingern; doch der Schaffner blieb ein Weilchen ratlos. Für Hunde und Katzen, selbst für

Hühner- und Vogelkäfige, war er vorbereitet, allein das meckernde Lamm brachte ihn völlig aus der Fassung. Endlich, als meine Fingerbewegung wiederholt war, meinte er, zum Fenster hinauswerfen könne man das Tier doch nicht; so möge das Lamm denn einstweilen bleiben, wo es sei — nämlich im Gelaß unter der Sitzbank. Das Verhängnis aber vollzog sich schnell, denn schon in der nächsten Station, von der aufgehenden Sonne anmutsvoll beleuchtet, stieg der Oberinspektor in den Zug. Wenn ich das stets mit seiner schönen Stimme staatmachende Tier mit einem einzigen Fußtritte hätte stummachen können, zum Mörder wäre ich geworden in derselbigen Stunde.

„Was? Wem gehört dieses Ungetüm?" schrie der Inspektor.

„Herr," antwortete ich, denn nun war's schon alles eins, „ein Lamm ist kein Ungetüm, wenn sich aber der Herr davor fürchtet, so leg' ich's an einen Strick!"

Das ließ sich der Mann natürlich nicht bieten. Mit entschiedener Hand griff er nach dem Kragen des Tieres und — damit gegen das Fenster. Es bedurfte einer gründlichen Änderung meines Benehmens, bis er's endlich gestattete, daß das Lamm sich draußen auf der Plattform aufhalten könne bis zur nächsten Station. So stand ich denn vor dem Abteil auf der Plattform und hielt das Lamm in den Armen, fest entschlossen, dieses Tier, welches sich uns so rührend anvertraut hatte, und den Winter wie den Sommer mit uns verleben wollte, bis auf den letzten Blutstropfen zu verteidigen. Einstweilen blickten wir träumerisch in die Gegend hinaus. Ein gilbender Buchenwald glitt an uns vorbei, dann kam

eine Wiese, wo Mähder das Herbstgras schnitten, dann kam ein Bach und eine Mühle, dann kam ein Bauernhof, aus welchem eben die Herde auf das Feld getrieben wurde, dann eine grüne Weide mit Kiefern und Steinen und Schafen — schwups, war meine Leanda fort. Auf dem Bahnschotter war sie noch in die Knie gestürzt, aber sogleich wieder empor und wie ein Pfeil hin gegen die Schafherde . . . Weiter weiß ich nichts, denn der Zug bog um eine Böschung. —

Und das ist die Geschichte vom Lamm, genannt die Leanda.

Wenn der Besitzer des Hofes nebst der Mühle am Bache diese Zeilen zu Gesichte kriegen sollte, dann sei er gebeten, das schöne weiße Tier den Winter über gut zu halten, und zum nächsten Frühsommer es redlich in meinem Sommerhause abzugeben. Finderlohn was recht ist.

Schwalben.

Seit ein paar Jahren hatten mich die Schwalben boykottiert. Die Nester unter den Dachgiebeln meines Landhauses blieben leer, hingegen umkreisten die zweischwänzigen Vögel alle Dächer der Nachbarschaft und den Kirchturm mit einer gewissen Prahlerei mir zum Trotz.

Waren sie in meinem Hause denn beleidigt worden? Die alte Magd meinte weitblickend, es würde nichts weiter sein, ins Haus würde halt das Unglück einziehen; denn wo die Schwalben ausblieben, da wisse man es schon.

Die kleine Martha schlug ihre Blauäuglein auf und fragte; „Vater, was ist denn das: Unglück?“

Ich erschrak nicht wenig, und in mir rief es gegen Himmel: Götter, höret nicht! Es ist ein unschuldiges Kind und weiß nicht, was es spricht!

Sie weiß nicht, was Unglück ist! — Deine heiligen Engel mögen dich in dieser Unwissenheit bewahren und die Schwalben bekreuzen den blauen Himmel hoch über unserem Hause. — Manchmal gab es ihrer so viele, daß es wie ein lebendiges Gitter war in den Lüften, aber bei uns sprach keine zu. Das war rein zum Kuckuck!

Und das war es auch. Unser Dachdecker, der an schadhaften Stellen frische Schindeln einschob, wußte zu erzählen, in dem Vogelnest am Dach lägen scheckige Eier. Kuckuckseier sicherlich. — Na, jetzt konnten wir es uns denken, warum uns die Schwalben ausschlossen.

Nach diesem Sommer kamen ein paar Jahre, da auch an anderen Hausgiebeln sehr wenig Schwalben zu sehen gewesen, selbst der Kirchturm hatte nur zwei oder drei Paare von Stammgästen, und auch diese waren schreckig vor den Menschen.

„Mir scheint, es kommt übers ganze Dorf was!" sagte die alte Magd.

Es war aber schon etwas gekommen. Der Vogelmassenmord im Süden. Der Bezirksrichter von Benka-Licca dort unten hatte mich einsperren lassen wollen, weil ich ihn einen Kannibalen und seine Frauenzimmer dumme Urscheln genannt. Der Bezirksrichter von Benka-Licca gehört nämlich auch zu den bübischen Zugvögelmördern, und seine Weiber und Töchter statzen wie die Gänse daher und tragen der Mode gemäß Vogelleichen auf ihren Hüten. Das habe ich ihnen vor aller Welt

gesagt. Die Kannibalen und dummen Urscheln mochten vor dem Vogelschutzverein, an dessen Spitze ein sehr hoher Herr steht*), einige Angst gehabt haben, kurz, der Massenmord in Südtirol und Dalmatien ließ ein wenig nach und die Vögel kamen wieder in größerer Zahl zu uns.

Dieses Jahr kamen sie sehr zeitlich im Lenz und siehe, der Boykott war aufgehoben, um unser Sommerhaus schwirrten die Schwalben, und auf allen Gesimsen gab es Vogelverlöbnis und Vogelhochzeit. Aber die Nester unter den Dachgiebeln wurden verschmäht, kein einziger Vogel kam ihnen nahe, hingegen flogen sie zu allen offenen Fenstern in die Zimmer herein, kreisten lustig unter der Decke herum, lugten in die Winkel und setzten sich dann auf Kästen, Gesimse, Bilderrahmen, schauten mit zuckenden Köpflein umher und überlegten, was da zu machen sei. Weil sie trotz meiner Gegenwart nicht übel Lust zeigten, auch meinen Arbeitstisch zu untersuchen, fing ich mit ihnen eine Unterhaltung an.

Sehr geschmeichelt, meine Herrschaften, daß ihr mich mit dem werten Besuche beehrt. Machet euch nur bequem, ganz als ob ihr zu Hause wäret. Nur gestattet mir, darauf aufmerksam zu machen, daß ein Nesterbau im Zimmer nicht vorteilhaft sein würde. Der fraglichen Freiheit wegen, wir schließen zeitweilig die Fenster. Ihr könntet eurem Erwerb nicht beliebig nachgehen, oder auf der Rückkehr mit Lebensmitteln leicht einmal nicht zu eurer werten Familie gelangen. Auch hält meine Hausfrau etwas streng auf die Hausordnung und liebt an den Tapeten weiße Striemen nicht. Ferner — obschon

*) Der österreichische Thronfolger Franz Ferdinand.

wir große Freunde des Gesanges sind — gibt es doch Stunden, da man selbst das schönste Schwalbenlied nicht gebührend zu würdigen in der Lage ist, kurz, es könnte zu mancherlei Unannehmlichkeiten führen. Unsere Magd, sonst eine gute Seele, aber mit dem Besen in der Hand hat sie oft die grausamsten Anwandlungen. Ich liege immer in Zank mit ihr um meine Käfer, Falter und Spinnen, und würde euch nicht zu schützen vermögen.

Sie antworteten meinen freundschaftlichen Vorstellungen durch lebhaftes Gezwitscher und insofern ich alter Kindskopf der Vogelsprache kund zu sein glaube, wie Salomo, ward das Zwitschern dahin gedeutet, daß sie ja friedliebend seien und sich den herrschenden Sitten schon anbequemen wollten. Sie möchten halt doch ihre Existenz und ihre Zukunft einem Manne anvertrauen, der so warm für den Vogelschutz eingetreten sei usw. und setzten ihre ansiedlerischen Bestrebungen fort. Neu herzufliegende brachten schon Halme, dürre Blättchen und anderes Baumaterial, und die Hohlkehle über der Hängeuhr schien ihnen als Bauplatz zu entsprechen.

— Aber Kinder! rief ich ihnen zu, ihr seid nicht klug! Wollt ihr denn, daß eure Jungen die Fraisen kriegen sollen vor Schreck! Denkt euch zur nachtschlafenden Stund dieses Uhrschlagwerk! — Nein. Ich habe schon beim Hausbau einen so hübschen Dachvorsprung zimmern lassen, Dachgiebel extra für Vogelnester, wohlgeschirmt vor Sturm und Regen. Wie viel Licht und Luft! und diese schöne Aussicht! Kein Besen langt hinauf, kein schlimmer Bub und keine Katze. Ein weltabgelegener Ruhesitz, ein Luftkurort erster Klasse. Eure Vorfahren haben lange Jahre daran Gefallen gefunden, ja

diese Giebelnester sind nachgerade historischer Boden, sind die Stammsitze eures Geschlechtes. Laßt euch nicht auf unsichere Spekulationen ein und kehret zurück auf eurer Väter Burgen!

Ja, ins Wolkenkuckucksheim! kreischte eine der Schwalben und schoß zum Fenster hinaus. Eine andere war bereits da, klebrige Halme in dem Wandwinkel zu befestigen. Nun nahte auch schon das Verhängnis. Die Magd hatte just ihren scheuerwütigen Tag, in Ermangelung eines anderen Opfers warf sie sich auf die Türklinke und rieb sie fauchend mit Putzpulver ab, bis das messingene Ding fleckenloser glänzte als die Sonne. Plötzlich stieß die Magd einen Schrei aus, als sei ihr ein Spieß in den Leib gefahren, sie hatte die Schwalben und ihr Beginnen bemerkt. Diese Vöglein sind ob ihrer Schnelligkeit berufen, aber der Besen war fast noch schneller als sie. Hinter den Vertriebenen wurden die Fenster so klirrend zugeschlagen, daß eine der Scheiben in Trümmer ging. Ich bin dann hinausgegangen, um mich bei den aufgeregt umherfahrenden Vögeln zu entschuldigen. — Ich stecke nicht mit im Spiele, ich hatte euch gewarnt, und es ist nur gut, daß eure Arbeit noch nicht sehr weit vorgeschritten war. Aber jetzt machet in die Dachgiebel hinauf. Ich war so frei, euch die Nester von fremden Invasionsspuren reinigen zu lassen. Ich hoffe, daß ihr mich, den Hausherrn, nicht für das Geschehene verantwortlich machen werdet, soviel an mir ist, soll's nicht fehlen, daß euer Weilen unter meinem Dach ein angenehmes sei.

Da man nebst Vogelsorgen auch noch andere hat, so war ich hierauf einige Tage vom Hause abwesend.

Dann zurückgekehrt, kam auch meine Lebenskameradin vom Ordnen der Stadtwohnung im Landhause an, und nun fand sich in dem Wohnzimmer auf der Hängelampe ein Schwalbennest. Gerade über dem Zylinderdeckel war es angebracht, sorglich aus Halmwerk, Splittern und Spreu gebaut in Form eines rundlichen, etwas spießigen Körbchens. Und darin hockte eine Schwalbin.

— Na nu! Einen besseren Platz hättet ihr schon nicht finden können. Gebratene Eier, wie? Oder wo soll es sonst hinaus, wenn des Abends die Lampe brennt! Die Sache ist sogar für ein Vogelgehirn zu dumm. Wenn man schon so schlau ist, das Loch einer zerbrochenen Fensterscheibe beim Zuflug zu benützen hinter dem Rücken der Magd, so meine ich doch, es müßte auch sonst ein wenig Spurius vorhanden sein. Aber so geht's, wenn man nichts lernt. Die Kulturgeschichte seines Volkes sollte jeder so weit kennen, um zu wissen, daß die Vorfahren ihre Nester nicht auf Wanduhren und Hängelampen gebaut haben und daß die Petroleumwärme durchaus nicht dazu taugt, um Vogeleier auszubrüten! — Was fangen wir jetzt an?

„Nur nit brennen, nit brennen!" baten die Kinder.

Die Magd hätte allerdings augenblicklich Rat gewußt, aber wir riefen sie nicht. Meine Frau meinte, man müsse halt einfach die Lampe nicht anzünden, um das neugegründete Familienheim da oben nicht zu gefährden. Aber bei näherer Überlegung stellten sich noch andere Bedenken heraus. Endlich und schließlich hakten wir den unteren Teil der Lampe los, dann löste ich auch den oberen Teil herab, die Hängekettchen mit dem Rußdeckel und dem darauf ruhenden Neste, und trug es wie ein

Rauchfaß von dannen. Die Leiter hinan unter den Dachvorsprung, dort oben hing ich das Ding an die Latte. Damit hielten wir die Frage zur allseitigen Befriedigung für gelöst. Die Schwalben flogen ab und zu, und das Nest pendelte sachte in der Luft.

Am nächsten Morgen, als das Frührot leuchtet, höre ich an meinem Zimmerfenster mehrmals so etwas hinpatschen. Den Kopf vom Kissen hebend, sehe ich eine Schwalbe im Zimmer an die Glastafel prallen. Mag auch eine nette Überraschung gewesen sein, als sie, tags zuvor ins Zimmer geflogen, auf dem Büchergestelle übernachtet, beim Frühscheine aufwacht und denkt: hei, jetzt mach' ich einen kleinen Spazierflug in der freien, frischen Morgenluft! und darauf an die klare, steinharte Luft anrennt, weil es eine Glastafel ist. Sie stieß ans andere Fenster, dort war's auch nicht besser, dröhnend prallte das arme Tier an die Scheibe, bis es betäubt nieder aufs Fensterbrett fiel. Ich sprang aus dem Bette, riß den Fensterflügel auf, nahm das Vöglein in die Hand, das federleichte zitternde Ding. — Na, warte, warte Tröpfchen, gutes, herziges, dummes! Wenn du dir selber das Genick nicht gebrochen hast, von mir geschieht dir nichts! — Am liebsten hätte ich das angstvolle Geschöpfchen an meinen Mund gedrückt, aber das hatte schließlich ja auch jener Bezirksrichter von Benka-Licca getan, als er den Vogel fraß. Wäre es bei mir zwar nicht so gemeint gewesen, jedenfalls zog das Vögelchen die Freiheit der Liebkosung vor. So hielt ich es auf der flachen Hand zum Fenster hinaus — da schwirrte es auf, und scharf wie ein Pfeil dem blauen Himmel zu.

Als ich dann wieder im dämmernden Bette lag, die

Augen geschlossen — siehe, mein Leser, da fühlte ich mich in der frischen, klaren Morgenluft jubelnd und jauchzend dem blauen Himmel zufliegen, in seliger Freiheit hoch und immer höher, bis meine linden Flügel im Sonnenschein schillerten. Ich war das Vöglein geworden. O, wie wunderbar! Eine Bewegung meiner Hand am Fenster war es gewesen, die ihm etwas gab, das ich selber nie besaß, den Vogelflug. Diese arme Menschenhand, welche Arbeiten und Veränderungen hatte sie je verrichtet, noch nie aber ein solches Schöpferwerk, das einem in Angst sterbenden Wesen plötzlich das Leben und den Himmel gibt! — Ich schauerte vor mir selbst, ich schauerte vor der Schöpfermacht, die unter Umständen auch im Menschen liegt. Die Morgenfreuden jenes Vögleins waren eine Gnade von mir. Und das beschwingte Wesen hatte meine Seele mitgerissen, hatte der menschlichen Sehnsucht nach dem Himmelsfluge Erfüllung gegeben . . .

Den ganzen folgenden Tag hatte mein Herz Flügel. Heiter wie Himmelsäther war alles, was ich dachte, glücklich alles, was ich tat. — Und die Ursache? Ich hatte dem armen Vogel das Fenster geöffnet.

Es ist eine göttliche Gegenseitigkeit, wen man lieb hat, dem tut man Gutes, und wem man Gutes tut, den hat man noch mehr lieb. Ich war ganz Schwalbe. War die Schwalbe auch ganz Mensch? Sie wußte nichts davon. Schade! — Oder gottlob! Was war denn besser, in einer halbdunklen Schlafkammer mit langen Beinen ausgestreckt zu ruhen und zu denken: jetzt hast du einem Vogel sein Leben und seine Wonne gegeben! Oder dieser Vogel selber zu sein, das Leben wonnig zu genießen und nichts zu wissen, wem man's verdankt! Überhaupt nichts

zu denken, nichts zu wägen: so ist es, und so könnte es und so sollte es sein, und so kann es werden und so muß man's anstreben — ohne alles Spintisieren das Dasein unmittelbar gerade so zu genießen, wie es ist, ohne ein Gestern zu wissen, ohne ein Morgen zu erwarten — ein unbedingtes Heute, ohne Sorge, ohne Gewissen und Reue. Mein trautes Vöglein nenne ich dich, und der Abgrund zwischen dir und mir ist unermeßlich. Wenn du mich einmal befreien könntest von einem verrosteten Menschentum, wie ich dich befreit habe von der dunklen Kammer!

Schert euch zum Kuckuck, ihr dummen Gedanken!

Nein. Sie weilen lieber bei den Schwalben. Denn diese ließen nicht von mir.

Am nächsten Morgen um drei Uhr zwitscherte es wieder über meinem Haupte: „Weiß nit was wird! — Weiß nit was wird!" — Ja, Vöglein, das weiß ich freilich nicht, doch denke ich, du willst hinaus. Sie war aber schon klug, stieß nicht mehr an die Fensterscheiben, sondern merkte unversucht, daß das Fenster geschlossen war. Als ich öffnete, flugs war sie draußen. Drei Stunden später hub es auf dem Büchergestell an zu zwitschern — war also noch eine da, eine Langschläferin, und ich hatte früher durch ein bereitwilliges Öffnen und eiliges Schließen ein Ehepaar getrennt. Ich machte wieder auf, die Schwalbe flog in der Runde des Zimmers herum, nicht aber in den sonnigen Tag hinaus. Sie blieb lieber daheim, während draußen die Genossen tiefen Fluges über Feld und Flur dahinschossen.

Auf dem Bilderrahmen waren neuerdings die Grundlagen eines Nestes vorhanden. Welch ein Aufruhr im Hause! Das wäre noch schöner, dieser Quark

schon wieder, wo eins ohnehin nicht weiß, wie man den Mist hinausbringen soll. — Nun denn, so mußten die Fenster geschlossen bleiben. Mir tat aufrichtig das Herz weh, als die armen Vöglein draußen alle Augenblick ans Fenster kamen, um zu sehen, ob das Loch wieder offen sei und sie ihre Arbeit fortsetzen konnten. Denn die Arbeit war dringend. Die Jahreszeit rückte vor, andere Vogelpaare hatten ihre Häuser bereits fertig, und ich glaubte es noch zu hören, wie das Weibchen dem Männchen fliegend ins Ohr zwitscherte: Mein Gott, Mann, es ist wieder zu, denke dir, ich möchte schon Eier legen! — Und nachgelassen haben sie nicht.

Den ganzen Sommer über umschwirren die weißbauchigen Tierchen mit ihren langen, spitzen Flügeln zum Jubel der Kinder das Haus, und jetzt sogar meinen Schreibtisch, und die eine setzt sich gerade vor mir auf die Statue Mozarts und schaut mich an. Der kleine, schwarzglänzende Kopf mit seinen feingespitzten Schnabelhörnlein und seinem rötlichen Kröpflein zuckt schalkhaft hin und her, und in den zwei pechschwarzen Augen glänzt ein wahres Vergnügen darüber, daß sie das Feld behauptet haben. Denn meine Stube gehört ihnen. Sie haben es durchgesetzt, und die alte Magd hat sich doch endlich wieder erinnert, daß die Schwalben Glück bringen und hat ihrem Besen einen anderen Wirkungskreis gegeben. Hinter dem Ofen, der zum Glück sommerlich kalt ist, auf der Rauchröhre haben sie ihr Haus gebaut und erfreuen sich einer hoffnungsvollen Nachkommenschaft. Das ist ein klingendes Vogelkonzert den ganzen Tag. Kreisend machen sie aufeinander Jagd, fahren zusammen, daß die Flügel knattern, zausen sich oder schnä-

beln miteinander im Fluge. Hingegen belästigt mich keine Fliege und keine Mücke, und ich atme frische Luft. Denn daß die Fenster offen bleiben müssen vom Sonnenaufgang an, bis abends die gefiederte Einwohnerschaft zur Ruhe gegangen, das bin ich meiner Hausehre schuldig. Da es schon so weit ist, so wäre mir ein noch intimerer Verkehr angenehm gewesen: wenn sie mir z. B. auf die Achsel gesessen wären oder auf dem Scheitel meines Hauptes geruht hätten; aber soweit bringe ich es nicht. Sie umfliegen mich so nahe, daß der Wind ihres Flügelschlages an meine Wange streicht, jede weitere persönliche Berührung vermeiden sie. Und wird es schon einmal nötig, so ein in der Verwirrung täppisch gewordenes Wesen in die Hand zu nehmen, um es ans Fenster zu bringen — mein Gott, welch' eine Angst! Welch' ein Aufkreischen, Zucken und Zittern, als wäre es dem grimmigsten Feind anheimgefallen, dessen Höhle sie doch selbst mit Gewalt und List zu ihrem Heim erkoren haben!

Ein anderes Mal plaudern wir gemütlich miteinander, meine Schwalben und ich. Es geht ähnlich, wie zwischen Menschen, jeder versteht nur das, was er selber sagt, und glaubt, damit hätte er es auch dem andern gesagt. Einmal jedoch hat sich der lose Vogel doch mit dem Manuskript befaßt, das auf dem Tische lag, und eine nicht mißzuverstehende abfällige Kritik daran geübt. Mein lieber Herr! sagte ich natürlich gereizt, du mußt in der Wohnungsfrage deiner Sache sehr sicher sein! Wenn mich nicht deine unschuldige Familie dauerte! Es ist ja möglich, daß euer verdammter Lärm und die sonstigen Belästigungen mich zu keiner gesammelten Arbeit mehr kommen lassen, aber eine solche Art von Geringschätzung

geistiger Tätigkeit übersteigt die Grenzen des Anstandes. Überlaßt derlei doch den Berufsrezensenten. Oder glaubst du, das Feld meiner dichterischen Tätigkeit müßte einmal mit Guano befruchtet werden? Kein übler Gedanke, dann will ich dir dein so deutliches Symbol nicht weiter für übel nehmen.

Gegen Ende August waren alle erwachsen und machten größere Ausflüge. Sie mußten sich ja einüben für die weite Reise. Dann hielten sie um die Giebel meines Hauses wahre Kirchweihtänze oder schrieben in Zickzackflügen gleichsam ganze Wörter an den Himmel — ihres Liedes Manuskript. Ich konnte solche Wörter nicht lesen, die kleine Martha aber rief plötzlich aus: „Vater, hast du gesehen? Jetzt hat die Schwalbe Glückauf geschrieben!"

Am nächsten Tage waren sie fort.

Kaninchen.

Das war keine schlechte Aufregung unter den Sommergästen. Vom Wirtstische, wo sie just beim Mittagsmahl gesessen, liefen sie weg und in den Hof hinaus, wo der Mord geschehen war. Unter dem Häkselstock lag die Leiche auf dem Bauche, legte das langbeohrte Haupt und alle vier Füße von sich. Der Mörder saß oben in der dunklen Wandecke, schnurrte und seine grünen Augen funkelten herab auf die Leute, die ihm nachtrachteten.

Das Herzbewegendste aber war noch die arme Waise, das junge weiße Kaninchen, das unweit der toten Mutter hockte, seine Ohren gen Himmel spitzte und aufgeregt schnupperte.

Mein kleines Mädel, das auch herbeigeeilt war, erbot sich sofort, Mutterstelle zu vertreten an dem Häselein. Aber es hieß, da müsse erst die Frau Wirtin gefragt werden, deren Eigentum das Tier war und in deren Bereich und Gerichtsbarkeit sich das Ereignis vollzogen hatte. Da trat eine frische Wienerin hervor, fing ohne Umstände das weiße Kaninchen ab und schenkte es meiner kleinen Martha.

Das also ist die Geschichte, wie der weiße Hansi in unser Haus kam. — Bei uns gab es ja auch noch einen anderen Hansi, der nicht weiße Haare und nicht rote Augen, nicht lange Ohren und nicht vier Füße hatte, sondern der ein schlanker, munterer Universitätsstudent war. Zur Unterscheidung von diesem nannte die kleine Martha ihr Häselein den weißen Hansi.

Der Glücksfall für das arme Tierchen war kaum geringer als der jenes Judenknaben, welcher ertränkt werden sollte, von der Prinzessin des Pharao aber aus dem Nil gefischt und dann wie ein Prinz erzogen wurde. Das Mädel nahm den weißen Hansi ins Schürzlein, trug ihn nach Hause und legte ihn auf das großblumige Sofa, wo das Tier sofort Enttäuschungen erlebte. Fürs erste waren die Blätter und Blumen des Sofas nicht genießbar, fürs zweite durfte es in dieser Herrlichkeit seiner Natur nicht freien Lauf lassen. Immer war das lästige Menschenmädel hinterher: du garstiger Hansi! Wirst hinabgehen! Gehst! Nein, da darfst du nicht mehr auf dem schönen Sofa liegen!"

Da sagte der Hansi: „Ich pfeif' auf dein Sofa. Mir ist's viel lieber auf dem Stroh im Stall, wo ich Ruh' hab', wo mich nicht alle fünf Minuten jemand an

den Ohren nimmt, an seine Larve drückt und mit mir umscharmiert. Ich mag das nicht. Und dein verzuckertes Zeug kannst auch selber naschen, ich find' schon allein, was ich mag, wenn ich nur erst wieder in meiner Freiheit bin."

So sprach der weiße Hansi, aber das Mädel verstand nicht, glaubte, es sei ein leises Liebeswinseln, und kosete und herzte ihn um so mehr.

Allmählich jedoch, als er im Garten umherlaufen durfte, als man ihm Kohlblätter vorlegte, dieselben ihm sogar unter zärtlichem Zureden an das Schnäuzchen hielt, bis er anbiß; als man Katzen, Hunde und andere drohende Ungeheuer von ihm abhielt, und ihn allabendlich in das sichere Nest einer Holzkiste tat, schien es der Hansi doch einzusehen, daß er bei guten Leuten war, und seine Anhänglichkeit wurde bald so groß, daß kein Mensch im Hause einen Schritt tun konnte ohne Gefahr, dem Hasen auf die Pfoten zu treten.

Und im Spätherbst, als das große Packen und Reinmachen begann und das Übersiedeln in die Stadt, gab es Konflikte. Das Haupt der Familie erließ den Befehl, daß der weiße Hansi nicht mitgenommen werde, weil es ihm für die „Gesellschaft" doch entschieden zu sehr an Bildung fehle; so reizend die ländlichen Manieren auf dem Lande wären, so anstößig wären sie in der Stadt. Gegen dieses Vorurteil lehnte sich das kleine Mädel auf. Dürfe der weiße Hansi nicht mit in die Stadt, so bleibe auch sie auf dem Lande. Vom Hansi wolle sie sich nie wieder trennen. Und die entsprechenden Tränen dazu, während der Hansi auf den Hinterbeinen hockend sich aufrichtete, die Vorderprankerln demütig gebogen hielt

und die Ohren himmelwärts reckte, gleichsam zum Schwure, daß auch er der Gönnerin treu bleiben wolle. Da hat das Haupt der Familie kapituliert.

In einem verdeckten Körbchen, dessen Henkel die kleine Martha nicht vom Arme ließ, machte der Hansi nun die Reise mit in die Stadt. Das Mädel hatte auf der ganzen Reise Angst vor dem Zollmann am Stadtbahnhofe; wenn der den Hansi nach Wert und Wichtigkeit besteuern würde, dann möchten die Dukaten, die sie in ihrer Sparbüchse hat, nicht reichen. Sie war daher nicht wenig verwundert, als auf die Angabe, daß im Korbe ein lebendiges Kaninchen sei, der Zöllner mit der Hand eine wegwerfende Bewegung machte: „Passiert!" Die Freude war gemischt mit Unmut über die Geringschätzung: „Der gute, dumme Zollmann!"

In der Stadtwohnung angelangt, durfte der neue Hausgenosse durch alle Zimmer laufen, um sich sein Winkelchen zu wählen. Den runden Hinterteil stets in die Höhe schupfend, hüpfte er von Stube zu Stube, beguckte und beschnupperte alles und schnellte manchmal den Kopf mit den Rotäuglein und der Schafsnase hin und her.

„Nicht wahr, Hansi, bei uns ist's schön?" rief das Mädel. Aber dem Hasen schien weder der glatte Fußboden zu imponieren, noch der niederwallende Fenstervorhang, noch das Klavier, noch der Bücherkasten mit den schönen Schnitzereien, noch der Spiegel mit dem Goldrahmen. Fast die meiste Neigung zeigt er für das Puppenwägelchen, sofort hüpfte er hinein und hockte sich neben die Puppe hin; die aber ruhig weiterschlief, bis das Mädel sie aufrichtete zum Sitzen und ihr zeigte, wer

da sei. Jetzt schlug die Puppe die großen, schwarzen Augen auf und schaute in die leere Luft hinaus. Entzückt schien sie also nicht zu sein über den neuen Rivalen. Der Hase im Korb wäre auch richtig der Hahn im Korb geworden, wenn er nicht sofort eine Dummheit gemacht hätte. Anfangs beschnupperte er das Rosakleidchen der Puppe und zerrte es aus der Ordnung, plötzlich biß er in den Schenkel, daß die Sägespäne herausrannen.

„Du," schrie das Mädchen und versetzte ihm einen Klaps, daß er erschrocken aus dem Korbe sprang. Damit war das herzliche Verhältnis gestört, aber nicht auf lange. Als der Hansi in der Zimmerecke an einer Papierschachtel zu knuspern begann, lachte sie schon wieder über ihn, fing ihn ab und kraute seine Stirn. Das hatte er besonders gern, da hockte er ganz ruhig auf ihrem Schoß, rührte kein Ohr und schloß die Augen.

Endlich wählte er sich in der Wohnung sein Quartier. Das Mädel war betroffen, daß er nicht unter seinem Bettchen nächtigen wollte, nahe dem Ofen. Draußen im Vorhause, hinter der Kohlenkiste hatte er sich bequem gemacht. Und tagsüber, wenn er just nicht umworben war — denn alles huldigte dem Hansi, alles überhäufte ihn mit Kosenamen, streichelte ihn im Vorbeigehen — hockte er im dämmerigen Gelaß neben der Küche und schaute ruhig vor sich hin. Stundenlang. Ich hätte dem Tiere eine solche Beschaulichkeit nicht zugetraut. Es schlief nicht, es duselte nicht stumpfsinnig, es saß mit zurückgelegten Ohren da und schaute klug in die Kammerecke hinein. Es dachte sicher an etwas — vielleicht an seine Kindesheimat im Ochsenstall beim Dorfwirt. Vielleicht auch an die Zukunft, an die Gründung einer Familie,

die in seiner babylonischen Gefangenschaft leider völlig ausgeschlossen schien. Dem Mädel ist es kaum jemals eingefallen, welch Unglück es für so ein Tierchen ist, der Liebling des Menschen zu sein! Die beiden Kanarienvögel im Käfig wußten auch ein Lied davon zu singen. Wenn dem Menschen ums Kosen zu tun ist, da erdrückt er das Tier beinahe und meint, demselben müsse auch so menschlich zum Liebeln sein. Und wenn er je nach Laune das arme Wesen vernachlässigt, vergißt, es bei Kälte und Hunger in der stummen Verlassenheit schmachten läßt, da wiederum entschuldigt er sich damit: es ist doch nur ein Tier und ein Tier fühlt's nicht so.

Gewöhnlich, wenn jemand durch den Vorraum ging, kam der weiße Hansi hervor, schloß sich ihm an, hüpfte ihm an den Fersen nach und trachtete durch irgendeine Tür mit hineinzuschlüpfen. Sei es, daß er bisweilen gern neue Gegenden sah, oder daß er wieder einmal auf einem Teppich oder Sofa ruhen wollte. Da bekam er denn mit der Schuhspitze manchen Rippenstoß oder manchen Fußtritt auf die Pfote, der ihm nicht vermeint gewesen; er muckste nicht, sondern dachte wohl, er sei selber schuld, wenn er sich so unter die menschlichen Füße begebe, die keine Augen haben. Hingegen empfand er absichtliche Neckerei sofort als eine Kränkung, stampfte mit der Pfote oder biß um sich. Als der andere Hansi, der mit den langen Beinen und kurzen Ohren, von seiner Universität nach Hause kam, gab's fortwährend Reibungen. Dieser wollte nämlich an dem Tiere mancherlei physikalische und psychologische Studien machen, zum Beispiel Versuche anstellen, wie weit bei Kaninchen die Intelligenz reiche, ob sie entwicklungsfähig wäre oder wo und wodurch bei

ihm das Schmerzgefühl anhebe. Das ließ sich nun der weiße Hansi durchaus nicht gefallen und durch scharfe Bisse gab er dem Forscher zu verstehen, daß auch er wissen möchte, wann beim Menschen das Schmerzgefühl anfange, und daß er nicht gesonnen sei, ihm ein Versuchskaninchen abzugeben!

Durch Semmelkrümchen und Nußkerne wollte der Student nachträglich wieder alles schlichten, allein der Hase ging nicht darauf ein, er schnappte nicht nach dem Nußkern, sondern nach dem Finger. Der Student war dann auf alle Wege bestrebt, sich bei ihm einzubiedern, er gab seine Versuche gänzlich auf, er bestrebte sich, genau wie alle andern unter Kosenamen ihn zu streicheln, tat's aber weislich nicht ohne Handschuh. Der weiße Hansi ließ sich stets ein Weilchen ruhig streicheln, lauerte aber auf Momente, da der heuchlerische Gegner sich eine Blöße gab, und wenn zwischen Handschuh und Ärmel die Haut offen lag, schnappte er hinein. Das unversöhnliche Gemüt fiel uns um so mehr auf, als der Hase von allen anderen sich die dreistesten Neckereien gefallen ließ. Ich möchte sehen, was ein anderer dazu sagte, wenn man ihn so bei den Ohren nähme und in die Luft höbe, wie wir es mit dem Hansi gerne machten. Und er verhielt sich dabei ganz ruhig. Das hatte er schon weg: je mehr man dabei zappelt, je schärfer spannt's an. Solche Tatsachen muß man rasch benützen, um Moral zu verkünden: Nimmt dich das Schicksal bei den Ohren, so halte ruhig still!

Wir waren verwundert, immer und überall zu merken, daß das Kaninchen stets genau wußte, was es wollte und nicht wollte; die Personen unterschied es scharf, die einen waren ihm unsympathisch, die andern

sympathisch, und daran konnte keine Behandlung, kein Bestechungsversuch etwas ändern. Das Wesen hatte Charakter!

So wie der weiße an dem schwarzen Hansi seinen unversöhnlichen Feind sah, so hatte er insgeheim eine ganz besondere Zuneigung zur Netti. Das war ein zartes Verhältnis. Schon am Morgen, wenn die immer fleißige Netti die Kleider klopfte oder die Schuhe putzte, stand der weiße Hansi daneben, machte Männchen und schnupperte. Nicht als ob ihm bloß darum zu tun gewesen wäre, ein wenig Stiefelwichs zu naschen, er wußte auch, daß die Netti ihm nachher das Schälchen Milch brachte, daß sie es war, die ihm sein Strohbettchen stets in gutem Zustande hielt, die ihn an frostigen Tagen mit in die Küche nahm und die immerfort besorgt war, daß von all den hastigen Leuten des Hauses keiner auf das kleine Wesen trete und es zerquetsche. Solches Wohlwollen schätzte er und deshalb zeichnete er die Netti mit ganz besonderer Anhänglichkeit aus. Selten war sie im Vorhause, in den Zimmern zu sehen, ohne daß der weiße Hansi hinter ihr herhüpfte und wieder seinerseits Wache hielt, daß ihr nichts geschehe. Der Hausmann einmal, als er mit seiner Scheiterkräunze in die Küche gekommen war und eine verdächtige Bewegung nach Netti gemacht hatte, der hat's erfahren müssen! Wie ein Delphin aus dem Meere plötzlich in die Luft emporschießt, so schnellte der weiße Hansi vom Boden auf und schnappte nach der vorwitzigen Hand. Nein, in diesen Dingen vergab er sich nichts.

Anderseits verschmähte auch der weiße Hansi keine Näschereien. Er nagte an dem Schuhwerk, an den alten

Papierschachteln, an dem zerfahrenen Spielzeug des Mädels. Dieses ließ gewähren, klatschte nun sogar jubelnd in die Hände, wenn von den betagten Puppen ganze Arme und Beine weggenagt wurden oder meine schönen Bücherdeckeln zuschanden genagt, und entschuldigte den Hasen immer damit, daß er ein Nagetier sei. Das stand in ihrer kleinen Naturgeschichte schwarz auf weiß. Ein Paar braunlederne Schuhe, die in der Vorkammer gestanden, waren mit der Zeit gänzlich aufgegessen worden bis auf ein Stückchen Sohle, das schließlich sich nicht als Leder, sondern als ein Holzbrettchen erwies. Das wurde dem Schuster zurückgegeben mit dem Bemerken, daß Holzschuhe wohl noch bei Naturvölkern vorkommen, bei zivilisierten Nationen aber gänzlich aus der Mode gekommen seien. Worauf der Schuster sagen ließ: sein Werk trotze dem Zahn der Zeit und der Kaninchen. Daß der weiße Hansi übrigens das Allerungenießbarste fraß, bewies seine Vorliebe für meinen Papierkorb. Allerlei Sturm und Drang, glühender Gymnasiasten klassische Dramen, wie Jungdeutscher Bardengesänge mit Raubmord, Meuchelmord, Lustmord und Selbstmord fraß er und blieb gesund.

Eines Tages hatte der Studiosus — wohl infolge seiner Forschungen — die Behauptung aufgestellt, der weiße Hansi sei eben ein Optimist, der alles im rosigen Lichte sehe, gleichzeitig aber auch ein Philosoph, der alles nach zwei Seiten betrachte. Beweis des ersten, weil der Hase rosenrote Augen hätte. Beweis des zweiten, weil diese Augen nicht vorn im Kopf, sondern rechts und links seitlings stünden, wodurch es natürlich komme, daß jedes der Augen gleichzeitig ein anderes Bild sehe. Im Ernste

wurde von den Bewohnern des Hauses einen ganzen Tag lang diese Ansichtssache besprochen, während der Schelm aus der Universität sich heimlich freute, über seinen Todfeind eine falsche Meinung verbreitet zu haben.

Dann erlebte der weiße Hansi einen unvorhergesehenen Glücksfall, wenigstens in unseren Augen. Es kam das Frühjahr und wir nahmen ihn wieder mit in seine grüne Alpenheimat. Wir dachten, er würde vor Freude springen und hüpfen auf dem freien Rasen im hellen Himmelslichte; im Gegenteil, er hielt sich zitternd an die Kleidersäume der Leute, er wagte sich lange nicht ins Freie. Vielleicht tat seinen roten Augen die Sonne weh. Endlich tat er's doch und fing vor dem Hause an den Gräsern an zu naschen. Sehr ungeschickt, er erwischte immer die speren, spröden Halme, biß sie ab, ließ sie wieder fallen, allmählich erst zur Einsicht kommend, welches Kraut das beste ist. Das ließ er sich dann aber auch schmecken.

Doch der Anfechtungen unter freiem Himmel gab es nicht wenige. Da galt es nicht bloß, sich gegen Wind, Regen und Steinwürfe der Nachbarsrangen zu schützen. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel schoß eines Tages eine Schwalbe nieder, kerzengerade auf den weißen Hansi. Der schob sich so blitzschnell über vor Schreck, daß der Vogel auch seinerseits erschrak und den beabsichtigten Angriff nicht vollführte. Von dieser Stunde an wagte der Hase sich lange Zeit nicht auf den freien Rasen hinaus, sondern blieb stets in der Nähe einer Bank, unter die er sich drohendenfalls flüchten konnte.

Weil sich alles befehdet, was da kreucht und fleucht auf Erden, so kam für den weißen Hansi ein Tag der

höchsten Gefahr und Aufregung, aber dieser Tag dauerte nur eine Stunde. Die kleine Martha hatte auf der Straße einen herrenlosen jungen Hund gefunden. An dem war der Kopf so groß wie der ganze übrige Körper und die Schnauze wieder so groß als der ganze Kopf. Im ganzen war er sehr klein, schwarz und weiß gefleckt. Das Mädel trug ihn kosend auf dem Arm und fand, daß es auf der ganzen Welt nichts so Herziges mehr geben könne, als dieses „Hunderl". Der Hase gewahrte es sofort und begann unruhig zu werden. Ein neuer Liebling? Wir mochten nun gerne wissen, welchen Standpunkt die beiden Nebenbuhler zueinander einnehmen würden und ließen den kleinen Hund auf den Rasen hinab, drei Meter weit vom weißen Hansi. Dieser war so entsetzt, daß er erstarrte, der Hund schmiegte sich zitternd und wimmernd ins Gras — so starrten sie einander an, der eine in dem andern wohl das schrecklichste Ungeheuer erblickend. Der Hase war ein Riese gegenüber dem nichtigen Hündchen, einen Augenblick stellte er sich stramm auf die Vorderfüße zu einer drohenden Haltung. Der Hundeknirps lauerte hin und begann sachte zu kriechen — nach vorwärts. Das gab dem Hasen einen Ruck, hoch auf von der Erde schnellte er mehrmals und hüpfte dann in großen Sätzen davon. Der größte Hase läuft vor dem kleinsten Hunde. Dem weißen Hansi wäre es ein leichtes gewesen, mit einem Pfotenhieb das wohl kaum drei Tage alte Tierchen niederzuschlagen und damit die Herrschaft vielleicht für alle Zeit sich zu erobern — aber ein Hase tut das nicht. Und der Hund ist des Hasen Feind aus keinem anderen Grund, als weil er ein Hund und jener ein Hase ist.

Es wären die Kämpfe der Zukunft nicht abzusehen gewesen. Da kam eine Magd: ihre Frau hätte einen jungen Hund verloren, einen scheckigen, so klein, daß er noch kaum laufen möge, weshalb er nicht weit sein könne. Ob man ihn nicht etwa gesehen hätte? Die Martha war nicht erbaut über die Reklamation, mit dem Finger zeigte sie ins Gras, dort krabbelte er. Die Magd rief Freuden- und Dankesworte aus, faßte den Hund in die Schürze und trug ihn davon.

Das drohende Unheil war vorüber und für den weißen Hansi kamen wieder sonnige und friedliche Tage, die zur Zeit, als diese Hasenchronik verfaßt wird, noch andauern. Sollte sich fürder noch etwas Großes mit ihm ereignen, so wird's nicht geheim bleiben; sollte aber eine böse Katze oder ein sportlustiger Jagdhund das Ende sein, oder gar ein kaninchenfleischlustiger Zigeuner — dann schweigt die Geschichte.

Schaf und Hund.

Es kann sein, daß man aus Liebe zu den Tieren kein Tier um sich haben mag. Man belüde sich ja mit einer Last von Mitleid, von der man sonst nichts weiß. Denn ein Tier um sich haben, heißt nicht bloß seinen Nutzen genießen, seine Schönheit sehen, seiner Anhänglichkeit sich freuen, mit ihm spielen, es heißt auch, sich quälen mit Sorgen, ob es nicht etwa leide. Und diese Sorgen sind um so drückender, als das Tier es nicht sagen kann, wie ihm ist, daß man's erraten muß. So sind wir veranlaßt zu Versuchen, uns in das Tierherz hineinzudenken, und weil wir es da immer mit unseren mensch-

lichen Empfindungen messen und weil das Geheimnis des uns halbverdeckten Tierseelenlebens doch auch dazu kommt, und anderseits, weil wir am Tiere fast nie eine Bosheit wahrnehmen, so kann das Tier unser Herz oft mehr und wärmer beschäftigen, als ein Mensch. Wenn unser Kind hungert oder friert, oder sonst wie leidet, so verlassen wir uns vielleicht auf seine Sprache, die sehr laut und deutlich ist; das Tier kann wohl auch winseln oder blöken, kann uns traurig anblicken, kann abmagern und hinliegen — was ihm ist, das müssen wir doch erst mit unserer Teilnahme zu erfahren trachten.

Des Tieres Schicksal ist der Mensch. Ich denke da vor allem ans Haustier. Was dem Menschen Armut, Knechtschaft, unglückliche Ehe, Hunger, Krieg und Pest ist, das zusammen ist dem Tiere der rohe Herr, so wie der gütige Herr des Tieres Glücksstern ist. Nun aber das Bewußtsein, meines Tieres Schicksal zu sein, macht mich unruhig, belastet mein Gewissen und deshalb mag ich selbstischerweise kein Tier um mich haben. Als ob es dann schon geborgen wäre, als ob für den armen Hund ein wüster Herr nicht noch schlimmer wäre als ein nachlässiger!

Und doch ist bei mir daheim selten ein Sommer auf dem Lande tierlos; da sorgen schon die Kinder, daß immer etwas vorhanden sei, das man zum Fressen liebhaben kann und vor dem man sich ein klein wenig fürchten kann, gefressen zu werden.

— „Määäh!“ sagte es wieder einmal sehr vernehmlich. Da wachte ich auf und an meinem Bette stand ein Knab', im Arm ein weißes Lämmchen. Erschrocken über

mein plötzliches Erwachen vergaß der Knabe „Guten Morgen!“ zu sagen, sondern hub seinen Spruch an: „Mein Vater laßt Ihna schön grüßen und da tät er halt ein Lampel schicken und wegen dem, daß wir jetzt ein Schulhaus haben, weil er sonst auch nichts tät wissen zum Schicken und er laßt schön danken und fressen tut's Gras und alle Tage ein bissel eine Milch.“

Wo ist's Mädel? Wo ist die kleine Martha? Für sie ist dieser Tag gemacht und mit diesem Lamm ist plötzlich wieder ein Sommerglück da — ein ganz unvorhergesehenes, fabelhaftes. Gott ja, so manche Freude, die uns an den Weg gelegt ist, würde nicht aufgehoben, nicht bejubelt und nicht genossen, wenn kein Kind im Hause wäre. Wir Alten traben so schrecklich hoch; wenn's nicht Nutzen oder Ehre oder sonst einen Brocken Vorteil gibt, wenn's nicht eine Betätigung unseres Wünschens und Könnens ist, so blicken wir gar nicht seitlings, rühren keinen Finger; und was so die Abfälle sind, die kleinen Freudenspäne, die überlassen wir gleichgültig den Kindern und diese wissen damit oft mehr zu gewinnen für ihre Seelenlust als wir mit unseren „großen Aufgaben“.

Vor Jahren war einmal ein weißes Lamm gewesen und das hatte Leanda geheißen. Diesen Namen wollte das Mädel nun auch dem neuen Lamme geben, da machte der Bruder aufmerksam auf die zwei Knorpeln, die über den Ohren zwar noch in der Wolle verborgen waren, aber doch leicht getastet werden konnten. Das Mädel erschrak. Hörner? Kleine Hörner? — Sie werden groß werden, meinte der Bruder, sie werden ganz krumm wachsen und wie ein Strick gewunden sein. — Hörner hat ja der Ging-Gangerl! erinnerte nach einem Ausspruch des

Stubenmädchens die kleine Martha und war aufs höchste betroffen. — „Ob der Ging-Gangerl (der Teufel) Hörner hat, das weiß ich nicht," sprach der Bruder, „aber daß des Leitenbauern Ziegenbock Hörner hat und daß des Steffel-Jocks Schafwidder Hörner hat, das weiß ich. Ich sag dir nur, daß du dieses Vieh nicht Leanda heißen kannst. — Warum nicht? — Weil der Weibername nicht tut passen für ein Mannsbild."

Da war es dem Mädel, als könne es sich auf weitere Erörterungen nicht einlassen. Bei dem Namen Leanda aber blieb's, selbst als die Hörner schon groß geworden waren und das Lamm damit schon lustig zu bocken beliebte. Denn es begann sich beizeiten zu üben für den grimmen Lebenskampf, von dem ihm doch niemand etwas gesagt hatte. Wehrhaft sein müssen auf dieser Welt, das weiß sogar ein Schaf. Anfangs hatte ihm als Gegner eine müßige Faust genügt, an die es tapfer anrannte, bald ließ es sich mit einem so kindischen Feind gar nicht mehr ein, sondern beanspruchte für den Zweikampf einen erklecklich ausgehärteten Menschenkopf, den der Bruder Hans zur Verfügung stellte. Da wir als Kleinhäusler etwas arm an Weidegrund sind, so führte Martha ihren Liebling täglich in den Gemüsegarten und behauptete, das „Lampel" fresse an Salat und Petersilien und Spinat ohnehin nur das Unbrauchbare weg. Nach wenigen Wochen war der ganze Garten ausgenagt und da machte der Bruder so nebenbei den Vorschlag, man könne statt des Salates nun ja — Lämmernes essen. Von dieser Zeit an warnte das Dirndl die Leanda vor dem Garten, denn das viele Gemüse könne leicht — gesundheitsschädlich werden.

Zurzeit kam uns ein Hund ins Haus. Ich weiß nicht wie oder durch wen, er war plötzlich da und ging nicht mehr fort. Ein schöner, stattlicher, rot- und weißgefleckter Zottel, mit seinem langen Buschschweif und seinen scharfen Fangzähnen schreckbar wolfsmäßig aussehend. Alles bewunderte den schönen Hund. Aber wie es auch oft bei schönen Männern ist — nicht immer sind sie auch die klügsten. Es war zu possierlich, wie der Scott — so nannte jemand zuerst den neuen Hauswolf — sich fürchtete vor dem Lamm. Als er zum ersten Male das kleine, weiße, wollige Ding heranhüpfen sah, erschrak der Hund so heftig, daß er Zuflucht suchend mir beinahe unter die Füße purzelte. Dem Lamme machte das Spaß, es begann den Eindringling zu verfolgen und so jagte das Lämmlein den Zottel ein paarmal rings um mich und dann durch den Garten. Manchmal versuchte er es, sich zur Wehr zu setzen, kauerte sich mit den Vorderfüßen nieder und wartete, bis das Lamm herankam. Es kam, bockte und siegte. So trieb sich der Scott dann tagelang flüchtig in Haus und Garten herum. Da war's die Langeweile, die beide allmählich zusammenführte. Der grimme Hund merkte, daß das Lamm schließlich nicht ganz so schlimm war, als es aussah, und der junge Widder kam zur Einsicht, daß das rot- und weißgefleckte Ungetüm eigentlich zu gutmütig sei, um es ernstlich zu befeinden. Auch hatte das Schaf im Hunderachen die langen, weißen Zähne gesehen und dieselben bei einer zufälligen Berührung gar einmal ein wenig an der Haut gefühlt. Der, wenn er wollte! mochte es sich denken. Aber das kam nie so weit, sondern Hund und Schaf wurden traute Spielgenossen. Der Widder bockte

den Hund mit den Hörnern, er ließ es geschehen. Dann zupfte er mit den Zähnen das Schaf manchmal ein bißchen an der Wolle, dann jagten sie einander, hüpften und schnappten aufeinander, der Scott schüttelte die „Leanda“ an den Ohren, die Leanda stieß ihn an den Kopf, da begann er schrecklich zu bellen, sprang dem Gegner beißend an den Hals, und mich wunderte es baß, daß nachher an der weißen Wolle nie auch nur ein einziges Blutströpflein zu sehen war. Der gesellige Umgang der beiden Genossen war nicht immer ein durchaus moralischer, wobei sich aber das Schaf zurückzog in seine Kammer, um dem übermütigen Spielkameraden zu entkommen. Die Leanda war ganz Naturkind und nahm Speise und Trank, wo sie es fand; der Scott mußte eine ausgezeichnete Erziehung genossen haben, er wahrte das Mein und Dein im Sinne des Bürgerlichen Gesetzbuches nachgerade musterhaft. Obschon er gar manchmal Zutritt fand in Küche und Vorratskammer, er nahm von selbst nie einen Bissen. Schaute mit seinen treuherzigen Augen wohl den guten Bissen an und dann fragend auch die Köchin, wartete stets geduldig, ob und bis etwas für ihn absiele. Wenn ja, dann nahm er es glimpflich mit der Schnauze, ging in den Winkel und verzehrte es sauber. Was man so einen guten Kerl nennt, das war er, der Scott, und wie er anfangs auch diesem und jenem Hausbewohner im Wege gestanden oder schon als Hund an sich zuwider gewesen war — allmählich gewann sein anständiges, bescheidenes Betragen alle Herzen und so war eine idyllische Verträglichkeit hergestellt zwischen Schaf, Hund und Menschen. So wie „die Leanda“ an dem Dirndl ihre eigentliche Gebieterin sah, der sie auf

den Wink folgte, so schloß der Scott sich am liebsten dem Bruder an. Dieser wie das Mädel waren stets darauf besorgt, daß ihre Günstlinge weder Hunger noch Durst, noch Kälte, noch sonst eine Not litten. Der Scott sollte allerhand Künste lernen, als über den Stock springen, weit hingeworfene Stöcke wieder herbeitragen, Kastanienschalen aus dem Wasser holen und dergleichen. Er tat es recht eifrig, brachte es aber zu keiner Fertigkeit; am liebsten tat er nichts, lag auf dem Rücken und ließ sich den Bauch kratzen. Auch Leanda hatte keine höheren Lebensziele, sie schnupperte und naschte so im Garten herum, ging bisweilen ins Haus und trappelte die Stiege hinauf bis an meine Zimmertür. Dort gab's regelmäßig Händel. Den Posten vor der Tür hatte Scott inne und der ließ niemand durch. Zwischen den beiden hatte sich eine große Eifersucht entwickelt. Kam das Schaf, um an meinem Bein seine Wolle zu reiben, allsogleich war auch der Hund da und sprang mich schmeichelnd an, in der Absicht, das Gesicht zu belecken. Daraufhin bockte ihn das Schaf einmal derart in die Hinterbeine, daß er über den Haufen purzelte und dann beschämt davonschlich.

Das Mädel konnte nicht genug sagen von dem guten Kerl; der Bruder entzog ihm darob seine Achtung. Ein Hund, der vor dem Schafe davonläuft, was ist das für ein Hund? Solches war immer sein Lied.

Endlich, als der Herbst kam, hatte der Widder an Stattlichkeit den Hund erreicht, nur war er viel fetter und hatte üppige Wolle. Derlei Entwicklung ist für ein Schaf immer gefährlich. Martha hatte es mit Fürbitten geschützt, so lange als möglich, aber endlich kam er doch.

Der Dachswirt kam, der eine weiße Schürze trug und vorne herab einen messingnen Messerwetzer baumeln hatte. Er tat sehr freundlich mit dem Tier, streichelte ihm das Haupt und den Nacken, lobte die schönen Hörner und legte ihm so nebenbei einen Strick um den Hals. Als er es dann abführen wollte, stand am Tore der Scott, zog den Schweif ein und knurrte. Als der Dachswirt hernach mit der Leanda ganz arglos davongehen wollte, sprang der Hund wütend an seine Brust und riß ihm ein Stück Tuch aus der Weste. Das war das Ende vom Lied.

Eine Stunde später kam der Sicherheiter des Ortes, konstatierte, daß Scott den Dachswirt gebissen habe und verlangte, daß der Hund Wasser saufe. Da dieser prinzipiell ohne Durst nicht trank, so wurde er für verhaftet erklärt. Für Martha war das zuviel, sie erhob ein Klagegeschrei. Das gab nichts aus. Da kam der Bruder. Der sagte dem Sicherheiter ganz gelassen: „Ich stehe für den Hund. Er hat sich nur für seine Freundin eingesetzt, hat nicht die Hundewut. Bis der Abend kommt, wird er Wasser trinken."

Der Hund bekam Galgenfrist. Und als er am Abend beim Brunnentroge stand und mit der Zunge Wasser hineinschlamperte, viel Wasser, da lachte der Bruder, streichelte das zottige Haar und sagte: „Scott! Heute habe ich's gesehen, du bist ein ganzer Kerl. Wir bleiben beisammen."

Anfechtungen und Spielzeug.

Der verhängnisvollste Irrtum des Menschen ist, wenn er sein Kind mißkennt.

Ich zittere vor diesem Verkennen und verbringe

manche stille Stunde der Nacht mit Nachdenken, wie ich es denn anstellen solle, dem Kinde das Seine zu geben.

Der kleine Mensch braucht wohl auch in geistiger Beziehung dieselbe Nahrung als der erwachsene, aber in anderer Form. Jedoch kann man hierin nicht vorsichtig genug sein. Manche Dinge, die wir in dieser besten Absicht für Kinder anwenden, sind für Kinder nicht geeignet; manches, was wir ihnen als Ernst entgegenstellen, ist uns ein Spiel, bei dem wir uns ergötzen, ohne zu ahnen, welch' Unheil es in den Kleinen stiftet.

Das Christkind, welches am Weihnachtsabende die Gaben bringt — ich habe darüber meine eigenen Gedanken. Die Täuschung ist so holdselig, aber die Enttäuschung muß denn doch etwas früh eintreten, vielleicht bevor noch das Kind imstande ist, das Christkindlein mit den roten Wangen und dem goldenen Haar in den Begriff opferfrohe Liebe zu übersetzen.

Der Christbaum hat auch noch einen anderen Haken, den ich nebenbei aufzeigen muß.

Da habe ich in einer bekannten Familie dem Christbaum beigewohnt. Es war nur ein Kind da, ein Knabe von dreieinhalb Jahren. Na, dem armen Jungen haben sie den Himmel ordentlich heiß gemacht. Das geht nicht bloß bei der Hölle, es geht auch beim Himmel. Eltern, Großeltern, Tanten, Onkel und Hausfreunde hatten dazu redlich beigetragen; bin ich doch selbst mit einem hölzernen Schaukelpferd gekommen. Gewünscht hatte der Kleine sich einen Baukasten. Wochenlang vorher sprach er vom Baukasten, träumte er in der Nacht vom Baukasten und betete sein tägliches Vaterunser, daß ja das Christkind den Baukasten bringe.

Nun war die Stunde da. Die Doppeltür ging auf, ein Christbaum mit hundert Kerzchen, zweihundert goldenen Nüssen, Herzen, Sternen, strahlte jenes silberne Dämmerlicht, das diesem Baume eigen ist, durch das Zimmer. Der Knabe hatte keinen Blick für den Baum, er stürzte auf einen Handwagen zu, der vor dem Tische stand und mit dem er sofort ein Fuhrwerk versuchen wollte. Aber schon ließ er den Arm sinken, um ihn nach dem Hampelmann auszustrecken, der von einem Aste niederhing. Dieweilen sah er auch schon ein kleines Spinett, auf dem er einige Tasten anschlug, während ihm mein Reitpferd ins Auge fiel. Im nächsten Augenblicke saß er darauf und schaukelte. Aber schwupps war er wieder auf den Füßen, denn er hatte den Baukasten erblickt. Mit solcher Hast riß er den Deckel auf, daß die Bausteine zu Boden kollerten. Er hatte nicht Zeit, sie zu sammeln, denn sein Auge war auf eine Arche Noahs gestoßen, die breit und ruhig, wie auf dem Berge Ararat dastand, mit ihren Tigern, Lämmern, Hirschen, Affen, Krokodilen und Elefanten. Natürlich heischten diese Tiere persönliches Eingreifen. In wortloser, zitternder Hast, ein fieberhaftes Glühen in den Augen, wurde der Kleine so von einem Gegenstand zum andern gerissen. Daß das Kind gar vielleicht einen frommen dankbaren Blick auf den leuchtenden Christbaum legte, daran war nicht zu denken. Denn während der Knabe kaum das Bilderbuch erblickte, sah er auch schon den kleinen Eisenbahnzug, und dann die Trompete und dann die funkelnde Pickelhaube mit dem dazu gehörigen Säbel. Dann erst die Bleisoldaten. Mit jedem dieser wunderbaren Dinge wollte er sofort anbinden, doch während er einige Schläge

auf der Trommel tat, winkte wieder das Pferd, die Arche Noahs und so weiter. Und so wurde das arme Kindesherz gehetzt von einem zum andern, bei keinem war ein Verbleiben, und selbst wenn der Knabe ein paar Minuten mit den Tieren spielte, schob der Onkel den Eisenbahnzug vor, blies der Großvater in die Trompete, und jedes war bestrebt, zu gleicher Zeit alles vor dem Kleinen zu entfalten — so daß er, als die Schlafstunde kam, nur so verwirrt hintaumelte, überreizt und doch ungesättigt zu Bette gehen mußte, um einen unruhigen Schlummer zu tun.

Nun hockten die Alten bei der Bescherung da und schauten sich an. Ob sie dabei auch etwas gedacht haben? Mir wenigstens wurde es erst am nächsten Tage klar, wie dumm und herzlos der ganze Trubel gewesen war. Weinen hätte ich mögen, so bitter hat mich das beschenkte gehetzte Kind erbarmt. Wie schön, wie süß und freudenreich wäre der Christabend gewesen, wenn es seinen Baukasten bekommen hätte und sonst nichts! Nichts, das es gestört, beunruhigt, abgelenkt hätte von der behaglichen Kindesfreude. Aber nein, kistenweise muß ihm das Christbaumglück vorgeschüttet werden, damit auch dieses sonst so liebliche Glück an sich selbst ersticke. Dasselbe wiederholt sich im Kreise einer so barbarisch liebenden Familie zum Geburtstag, zum Namenstag und zu Weihnachten alljährlich wieder. Ja, so erzieht man die Kinder! Erzieht sie zur Gier, zur Oberflächlichkeit, zur Ruhelosigkeit, zur Nervosität. Nur nicht zur Freude.

Verfolgen wir die Sache weiter. Bedenklich scheint mir auch das Spiel, welches man in manchen Gegenden mit den Kindern am Nikolausabende zu treiben pflegt,

Ich meine nicht den „Bartel“ oder den „Knecht Ruprecht“, oder wie der Popanz sonst heißen mag, der die Kinder erschreckt und manches schon zu Tode erschreckt hat. Hier liegt der Unsinn so augenscheinlich da, daß es überflüssig ist, davon zu sprechen. Gefährlicher scheint mir der gütige fromme Nikolo.

Als meine älteren Kinder in ihrem fünften und sechsten Jahre waren, hatten wir uns eines Adventsabends in der Stube versammelt und trieben lustige Kurzweil, und die Kleinen umschwärmten und neckten den lachenden Vater wie zwei muntere Kobolde und hüpften und jauchzten dabei — im Kindesherzen ist ja eine solche Hochflut von Lebenslust, daß sie ohne weiteren Anlaß überschäumt. — Und wie es gerade am lustigsten ist, hören wir draußen ein Klingeln und Klopfen. „Wer ist's noch so spät? Nur herein!“

Und niemand Geringerer kommt, als ein Bischof in dem weißen Talar und der zweispitzigen Mütze, ein gebückter, langbärtiger Greis mit goldenem Stabe. Mit gröhlender Stimme — man verstand ihn kaum — fragte er nach den Kindern. Diese standen still wie zwei Schneemännchen neben mir, und da nach ihnen begehrt wurde, traten sie zu ihm hin. Der alte Mann stellte sich vor, er sei der himmlische Bischof Nikolaus und hätte eine Reise auf die Welt unternommen, um brave Kinder aufzusuchen und zu beschenken. Er fragte sie dann, ob sie brav wären? Das Mädchen beantwortete die Frage mit ziemlicher Zuversicht, der Knabe mit einiger Zurückhaltung, worauf der Bischof zu wissen verlangte, ob sie schon was gelernt hätten? Sie stellten sich aufrecht vor ihn hin und sagten ein Gedicht auf, wobei ihm das Mädchen mit

unbeschreiblicher Treuherzigkeit ins Auge schaute, während der Knabe nicht ohne Vorwitz das himmlische Kleid musterte. Schließlich versprach der heilige Nikolaus, in der Nacht durch seinen Boten den Kindern etwas zu zu schicken. Er war überaus milde und leutselig, dabei auch sehr salbungsvoll, wie er es bei irdischen Bischöfen gesehen haben mochte, legte den Kleinen noch segnend die Hände auf das Haupt und schwankte zur Tür hinaus.

Als er davon war, lispelte mir der Knabe ins Ohr: „Ich habe ihn wohl erkannt — es ist der Butten-Seppel gewesen."

„Aber Kind!" rief ich, „was dir nicht einfällt!" Das Wort wollte ich auch wieder einmal lieber nicht gesagt haben.

Der Butten-Seppel, der in einem Nebenhäuschen wohnte, zeigte sich später, er war in seinem gewöhnlichen Kleide. Ich erzählte ihm sogleich, daß der Nikolo da gewesen sei, ob er ihn nicht auch gesehen hätte? Er wußte gar nichts davon und war sehr verwundert; die Kinder lugten ihn so etwas unsicher an. — Als sie in ihren Bettchen waren, ihre Schühlein am Fenster standen, bereit, die Gaben des Nikolo anzunehmen*), und als im dunkeln Zimmer schon die Stille der Nacht herrschte, nur

*) Daß der Nikolo seine Gaben in die Schuhe legt, ist von ihm eine alte Gewohnheit und stammt aus jener Zeit, in der die Kinder, noch keine Gaben gewärtigend, keine Behälter für dieselben aufstellten und der Bischof nichts anderes vorfand, als unter den Betten die Schuhe. Heute möchten sie freilich am liebsten alle Schüsseln und Teller des ganzen Hauses ans Fenster stellen, aber der Nikolo legt seine Gaben mit Vorliebe in die kleinen Schuhe — er kommt dabei auch billiger draus.

ich noch in einem Winkel saß, glück- und sorgenvoll auf die Bettchen hinblickte und glaubte, die Kinder wären schon eingeschlafen — sagte der Knabe auf einmal: „Und ich hab's doch gewußt, daß es der Butten-Seppel ist!" Darauf hob sich das Mädel in die Höhe und lispelte: „Ich hab's auch gewußt. Aber wenn man das sagt, so kriegt man nichts."

Ich war um eine Erfahrung reicher. Was mich aber von dieser Zeit an besonders nachdenklich machte: wenn ich oder die Mutter den Kindern etwas erzählten, fragten sie häufig: „Ist es wahr?"

Der „Nikolo" hat ihnen das Mißtrauen eingelegt, hat ihnen den Vorteil der Heuchelei gezeigt. Der Mann kam nicht vom Himmel!

Eines Tages machten die Kinder einen Besuch bei einer bekannten Familie. Dort wurden ihnen allerlei Nippsachen zur Spielerei vorgelegt. Als sie wieder zu Hause waren, zog der Sepp plötzlich ein Engelchen von Porzellan aus der Rocktasche und rief: „Ei, wie kann denn das sein, jetzt ist mir das Engerl in den Sack geflogen! Dort im fremden Haus habe ich mit ihm gespielt."

Ich erschrak, ohne eigentlich zu wissen, warum. Ich ließ mir den Hergang so genau als möglich erzählen, ich nahm das Kind in strenges Verhör, aber — mir fiel ein Stein vom Herzen — der kleine Inquisit widersprach sich nicht im geringsten. Sie hatten dort mit dem Engelchen Verstecken gespielt, einmal verschwand das Engelchen, einmal war es wieder da. Es war so ein kleiner Tausendsasa: Warf man es in die Luft — husch, weg war es und aus einem Rockärmel schlüpfte es wieder hervor; sperrte man's in den Nähkorb der Hausfrau, so guckte es gleich

darauf ganz munter aus dem Rocktäschchen des Knaben. So ging's eine Weile unter dem Jubel der Kinder — auch anderes kam dazwischen, was nicht minder lustig war — bis, weil es unterdessen spät geworden, plötzlich von der Begleiterin zum Aufbruch gedrängt wurde.

Und nun fand sich der Engel in der Tasche des Knaben, was diesen anfangs nicht eben unangenehm berührt zu haben schien.

Es war mittlerweile finster geworden und draußen tanzte frisches Schneegestöber. Trotzdem verlangte ich, daß der Knabe noch an diesem Abende den entflohenen Engel in jenes Haus zurücktrage und zu den anderen Nippsachen lege. Der Kleine blickte mich mit seinem großen runden Auge erschreckt an. Seine Gönner — und er hatte derer ein ganzes Haus voll — schützten die Dunkelheit vor, die Entfernung, das Gestöber, den Sturm, und machten alles viel wüster, als es war; aber ich bestand darauf, der Knabe mußte den Engel zurückstellen.

So ging er mit der Begleiterin ruhig davon. Es war ein unwirtlicher Abend, ich würde aus anderen Gründen einen noch kaum sechsjährigen Knaben bei solchem Wetter nicht ins Freie schicken. Damals vergaß ich über die absolute Notwendigkeit dieses Ganges aller Gefahr. Erst als der Kleine mit frischgeröteten Wangen und fröhlichen Augen wieder in die Stube trat, atmete ich frei auf. Die Begleiterin brachte ja von jener Familie die Versicherung mit, daß der kleine Engel beim Wechsel des Spieles von der Hausfrau absichtlich in der Rocktasche des Knaben vergessen worden sei.

Ich erinnere mich an einen Vorfall aus meiner eigenen Kindheit. Meine Eltern waren mit uns Kindern über-

aus milde und nachsichtig, aber ihren vollsten Zorn ließen sie fühlen, wenn sie uns auf irgendeiner Unwahrheit ertappt hatten. Nun kam ich einmal an einem Sommertage mit einem üppig von schwarzen Kirschen beladenen Zweig nach Hause. Ich hatte ihn im Hintergarten des Nachbars heimlich vom Baume gebrochen. Meine Mutter fragte mich sofort, woher ich den Kirschbaumzweig hätte. Ich antwortete im ersten Schreck: „Von unserem Baume." Kaum war das Wort heraus, so fiel es mir ein, daß unser Baum keine schwarzen Kirschen trage, sondern rote. Ich war auf Herbes gefaßt, aber meine Mutter schwieg. Schwieg, ging hinaus in die Futterkammer; ich schlich ihr nach und fand sie weinend.

So weint eine Mutter, deren liebsten Sohn man in den Arrest führt. Mir gingen die Augen auf — mir gingen sie über. Auf meinen Lippen die Unwahrheit, in meiner Hand fremdes Gut! Ich bin vor meiner Mutter auf die Knie gefallen, habe alles gestanden und habe um Verzeihung gebeten.

„Stehe auf," sagte sie, „trage den Kirschbaumzweig zum Nachbar und sage ihm, was du getan hast."

Ich tat's; der Nachbar lachte und meinte: „Wegen einer Handvoll Kirschen da! Sie sind dir wohlvergunnt, sie werden von dem Baume da hinten ja immer gestohlen."

Das war mir gerade genug. Da hatte der Mann einen Kirschbaum für Diebe! Ich war auch mit Nutznießer. —

Willst du deinen Kindern etwas geben, was ihnen ureigen sein und bleiben wird, was mehr inneres Glück und Ehre bringt, als alles Geld und Wissen auf der Welt — gib ihnen Treu' und Redlichkeit.

Um Kinder diesem beständigen Himmel zuzuführen,

wird manchmal ein sehr sonderbares Mittel angewandt, nämlich — die Hölle. Vernünftige Eltern — und zu unvernünftigen rede ich nicht — mögen auf die Ammen und Wärterinnen ihrer Kinder achten! Derlei Weiblein unterhalten in idyllischen Spiel- und Plauderstündchen die Kleinen gern mit Teufel und Hölle. Nun ist aber, sagte jemand, die Hölle eine höllische Erfindung.

Ich lasse es mir angelegen sein, mit meinen Kindern — verzeihe mir's der Teufel! — von Gott zu sprechen, aber ich habe — Gott verzeiht mir's gern — den Teufel ihnen ganz und gar verschwiegen. Um brave Menschen zu werden und Tüchtiges zu leisten, dazu brauchen wir den Teufel ein für allemal gar nicht, er mag heißen, wie er wolle.

Als ich eines Abends — es war öde in der Wohnung und ich bei meinen Kindern ganz allein zu Hause — am Bette des Knaben saß, in der schweren Ruhe über manches Geheimnis unseres Daseins nachsann, begann der Kleine plötzlich zu schluchzen. Das tat er sonst nie, auch konnte heute kein Traum die Ursache sein, denn er hatte seit dem Abbruch unseres kleinen Bettgespräches sein Köpfchen wohl ruhig auf dem weißen Kissen liegen, war aber noch nicht eingeschlafen.

Da er so heftig schluchzte, daß sein ganzes Körperchen bebte, so fragte ich ihn, was ihm denn zuleide sei? Er vermochte vor lauter Weinen lange nicht, mir die Antwort zu geben, er streckte die Händchen nach mir aus, nahm mich um den Hals und weinte, daß mir angst und bange wurde.

Endlich brachte er es heraus, er hätte an die Hö— Hölle gedacht.

„O gutes, kleines Närrchen! Wer hat dir denn von der Hölle was gesagt?"

Er wußte es selbst nicht. Aber er sah den glühenden Feuerofen, sah deutlich, wie die schwarzen Teufel mit langen Gabeln die armen Verdammten peinigten — „und immer, immer!" schluchzte der Knabe, „ohne Ende immer!"

— Wer hat mir das getan! — Meiner Mutter, dem frommgläubigen Weibe, der trotz ihrer Dürftigkeit unermüdlichen Wohltäterin, der stillergebenen Dulderin, der nimmerruhenden Magd ihres mühevollen Berufes, der treuesten Gattin, der einzigen Mutter, die gottesfürchtig war, ohne Gott zu fürchten — auch ihr hat man die Hölle ins Herz geschleudert. Sie starb, wie gute Menschen sterben, aber eine ihrer letzten Bitten war die, man möge beten zu den Engeln, daß sie doch den bösen Feind, der an ihrem Sterbebette stehe, verjagten.

Und nun auch mein Kind! das schuldlose, sonst so heitere Wesen von sechs Jahren! An jenem Abende habe ich mit der Faust ein altes Bildnis zertrümmert; es war ein zorniger Faustschlag in die Larve jenes Dämons, der seit alten Zeiten von harten Herzen zwar abprallt, aber die kindlichen Gemüter peinigt. Ich will euch aus dem Volke Menschen bringen, brave, scheinbar vernünftige Menschen, denen nehmt die Sorge für ihre Familie, das Leid ihrer Armut, ihrer Krankheiten, die Reue, die Bitterkeit, den Kummer um irdischen Verlust von ihrem ächzenden Herzen, und legt all' das auf die eine Wagschale; auf die andere legt aber nichts, gar nichts, als ihre Angst vor Hölle und Teufel — ihr werdet sehen, welche der beiden Schalen sinkt.

„Hölle und Teufel“ sind kaum gut genug für einen Fluch, wenn uns der Zorn ergreift. Unsere Kinder alle, sie haben der Ahnenburg zuzustreben, auf die sie durch ihre Kindschaft Gottes ewiges Anrecht besitzen.

Wie Bauernkinder spielen.

Den Unterhaltungen mit meinen Nachkommenschaften soll nun auch ein Blick folgen auf die Bauernkinder, wie sie in ihrer Art anheben, Leute zu werden. — Daß man den Stadtkindern ganz unrichtige Spielzeuge gebe, meint ihr? Spät kommt ihr drauf, aber das Richtigste ist es noch nicht. Denkt noch ein wenig weiter. Vielleicht sollte man den Kindern gar keine Spielzeuge geben, überhaupt keine! Hingegen aber Dinge, um sich selber welche zu machen.

Lasset die Kleinen in den Hof hinaus, in die Holzkammer, zu den Steinhaufen, zu den Trümmern alter Geräte, lasset sie in die Rumpelkammer zu dem Getrödel — d o r t werden sie zum richtigen Spielzeug kommen. Wie das Spielzeug heute ist, das gekaufte, über und über fertige, damit lehret ihr den Kindern nichts als das Zerstören. Es ist ja sonst nichts damit anzufangen. Das Spielen mit fertigen Eisenbahnzügen, das Pumpen an den kleinen Blechbrunnen, wo eingeschüttetes Wasser herausrinnt, das immer wieder In-die-Reihe-Stellen der schönen Tiere aus der Arche Noahs, das Blättern in den unzerreißbaren Bilderbüchern ist langweilig zum Totwerden. Bis das „tiefere“ Interesse erwacht und die Kinder einmal sehen wollen, wie die Sachen inwendig ausschauen und den Hammer nehmen, um sie zu zerschlagen. Das ist ganz natürlich. Doch nicht zerstören

lernen sollen unsere Kinder, schaffen lernen sollen sie — deshalb habe ich gesagt: Gebt ihnen Dinge, womit sie ihr Spielwerk selber machen können.

Wie spielen denn die Bauernkinder? Ach, ihr Herrenbabys, die Bauernkinder haben es gut! So lustig spielt sich's nirgends auf der Welt, als im Bauernhof, und so fein wird ihnen das Spielen nirgends gemacht. Denn es ist ihnen — sobald sie einmal ein wenig krabbeln können — eigentlich verboten. „Zum Tatnen ist keine Zeit. Arbeiten heißt's!" So könnt ihr euch denken, wie köstlich die halben Stündlein sind, da es gelingt, der Arbeit zu entlaufen, um eigenmächtig was zu leisten. Und dieses kindliche, eigenmächtige, unbefangene, zwecklose Leisten heißt: Spielen.

Unser Waldbauer da droben sagt nicht: spielen. Darunter versteht er eigentlich nur das Kartenspiel! Spielen tun die Lumpen. Das, was wir an Kindern spielen nennen, heißt er: tatnen. In freier Laune eine Tat machen. Und hat insofern dagegen nichts einzuwenden, als damit nicht eine wichtigere, eine praktische Tätigkeit versäumt wird. Der Bauer sieht es gern, wenn seine Kinder in ihrer freien Zeit sich mit etwas emsig beschäftigen. „Umanond hockendi Kinner, aus söltn wird nix. Wer nit kon totna, der kon ah nit orbatn." Am liebsten wäre es dem Landwirt freilich, wenn seine Kinder — Mädel wie Bub — gleich von der Mutterbrust weg mit Überspringen der „Totnerei" zum „Orbatn" anheben würden. Dagegen aber lehnt sie sich auf, die junge frische Menschennatur, die das Beste und Schönste, was sie schafft, ohne Hinblick auf praktischen Lohn vollführt. Manchmal kommt's mir wahrhaftig vor, als sei die Natur

weniger eine nüchterne Arbeiterin, als eine Künstlerin. Denn recht vieles, was sie schafft, ist weniger praktisch als schön, weniger Arbeiten, als Tatnen.

Aber es will hier erzählt werden, womit und wie die Bauernkinder tatnen. Die Spiele der Körperübungen gehören nicht hierher. Sonst müßte das „Buckelringen", „Haspelanschlagen", „Geieraustreiben", „Salzhalten", „Blindemausfangen", „Ringelreiertanzen", „Eselreiten", „Eierdutschen", „Engerlfliegen" und hundert andere Körperspiele, wobei viel Schalkheit und Fopperei mit unterlauft, beschrieben werden. Derlei Übungen sind in der Bauernschaft auch unter dem Sammelnamen „Rausen" oder „Bären" bekannt. „Se bärn scha wieda, de Sapperawold!" sagt der Hausvater und geht mit der Gerte, um den wirbelnden Knäuel von Buben und Dirndln reinlich auseinander zu scheiden.

Das erste des Spieles, vielleicht der menschlichen Tätigkeit überhaupt, ist das Bestreben, schon Gesehenes und Erfahrenes nachzumachen. So kommt gleich die „Docken" (Kinderpuppe) dran. Das kleine Dirndl macht's der Mutter nach, wickelt den Stiefelknecht, es kann auch ein Strohbündel oder ein Staubhadern sein, in Windeln wie ein kleines Kind, säugt es, gibt ihm mit einem Löffel Brei in den Mund, schaukelt es, bis dem Kleinen die Augen zufallen. Hauptsache sind diese Verrichtungen; daß dem „Kindel" der Mund fehlt und die Augen und alles andere, das macht gar nichts; daß es ein oft noch so häßlicher Popanz ist, das Dirndl sieht's nicht, es beschäftigt sich eben mit dem Kinde, ohne daß eines vorhanden zu sein braucht. Also das Spielzeug an sich ist Nebensache, die phantasievolle Beschäftigung damit ist alles.

Der Sohn des Hirtenbauers beginnt schon in seinem vierten oder fünften Jahre mit der Viehzucht. Er sammelt unter den Bäumen Fichtenzapfen, das sind seine Ochsen, stellt sie unter ein aufgespreiztes Brettchen, das ist sein Stall. Wird der Junge größer, so schafft er sich eine feinere Rasse an. Köpft junge Fichten oder Lärchen, stutzt und entschält die Wipfelchen und stellt nun die quirlartigen Dinger der Reihe nach auf. Das sind Ochsen. Das Mittelstämmchen dran ist der Leib, zwei der Ästchen sind die Vorderfüße, zwei andere die Hörner. Hinterfüße, Schweif und Kopf sind nicht vorhanden. Die entschälten Quirlchen haben nicht die entfernteste Ähnlichkeit mit einem Tiere, aber der Junge ist, wie sein Vater, nun Eigentümer von einigen Paar Ochsen, die er mit einem Hölzlein jochartig zusammenspannt, denen er einen Karren anhängt, der nichts als eine gerollte Baumrinde ist. An einem Stäbchen hat er den Spagatfaden, die Peitsche, mit der er das Ochsenpaar antreibt. Es rührt sich zwar nicht von der Stelle, aber das macht nichts, nach einigen „Hi" und „Hott" ist die Strecke zurückgelegt, die Ochsen werden ausgespannt und gefüttert. Mein Brüderl, das Jakoberl, hatte es auch so getrieben; dem wollte ich zweckmäßige Neuerungen einführen. In einer Rübe höhlte ich ein Loch, tat Heu hinein und das war die Krippe. Dem Jakoberl war das schon zu kompliziert, oder vielmehr seine Phantasie wollte mehr Spielraum haben, ihr genügte ein unförmliches Grübchen im Erdboden, um die schönste Krippe sich daran vorzustellen.

Dann kommen die Bauarbeiten. Mit einem hölzernen Gräbel oder eisernen Nagel wird am Rain die Erde aufgewühlt, aus der Erde werden spitze Häufchen gemacht,

das sind die Häuser, und um ein aufrechtstehendes Holzstäbchen wird Erde geschichtet, einen ganzen Hut hoch, das ist die Kirche. Dazwischen werden Birkenzweige in die Erde gesteckt, das sind die Bäume. Daneben wird von oben bis hinab ein Graben gezogen, da gießen wir einen Sechter voll Wasser hinein. So, jetzt haben wir ein Dorf und eine Kirche und einen Garten und einen Bach. Als ich den Nachbarsbuben einmal gezeigt hatte, wie man die Häuser und Kirchen und Schlösser aus Papier schnitzen und so umbiegen könne, daß sie auf dem Brette allein stehen, wie man diesen Gebäuden zu Fenster und Tür hineingucken könne in die Zimmer, die so weiß und licht sind, wie jene im Pfarrhofe zu Krieglach — da nahm einer der Buben die Wangen voll und blies mir die ganze Herrlichkeit über das Brett hinab. Da bauten sie ihre Häuser, wenn schon ein so vornehmer Stoff sein mußte, doch lieber aus Gebetbüchern und Spielkarten. Das erinnerte zwar nicht an die wirklichen Häuser, wohl aber an die allerersten Bauten, die ihnen der Oheim aufgeführt hatte. Das allein war das richtige.

Zur vollen Höhe gedeiht die kindliche Lust, wenn ein Wasser da ist. Auf dem Tümpel lassen sie das mit Sand belastete Baumrindchen schwimmen — das ist das Schiff. Der Mast mit dem Segel ist auch leicht zu machen und der wirkliche Wind stellt sich selber ein. Oder wenn ein Bächlein da ist, an dem sich kleine gehende Wasserradeln anbringen lassen. Und welche Lust, wenn ihnen der Oheim eine klappernde Windmühle aufs Hausdach stellt. Die will aber bald langweilig werden; denn man kann nicht hinauf, oder darf es nicht, um das Werkel beliebig anzurichten oder abzustellen, während das Wasserrädchen

in aller Art verändert werden kann. Mit dem Schauen und Hören ist dem gesunden Kinde nicht gedient, es will eben zugreifen und mittun.

Hört so ein Junge auf einer Holzpfeife spielen, so wird er keine drei Minuten ruhig zuhören. Fürs erste wird er selbst hineinblasen wollen, fürs zweite wird er das Ding auseinandernehmen wollen, um zu sehen, was inwendig los ist, und endlich wird er probieren, ob er nicht auch selbst so was machen kann. Die Tätigkeit ist alles, die Musik dabei ist Nebensache.

Erfinderisch ist der junge Ritter in Herstellung von Waffen. Die Peitsche mit dem „Schmiß" — damit kann man hieben und knallen. Die Wasserspritze, mit einem langen Bohrer aus Eschenholz selbst gemacht, mit der kann man die Mädeln jagen, die braven nur scheinshalber, die schlimmen wirklich anspritzen. Die Ballenbüchse, auch ein ähnliches Zeug, aber statt des Wassers den knallenden Stöpsel über die Feinde! Gewehrfeuer. Wer einen Kanonenschuß haben will, der setzt auf dem Söller ein Brett an, hält es schief und tritt es plötzlich mit dem Fuß nieder auf die Dielen — da meinen die Nachbarn all, es wäre der Franzos im Land. Weniger harmlos als diese schmetternde Kanone ohne Kugel ist die Steinschleuder. Jeder, der einen Haselstab und ein Taschenmesser hat, kann mit dem Messer in den Stab an einem Ende den kleinen Spalt machen. Wohl, scharfe Steinchen gibt's überall — ein Schwung und die Kugel fliegt in hohem Bogen pfeifend durch die Lüfte. Vom Treffen kann kaum die Rede sein; das Vergnügen ist, daß man mit einer Armbewegung den Stein hinaussausen lassen kann in Fernen, die sonst weit aus unserem Bereiche sind. Daß

jeder rechte Bub sich Pfeil und Bogen machen kann, versteht sich; ebenso versteht sich auch die Herstellung der Sportsachen mit den allereinfachsten Mitteln. Die Fischangel wird aus einer Stecknadel gemacht; die Vogelfange ist ein Weidenkörbchen mit Hüpfsprangel, Köder und Fallbrettchen. Die Kugelbahn, Kegel und Kugel, stellt so ein Bauernjunge mit Axt und etlichen Holzstückchen in ein paar Stunden her. Ebenso den Handschlitten zum Rodeln im Winter. Aber hier sind wir an des Spieles Grenze, denn es beginnt der Zweck.

Die Heiligenbilder im Bauernhause, die Bildstöckeln an den Wegen, die Gemälde und Statuen in der Kirche wecken in vielen Kindern den Kunstsinn. Schon Zweijährige stecken ein paar Kienspänchen so zusammen, daß es ein Kreuz darstellt. Fünfjährige verstehen eine Anzahl solcher Spänchen ineinanderzuflechten, daß es eine Monstranze bildet. Mit solchen Spänchen zimmern sie auch „Häuser“, die freilich durchsichtig sind, weil jede Fuge so breit ist, wie jeder „Balken“. Sie schnitzen aus Holz Messer, die nicht schneiden, und Gabeln, die nicht stechen; was tut's, sie wollen ja sonst nichts, als Messer und Gabel schnitzen. Aus Kohlkopfstengeln schnitzen sie „Engerln“ und „Christkinderln“. Auch Rüben und Erdäpfel sind ein leicht zu bearbeitender Marmor für allerlei Figuren, als Sterne, Herzen, Kreuze, Kronen. Vorgeschrittenere Künstler lassen sich, wenn die Mutter Brot bäckt, einen Teigklumpen geben, aus dem sie „unsern Herrgott auf dem Kreuz“, „unsere liebe Frau“ oder irgendeinen Heiligen bilden. Weltlicher veranlagte Künstler machen auch Hunderln, Hasen, Hirschen und ähnliches. Diese Gestalten werden dann in den Ofen getan, hartgebacken, um sie

für die Ewigkeit dauerhaft zu machen. Gebräunt kommen die Kunstwerke aus dem Ofenloch herfür, eine halbe Stunde lang werden sie bewundert und dann — verspeist. Da hat das Schneemannel, das mit vereinten Kräften im Winter draußen auf dem Anger errichtet wird, immerhin noch eine längere Dauer. Doch bleibt auch von diesem bald nichts übrig als der Wäschehaken, der ihm als Tabakspfeife in den Mund gesteckt worden war.

Da hat der Waldbauernbub wieder andere Kunstwerke geschaffen, abgesehen von den Kohlenzeichnungen an der Ofenmauer, die leider allemal der vandalische Börstel des Weißlers ehestens ausgetilgt hat. Die fingerlangen Priesterlein in der Kutte, aus Papier geschnitzt, an ein Steckhölzchen geklebt, daß sie stehen konnten, mit Tinte schwarz gemacht, dann mit einem papierenen weißen Chorhembe, mit Stola und Barett bekleidet, waren gewiß würdige Werke. Sie wurden auch gebührend bewundert. Als jedoch der Riegelberger Bub mit einem unförmigen Klumpen Kiefernrinde kam, der auf dem Tische stehen konnte, und als der Bub mit aller Dreistigkeit behauptete, den hätte er geschnitzt und es wäre ein Bär, da wandte die Bewunderung sich diesem Ungeheuer zu und das Priesterlein stand verlassen vor einer aufgestülpten Fibel, die sein Altar war. Nicht viel glücklicher war der Waldbauernbub, als er selbst das Hemd über dem Lodenrock anzog, die Kindsfatschen des Allerjüngsten als Stola umhing, um im Ofenwinkel Messe zu lesen. Kaum hatten sich seine Genossen als andächtige Gemeinde versammelt, so erhob sich draußen ein Geschrei: „Leut, tun ma Soldaten sein!" Die Nachbarsbuben waren es, und alles, Mädel wie Knaben, schlug sich zum Kriegsheer, das

mit seinen Lanzen aus langen Hanfstengeln schrecklich wütete.

So herrscht im zarten Kinde schon der rauhe Sinn, der sich vom Spielzeug abwendet, sobald 's ins Gefeinerte und Absichtliche verflachen will.

Die Arbeit des Bauern ist mannigfaltig genug, aber noch mannigfaltiger ist die „Tatnerei" seiner Kinder. Sie ist unerschöpflich wie der Schaffensdrang eines jeden jungen, frischen Menschenkindes. Alles, was im Hofe vorgeht, was die Kleinen auf der Straße sehen, in der Kirche und im Schulhause, was sie an Märchen hören von der Ahne und an Aufschneidereien von den Hausierern, das wird Gegenstand ihres Spieles. Alles machen sie nach, gestalten sie eifrig; wie emsig dabei die Hände sind und wie die Wangen glühen! Nicht so sehr an dem Gegenstande freuen sie sich, vielmehr an der Beschäftigung mit ihm. Das Tätigsein ist die Lust, was fertig ist, wird bald zerstört. Machen es die Erwachsenen viel anders? Und da glauben die gescheiten Herrenleute noch immer, sie müßten ihren Kindern fertige Spielsachen kaufen! Das heißt die Kinder systematisch untüchtig machen, zur Trägheit erziehen und zur lahmen Beschaulichkeit, die für niemanden weniger paßt, als für Kinder. Aber die gesunde Natur läßt sich kein Blümel-Blamel vormachen. Und besonders auf dem Lande, in solchen Bauernhöfen, wo die Kleinen mit Arbeit nicht überanstrengt werden, dort ist die richtige Hochschule für Kinder, auf welcher sie spielend lernen tätig zu sein, erfinderisch, schöpferisch zu werden. Man frage einmal nach, woher die tüchtigsten Techniker, die findigsten Mechaniker, die besten Baumeister, die ursprünglichsten Künstler kommen.

Andere Kinder.

Der Mann von fünf Jahren.

Der Regen hatte aufgehört, ein lebhafter Wind schüttelte von den Bäumen die Tropfen. Ich machte noch am Abend einen Spaziergang aufwärts des Trabachs, wo die zwei- und dreihundertjährigen Bauernhäuser stehen. Sie sind von Holz gebaut und haben noch klingend harte Wände, während unweit davon das hölzerne Häuschen eines Sommerfrischlers, das aus dem vorigen Jahrzehnt stammt, bereits anfängt zu modern. Wohl, diese putzige „Villa“ bemüht sich, schon recht alt zu scheinen und hat ihr Holz gar braun anstreichen lassen. Aber die sonnen- und wetterbraune Farbe der hundertjährigen Bauernhäuser ist es nicht.

Die Bauernhäuser am Trabach haben kleine Fenster, in denen rote Pelargonien stehen, und sind einen Stock hoch. Das Bretterdach ist noch einmal so hoch und sehr steil, wie ein gotischer Kirchengiebel, es ragt starr über die Wirtschaftsgebäude empor. Bei diesem Spaziergang nun habe ich etwas erlebt, das schlechterdings in dieses Kinderbuch gehört, obschon es nicht gerade mein Kind war, von dem erzählt werden soll. — Auf dem First eines solchen steilen Hausdaches sah ich etwas Lebendiges. Ein fahlfarbiges Wesen, das sich längs der Dachschneide langsam fortbewegte. Es war weder eine Katze noch ein anderes Haustier, es war etwas Gespenstisches, wie es sich so zuckend weiter bewegte und dann wieder unbeweglich dahockte. Und näherkommend sah ich, daß ein

Menschenkind da oben hinkroch. Ein etwa fünfjähriger, blonder und rotwangiger Knabe, barhaupt und barfuß, nur ein graues Hemd und Höslein am Leibe. In reitender Stellung, mit den Händen vorgreifend, sich festhaltend an den Latten, bewegte er sich voran, dann an den Giebel gekommen, sachte wieder zurück, und ein paarmal rief er aus: „Hi, Schimmel!“ Das Haus war sein Reitpferd.

Ich war bei dem Anblick erschrocken, daß mir übel wurde. Wie kommt dieser Knabe auf das schreckliche Dach? Die Leute arbeiteten auf der Wiese und sahen es nicht, in welcher Gefahr das Kind schwebte. Ich wollte noch hinaufrufen: Gib acht! Gib acht! Fürchtete aber gerade mit diesem Rufe ihn zu erschrecken und unsicher zu machen. Er ritt auf dem Dachfirst gelassen hin und zurück und rief mit seinem hellen Stimmlein: „Hi, Schimmel!“ — Ich ging ums Haus herum und sah dann auf der Gartenseite eine lange Leiter angelehnt, bis zum unteren Dachrand reichend. Von dort weg lag auf dem Bretterdach eine Feuerleiter, die bis zum First ging, aber sie bildete nicht die Fortsetzung der unteren Leiter, sie lag mehr rechtsab und konnte nur über einige steile Dachbretter hin erreicht werden. Und doch mußte er da hinaufgestiegen sein.

Als der Kleine sich satt geritten hatte auf dem im Winde klappernden Bretterdach, als er auch an dem Giebelknauf gerüttelt hatte, ob der wohl hübsch fest stehe, hob er das eine Bein über den First und begann an der Feuerleiter niederzusteigen, den Rücken an das Dach gekehrt. Einen Augenblick rutschte er, denn die Bretter waren glitschig, aber an einer Sprossel klaute er sich fest.

Der Kleine machte es so bedächtig, daß mir fast die Zuversicht kam. Niedersteigend fing er an, laut die Sprosseln zu zählen: „Eis — zei — dei — vier — füf — sex — acht — zölf.“ — Na, wenn er die Sprosseln auch so übersprungen hätte, wie die Zahlen, dann wäre es schlimm geworden. Endlich war er am unteren Dachrande. Hier, auf dem Rücken liegend und mit den Händen zu beiden Seiten sich an der Feuerleiter festhaltend, fing er an, mit den Beinen zu strampeln hinaus über den Rand in die freie Luft, vor lauter Lust. Und ich auf dem sicheren Erdboden stöhnte vor Angst. Da hatte er mich plötzlich bemerkt und stutzte. Wurde ganz still und schaute unbeweglich herab. Ich rief ihm zu, er solle nur so sitzen bleiben, und versuchte die untere Leiter zu rücken, daß sie sich an die Feuerleiter anschloß. Als der Knabe diese Absicht merkt, schob er sich rasch um und kletterte aufwärts, hastig und flink wie eine Katze.

Ich war ratlos und wollte die Leute rufen von der Wiese her. Am Zauntor stand ein mit Grüngras vollgepfropfter Korb, den schleppte ich herbei und entleerte ihn über den Steinen der Dachrause, wo der Kleine unfehlbar herabfallen mußte. Der Knabe hockte wieder auf dem Dachfirst und beobachtete mit Mißtrauen mein Beginnen. Dann wendete er das lichte Rundköpflein nach der anderen Dachseite hin, wo keine Leiter war. Es schien fast, als wollte er's dort hinab versuchen.

Von der Wiese her kam der alte Bauer und rief mir zu: „Was macht Ihr denn da? Der Bub fürchtet sich ja!“

„Aber mein Gott, es ist auch die höchste Gefahr. Wie könnt Ihr ihn denn da hinaufsteigen lassen?“

„Auweh!" lachte der Alte. „Vor dem Herabfallen wird er sich fürchten! Das wär' schon gar schön! Wann soll denn der Mensch das Klettern lernen, als in der Zeit, wenn er gelenkig und gering ist?"

„Aber das arme Kind!" sprach ich entrüstet. „Wie kann denn ein Kind Vortel und Gefahr kennen und die richtige Vorsicht anwenden!"

„Den Schlingel solltet Ihr erst einmal auf den Kirschbäumen sehen! Bis ins letzte Zweigel hinaus, daß er dann nur so von einem Ast zum andern hüpft wie ein Vogel. Der fängt Euch von den Rotkiefern die Eichkatzen herab. Und so ein Hausdach da, wo nichts brechen kann!"

„Aber Ihr sagtet doch selber, daß er sich fürchtet!"

„Freilich fürchtet! Natürlich fürchtet! Weil ein fremder Mensch da steht bei der Leiter und nicht weggehen will!"

„Vor mir soll er sich fürchten?"

„Vor wem denn? Fremde Leut' kommen nicht viel zu uns, da ist er schreckig."

Der Bauer rüttelte an der Leiter, ob sie fest stehe, dann rief er aufs Dach: „Maxl! Ich bin da! Ich bin's! der Ahndl!" — Der „Fremde" aber ging hinüber an die Lindenbank, wo er vom Dache aus nicht gesehen werden konnte. Und dort habe ich mich erst einmal besonnen. — So weit ist es mit dir gekommen, du alter Waldbauernbub! Hast du nicht selbst einst an den Giebeln der Hausdächer in die Spatzennester geguckt? Hast du nicht selber von den Wipfeln der Lärchbäume die roten Blütenzäpfchen herabgeholt? Und du wirst jetzt nervös wie eine alte Kindsfrau, wenn ein frischer Knabe auf dem Dach herumsteigt?

So weit haben es die fünfzig Stadtjahre gebracht und das Hocken am Schreibtisch! Und die verschiedenen Mütter, die vor Schreck aufkreischen, wenn ein Kind auf den Lehnstuhl klettert oder sich auf einer Zaunlatte schaukelt! „Ich bitte dich, bleib' herunten, du kannst herabfallen! Ich bitte dich, spiele doch ruhig mit den Bausteinen und laß das Umhertollen, du kannst dir Arme und Beine brechen! Ich bitte dich, lege das Messer weg, du kannst dich schneiden! Ich bitte euch, so rauft doch nicht, ihr Rangen, ihr werdet euch noch ein Auge ausschlagen! Ich bitte dich, ziehe doch den Poletot an, wenn du ausgehst, es ist windig! Und schlage ein dickes Tuch um den Hals, damit du keinen Katarrh bekommst! Aber Karl, du hast gewiß nasse Füße, ziehe sofort trockene Socken an! Mein Gott, laufet doch nicht so, Kinder, es wird eine Lungenentzündung geben!" So geht es den ganzen Tag, und nach dem Willen der Mutter müßten die Kinder immer hübsch brav im Winkel hocken oder bei streng gemessener Temperatur von achtzehn Graden im Garten recht ruhig und eingezogen herumgehen. Aber die schlimmen Kinder folgen nicht. Sie folgen einer anderen Mutter, der Mutter Natur. Sie wollen sich rühren, mit allem frisch anbinden, alles versuchen und sich naturgemäß vorbereiten für den großen Kampf, der ihnen ja nicht erspart bleibt. Trotzdem gelingt es dem immerwährenden Bewachen und Einschränken vieler Eltern, ihre Kinder derart zu verweichlichen, daß sie später zu nichts fähig sind. So untergräbt man systematisch seinen eigenen Stamm. Eine Stadtmutter wäre im Angesichte des kletternden Kindes wahrscheinlich in Ohnmacht gefallen; ich hatte nicht weit dazu, und daraus erhellt die Entartung eines von

Haus aus leidlich gesunden Naturburschen, wenn er ins Treibhaus der Zivilisation versetzt wird. War denn kein Tröpflein Blut mehr vorhanden von jener Zeit? Hatte er sie denn ganz vergessen, die kleinen, lustigen Wildlinge im Waldlande, die Tag für Tag sich in die Lebensgefahr begaben, so lange, bis sie groß und stark geworden? Im reißenden Bache der Fresen waren sie barfuß hin und her gegangen, um Forellen zu fangen, und wehrsame Krebse hatten sie an die Zehen gezwickt. Auf glosenden Kohlenmeilern waren sie umhergestiegen, um die sich öffnenden Krater mit Lösche zu verschütten. Stiere hatten sie gereizt und waren ihnen dann auf den Rücken gesprungen. Auf den sich vorwärts bewegenden Baumblöcken der Brettersäge waren sie geritten, ganz nahe bis zum auf- und niederrasenden Messer hin, das sie im nächsten Augenblicke mitten entzweigeschnitten hätte. Auf dem Mühlfloß über dem kreisenden Rade hatten sie das Eis aufgehackt, in der Zeugschmiede hatten sie unter sprühenden Funken das Eisen gehämmert. Gerungen hatten sie miteinander, daß die Recklein zu Boden purzelten, die Körper an die Steine schlugen und es mehr Beine gab in der Luft, als Köpfe. Bei schwärmenden Bienen huben sie die lebendigen Trauben von den Sträuchern. Es gab Stiche und Schrammen und allerhand Wunden, aber es wurde kein Aufhebens davon gemacht. Frost und Hitze, Hunger und Durst, ohne daß viele Worte darüber verschwendet wurden. Selbst nicht, wenn einer zu Ostern beim Pöllerladen Tabak rauchte! Hatten sie ein Halsbrennen oder eine Lungenentzündung, so wußten alte Frauen dafür Schmieren, Pflaster, Pulver und Tränke, die wendete man an und wartete dann, bis die Krankheit

vorüber war. Manchmal starb einer, die jedoch davonkamen, waren nachher wie Stahl aus der Esse.

So wird ein starkes Volk erzogen. Auf dem Steinhaufen wird der Mensch kräftig, in der Watte geht er zugrunde.

Dergleichen sann ich unter der Linde, alldieweilen Erinnerung der Mut der Alten und Moralisieren die Tugend der Schwachen ist.

Von der Haldgasse her glockte und trottete die Herde. Kühe, Ochsen, Stiere und Kälber durcheinander. Die Tiere waren übermütig, gaukelten miteinander, stießen sich, sprangen eins aufs andere, stemmten sich Kopf an Kopf gegeneinander, jedes bestrebt, sein Horn dem Gegner in den Hals zu rennen. Dabei brüllten sie, schnoben und scharrten mit den Beinen, daß der Sand flog. Mitten unter diesem Gewirre und Gedränge watschelte ein kleines Barfüßlein drein, ein etwa siebenjähriges Dirndel, das mit der Birkengerte den ganzen Trubel vor sich her trieb, oft den Rindern fast unter die Beine kam und doch die Führende blieb.

So ein Ochs nimmt ein siebenjähriges Kind gerade so vollwertig wie einen dreißigjährigen Mann und läßt sich von ihm leiten, und dem Kinde fällt es nicht ein, daß es von der manchmal halbwilden Herde zermalmt werden könnte.

Allmählich machten die Leute auf der Wiese Feierabend und kamen zum Hause herüber. Da sagte die kleine, stets emsige Bäuerin zu ihrem Mann: „Bei der Bachwehr unten die Stang' kunnt'st wohl auch einmal wegtun. Der Marl hupft drauf schon wieder hin und wieder. Auf ja und na kann er ins Wasser patschen —"

„Nachher ist er naß und kriegt Schläg'," antwortete der Alte, sonst sagte er nichts. Der Maxl war nämlich schon lange nicht mehr auf dem Dach; draußen auf der über dem Bache liegenden Heustange, gerade über dem Wirbeln und Strudeln des großen Wehrtümpels schien es ihm jetzt heimlicher zu sein, als auf dem Hausfirst, wo einer gar nit sicher geht vor fremden Leuten.

„Wie viele habt Ihr?" fragte ich den Bauer, denn es wurden der Kinder immer mehr sichtbar, größere, als der Maxl war, und auch kleinere. Und alle voller Lebendigkeit und Unternehmungslust, wo sie sprangen, hüpften und kletterten.

„Stuck a zehn werden ihrer im ganzen sein," antwortete er. „Enkelkinder und eigene."

„Einer ist uns gestorben," vervollständigte die Bäuerin.

Bei näherer Nachfrage erfuhr ich, daß ein Junge von einem Holzschlitten erdrückt worden war, den er vom Berge herabzog und an der steilen Lehne schließlich nicht mehr aufhalten konnte. Einer war also doch in der Gefahr umgekommen, während die übrigen in steigender Kraft und froher Kühnheit aufstrebten. — Einer! Von zehn verweichlichten Stadtkindern stirbt wohl ein Drittel vor der Zeit.

Ich bin meines Weges weitergegangen. Und auf der Wiese beim rauschenden Bach, da sprang aus dem Wehrtümpel plötzlich der Knabe, das Wasser über und über von seinen Kleidern schlenkernd, daß es spritzte. So schoß er, dem unheimlichen Fremden in weiter Runde ausweichend, quer hin, aber nicht gegen das Haus, sondern gegen eine Bretterhütte. Dort im Heu mochte er ein behaglicheres

Trockenwerden erhoffen, als im Hause, wo ein nasser Bub Schläge kriegt. Das Hüpfen auf der Stange war freilich erlaubt, aber das Ins-Wasserfallen war verboten.

Als ich mir nachher den Tümpel besah, den tiefen, weiten Kessel, in welchen von der Wehre ein kleiner Niagarafall niederbrauste und in weißen Gischten rundum wirbelte und kochte, da ward mir die Sache deutlicher. Ein anderer wäre einstweilen drinnen geblieben. Mein Maxl aber! — Er mußte Übung haben im Hineinfallen und Heraussteigen, der junge Mann von fünf Jahren!

Ich glaube, den könnte man auf die Spitze des Stephansturms schicken, zu sehen, ob die Japaner schon kommen, oder in eine Taucherglocke tun; er fürchtet sich weder vor Adlern, noch vor Seeungeheuern — er fürchtet sich bloß vor Fremden.

Iß Milchbrei, mein Bübel!

„Ja, Micherle, ja freilich!" sagte der Großvater und schaukelte das Wickelknäblein auf seinen Armen und lugte es nicht viel weniger verliebt an, als er vor sechsunddreißig Jahren dieselbige angeblinzelt, die hernach Micherles Großmutter worden ist. „Ja, Micherle, heut' hat sie uns zwei allein gelassen, die Großmutter, die schlimme! Und die Mutter hat uns auch allein gelassen, die Mutter, die schlimme! Und der Vater auch, und all' haben sie uns allein gelassen, die Leut', die schlimmen, und sind auf die Hochzeit gefahren. Weil dein Oheim ein Weibel nimmt, mein du! Das ist einer, das! Die Sauberste packt er her, die allersauberste! Nachher brauchen sie den Alten zum Kinderlocken, just wie ihn deine Mutter dazu braucht, just so. Deine Base ist noch nicht achtzehn Jahr alt, hat auch

schon einen Bräutger. Das wird noch eine Brut werden um mich, Jesses Maria und Josef!"

Dabei schmunzelte er. Brummen muß man, wenn sie anfangen, Nester zu bauen, versteht sich, aber insgeheim schwimmt das alte Herz in einer goldenen Flut von Glückseligkeit. Einst in jungen Jahren, da er selber geliebt hat, da gab's Freuden und Kummer und Zorn und Ängsten. Jetzt ist's besser, von seinen „mordssauberen" Schwiegertöchtern nimmt er nur die Freuden, die so fein sind und mild, daß sie das Fleisch gar nicht mehr angreifen, außer wenn das kleine Micherle ihn in die Nase beißt.

Ja, das Micherle! Jetzt muß es aber Milchbrei schmausen, „sonst zankt die Mutter, wenn sie heimkommt," sagt der Alte, „die Weiberleut' zanken so viel gern! Guck einmal, Büberl, das ist ein Guterl! Methsüß! schau', ich kost' selber. Da wirst aber groß davon! Dein Oheim, weißt, hat auch so viel Milchbrei gessen, und ist so lange groß geworden, bis ihm der Schnurrbart ist herausgewachsen, nachher hat ihn der Kaiser haben müssen. Ist ein Jammern gewest bei den halbgewachsenen Dirndeln, wie er fort ist zu den Soldaten. Vaterland schützt Gott der Herr, aber die jungen Männer müssen ihm helfen dabei. Tapfer ist er gewest, heim ist er gekommen und hat gesagt: Mit Männern hätt' er sich genug gemessen, nu wollt' er's einmal mit den Weibern probieren! — Und das alles hat der Milchbrei gemacht. Desweg, Micherle, laß dir davon einschaufeln ins Magensackerl, ich rat' dir's! — Über die Männer Herr werden, mein Sohn, das ist keine Kunst, hab' ich ihm gesagt, ob du aber auch für die Weiber genug Milchbrei

haſt! — Du wirſt es auch noch brauchen, Micherle. Stehſt erſt auf den Füßen, wird die Herrlichkeit bald anfangen und dich necken. Der rauhe Fußboden wird dich ſtolpern machen. Der glatte wird dir die Beine ausſchlagen. Das Spiel wird dir die Schule verleiden und der Schullehrer wird dir das Spiel verderben. Juſt um die Zeit, wo dir dein junges Blut den größten Spaß wird machen, ruft dich vielleicht das Vaterland zum Streit aufs weite Feld! Iß Milchbrei, mein Bübel, die Deutſchen haben viele Feinde! Ich bin ein alter Mann, aber ſo viel werd' ich noch können, daß ich rate und bete; den Rat und den Segen der Alten habt ihr ſo nötig, wie wir die Kraft der Jungen. — Haſt fürs Vaterland dein Tagewerk getan, dann magſt auf dich ſelber denken, bau' dir ein Neſt; wirſt ſchon eine finden, die hineinhockt und dir taugt. Aber iß brav Milchbrei, Bübel! — Nachher kommt Arbeit, Sorge, Luſt und Wehleid, es kommt Sonnenſchein, es kommt Hagelſchlag, es kommt der Storch, es kommt der Geier, es kommt der Hochzeitbitter, es kommt der Totengräber — alles durcheinander. Iß Milchbrei, mein Kind. Es werden Tage ſein, da du zu wenig Liebe, und andere, da du zu wenig Haß haben wirſt. Es werden Dinge kommen, in denen deine Geduld nicht langmütig, und Dinge, in denen dein Zorn nicht groß, und Dinge, in denen deine Demut nicht fromm genug ſein wird. Iß Milchbrei, mein Kind. Die Lüge wird mit Gold belegt werden, die Wahrheit mit Eiſen. Iß Milchbrei, Kind, und werde ſtark! Schau', ich werde ſchon in der Erde raſten. Du wirſt dein Kreuz allein müſſen tragen. Es wird zeitweilig ſchwer ſein wie ein Berg, aber es wird wieder leicht werden und ſanft wie ein kleines Kind — wie ein liebes Enkelkindlein,

das du auf den Armen schaukelst, wie ich heute das meinige. — Wenn ich dir einen Stab könnte stecken für jene künftige Zeiten und daß dein alter Großvater dir so weit vorausgedacht hat, und daß du dich daran könntest stützen. — Schau', mein Großvater ist im Siebenjährigen Krieg geboren. Der hat gedacht: Alles, was ich an Geld und Gut meinen Nachkommen erwerbe, kann zerstört werden auf dieser tollen Welt. Ich hinterlasse ihnen einen Spruch, der kann ihnen nicht niederbrennen und nicht gestohlen werden, braucht keine Wartung und bleibt doch lebendig. Der Spruch heißt: ‚Im Worte wahr, im Werke ‚recht — sei niemands Herr und niemands Knecht'. Dieses Erbe wird stehen. — Das ist der Stab, den er mir gesteckt hat, ich stecke ihn dir wieder. Er ist deine Herrenburg und dein Adelsbrief, er ist der Markpfahl, wo der rechte Weg geht, er ist — so, da liegt der Quatsch!"

Ja, da liegt er, gutes Großväterlein kindsseits und Schwägerlein meinerseits. Dieweilen du so brav dahingaloppiert bist in deiner Weltweisheit und just den Stab hast stecken wollen mitten hinein ins zwanzigste Jahrhundert, wo die Urenkel vorbeigehen und sagen würden: Hut ab, das ist vom Ahn! Dieweilen macht auf deinem ungelenken Arm das vorwitzige Micherle einen Ruck, und das Töpflein mit dem Milchbrei liegt in Scherben.

Da haben wir's! Und so lang und breit und tief sie ist, die Weltweisheit des Großvaters — sie reicht von Geschlecht zu Geschlecht — aber für diesen unvorhergesehenen Fall ist sie zu kurz.

Nun — wenn schon — denn schon. Er tut, was sich tun läßt. Er bettet das Micherle in seinen Wickel. Ja, freilich, das lärmt und ist doch an allem selber schuld.

Ein Weltbürger wie jeder andere! — Die Scherben sachte aus dem Brei heben, den Brei mit einem Lappen vom Fußboden hübsch sorgfältig aufwischen. Bei meiner Treu! 's ist schad' um den Brei! Und das Zanken, wenn die Weiber kommen!

Die kommen denn auch. Vom Hochzeitstanz und Hochzeitswein noch frisch gerötet, kommen sie heim aus Obersam. Der ganze Aufruhr des Festes wütet noch in ihren Adern.

„Nau, was hat es gemacht, das Micherle? Ist's brav gewest?"

„Brav ist's gewest."

„Hat's geschlafen?"

„Geschlafen hat's."

„Hat's 'gessen?"

„'gessen hat's.

„Den ganzen Brei?"

„Den ganzen Brei." —

So lauteten die Antworten des Mannes mit dem Wahlspruch: „Im Worte wahr, im Werke recht — sei niemands Herr und niemands Knecht."

Ich bin fest überzeugt, daß der Schwager Christian sein Lebtag strenge danach gehandelt haben wird; allein den Weibern gegenüber — da hatte er doch wohl auch selbst zu wenig Milchbrei gegessen.

Der Erstgeborene.

Hops, mein Bübel, hops! Und lustig sein, Micherl! Schau, der Oheim und die Base sind da. Zeig' einmal, was du kannst! Händepatschen! So! Schau, der Oheim ist auch ein braves Bübel, der tut dir nichts."

So plauderte die junge Mutter mit ihrem Knäblein. Und der „Oheim“ und die „Base“, ei ja freilich, die sind am Heimweg von der Schule auf Besuch gekommen zu der verheirateten Schwester, um ihr kleines Bübel wieder einmal zu sehen. Sie wären selbst so gerne noch manchmal kleine Kinder, aber in der Schule dürfen sie's nicht sein und daheim auch nicht; hier beim Bübel ist der „Oheim“ und die „Base“ so kindisch wie der Kleine, sie spielen mit seiner Puppe, mit seinem Kreisel noch überaus handgerecht, und die Leute lachen dazu.

Heute aber wird der kleine blondlockige Oheim und die kleine schwarzäugige Base in den Hintergrund gedrängt; mit grobem Gepolter schnaufen der Wurzelstecher Fabian und seine Dudel in die Stube.

„Gelobt sei's Christi!“ sagte der alte Waldbär, „ein bissel rasten taten wir gern, kreuzsaubere Brunbäuerin, mit Verlaub. Die Täg' sind lang und der Atem wird alleweil kürzer, der Saggra! Ei ja, wenn ich zu den Gamswurzen hinauf kunnt auf die Höh', die sind gut für die Brust, nachher wollt' ich der Weltkugel schon wieder ein paar Löcher schlagen, nachher!“

„Sei still, alter Dodel, und schrei nit so ungeschickt daher!“ verweist die mit ihm eingetretene Weibsperson den polternden Alten, „siehst es denn nicht, daß sich das Bübel vor dir schreckt!“

Denn das kleine Micherl beginnt sein Mäulchen bedenklich zu krümmen, aber nicht so sehr des possierlich daherwackelnden Alten wegen, als vielmehr aus Angst vor dem Ungeheuer, das die Weibsperson auf dem Kopf hat.

„Vor deiner Kopfbutten dadert (ängstigt) er sich,“ sagt

ihr der Alte zurück, „und nicht vor mir. — Gelt!“ Dieses Wort richtet er an das Knäblein, das auf dem Mutterschoße dreinschaut, noch tapfer bestrebt, das drohende Schluchzen zu überwinden. „Gelt, wir zwei, wir werden uns bald verstehen!“

„Wie heißt es denn?“ fragt die Dudel. „Ah so, Micherl heißt es. Das ist brav, daß es Micherl heißt. Schau, dein heiliger Namenspatron, der heilige Michael, 's ist richtig wahr auch, der tut den höllischen Drachen verjeiken (verjagen).“

„Wohl, wohl, und auch die alten Weiber, wann er just bei Kurasch ist!“ setzt der Wurzelstecher Fabian bei.

„Los' nit auf den alten Ameismarder da,“ sagt die Dudel zum Kleinen. „Bist ja so viel klug und fein! Und die feisten Handeln! 's is aus der Weis! Wirst halt müssen mit mir gehen, ich hab' auch gern so ein liebes Bübel, ich!“

Jetzt aber platzt das geängstigte Micherl los, und weinend birgt es sein Haupt an den linden trauten Busen der Mutter.

„Da hast es!“ knurrt der Fabian vorwurfsvoll gegen die Dudel. „Es tut dir kein gut, so lang nit eins schreit. Du bist die helle Kinderscheuchen, du! Geh' mir weg mit deiner Pfundnasen! Die kleinen Kindlein ärgern, das kann ich was nit leiden! — Sei gut, Micherl, sollst fein bei deiner Mutter bleiben. Los' einmal!“

Er spitzt den Mund und ahmt das Zwitschern der Amsel nach. Das muntert den Kleinen auf, er stellt das Weinen ein; wohl mit einigem Mißtrauen, aber doch neugierig wendet er sein Gesichtchen dem Alten zu.

Dieser hat sich auf einen Stuhl niedergelassen, seinen

Stock unter das bärtige Kinn gestemmt, macht er allerhand komische Gebärden und drällert:

„Stieglitz, Staglitz,
's Zeiserl is krank,
Geh'n ma zum Bader,
Lass'n marn zur Ader,
Stieglitz, Staglitz,
's Zeiserl is krank."

Jetzt lächelt der kleine Schelm und der Alte sagt: „Guck! Guck! — Ein herziger Kerl bist!"

Der kleine Oheim will das Pfeifen des alten Wurzelstechers nachmachen, aber er muß lachen und dabei geht ihm der Schnabel auseinander — da ist das Pfeifen eine Kunst.

„Gelt, Bäuerin," schmeichelt der alte Wurzelstecher, „du bist so gut und laßt mich ein wenig hocken da vor deinem kleinen Himmelreich. Wenn ich halt einem Kindel kann ins Gesicht schauen, das sind meine Weihnachten und Ostern und alle heiligen Zeiten."

Wer jetzt das Lächeln der Mutter betrachten wollte! Wenn einst die Sterne vom Himmel fallen und die Sonne blind wird, und es ist so dunkel auf der Welt, daß der Mensch die Blümlein auf der Au nicht mehr sieht und das Mein und Dein nicht mehr unterscheiden kann — ein einziges solches Lächeln einer jungen Mutter, und es wird wieder licht. Ihr seht ja, wie auch hier das Mutterglück und Kindeslächeln auf allen Gesichtern widerstrahlt; die Dudel lacht, der kleine Oheim lacht, die junge Base lacht — das wird auch einmal eine, die! — Der alte Fabian schmunzelt.

„Und mein liebherzig Bürschel," sagt er zum Knäb-

lein, „wenn ich dir einen guten Rat darf geben: Laß dir Zeit mit dem Großwerden, und verlang' dir dieweilen kein Brüderl oder Schwesterl. Bleib sitzen auf dem warmen, weichen Sessel, wo du jetzt sitzest, so sie dich lassen. Glaube mir, man sitzt nirgends auf der Welt — gewißlich auch auf güldenem Königsthron nit so gut, wie auf dem Mutterschoß. Bleib sitzen, Micherl, so lang' sie dich lassen und führ' dich sauber auf. Behüt' dich Gott!"

Damit erhebt sich der Wurzelstecher mühselig und knurrt: „Alte Dudel, jetzt mach', wir rucken weiter."

Der Storch.

Dieser kleine Fockel-Bub ist noch über den Kindesmörder Herodes. Der Judenkönig hat bloß Befehl gegeben, die unschuldigen Kinder zu töten; der Fockel-Bub aber hat die Kleine eigenhändig bei den Füßen gepackt, hat ihr den Bauch aufgeschlitzt, hat sie johlend hin und her geschleudert in der Stube. Dann kam auch noch der Sultan hinzu, dieser mit den Zähnen und der Fockel-Bub mit den Händen haben gerungen um das unglückliche Wesen, daß die Sägespäne nur so herumstoben in der Kammer.

Dergestalt hat die nette Puppe der kleinen Regerl elendiglich zugrunde gehen müssen.

Und jetzt, da Regerl die Puppe nicht mehr hat, will sie ein kleines Kind haben. Aber ein solches ist nicht im Hause — und kann in nächster Zeit auch unmöglich eintreffen, meint der Knecht.

So soll der Storch eines bringen!

Aber es ist auch kein Storch da.

So soll der Krammer-Lipp einen Storch bringen!

Der Krammer-Lipp kunnt alles bringen, gewißlich auch einen Storch, aber der Krammer-Lipp ist gestorben. Also ist der armen Regerl alle Anwartschaft auf ein kleines Kind dahin. Von diesem Schmerze hört der alte Oheim, der kommt und macht ihr einen Storch. Die Gelehrten würden dem Künstler zwar vorgeworfen haben, er hätte die Naturgeschichte gefälscht, denn er gab dem Storch nur ein einziges Bein, das als Handhabe dienen sollte, und der lange Schnabel war vermittelst eines Ziehfadens auf- und zuzuklappen. Übrigens hatte sich der alte Oheim an die Darwinsche Theorie gehalten, er ließ das Tier von einem unvollkommeneren Wesen abstammen — von einem alten Nußbaum auf der Wieselweid.

All das kam aber nicht in Betracht und der nußbaumene Storch war der kleinen Regerl ganz recht. Fortwährend zog sie am Schnürchen und ließ ihn klappern; darüber kam ihr Brüderlein herbei und auch sein kleiner Freund, der Fockel-Bub. Dem war die Untat auch schon vergessen und so standen die Dreie beisammen und ergötzten sich an dem Klappern des nußbaumenen Vogels. Wohl hebt der Fockel-Bub seine Hand, er will den Vogel klappern lassen, er könne das besser! Sie hört ihn nicht und hat ganz recht. Der Bub' hätte doch wieder ein Schelmenstück im Sinn.

Seither sind viele Jahre vergangen. Die Regerl und der Fockel-Bub sind zwei jung verheiratete Leute geworden. Der hölzerne Storch ist längst vergessen, auf einmal aber ist der wirkliche da, von Fleisch und Blut — man hat ihn aber nicht gesehen — und der bringt Ersatz für die einst so grauenhaft hingemordete Puppe.

Ein kleines Plaudern.

„Geh, Lipple, nimm lieber ein Büchel in die Hand und tu' das Evangeli beten, oder den Katechismus, oder was anderes. Ist gescheiter, wie das Umstromern draußen mit den Knechten; lernst nichts Gutes dabei — bei den Knechten."

Dergestalt wird der Knabe von seinem Vorgesetzten wohl aufgefordert an Sonntag-Nachmittagen, und weil er ein braves Bübel sein will, so sucht er sich ein Büchel, setzt sich auf die Bank und hebt an, laut zu „beten". Das Hanerle hilft ihm auch dabei und da machen sie sich an die Geschichte der heiligen B—ü—ſ—Büſ, ſ—e—r—ſer, Büſſer, i—n—in, Büſſerin, M—a—g—Mag, d—a—da, Magda, l—e—le, Magdale, n—a—na, Magdalena. — Noch kümmerlich geht's, das „Beten", wir sind nämlich erst beim Buchstabieren. Was Wunder, daß es dem Knaben bei der Andacht einfällt, wie das wäre, wenn er dem Hanerle, das so nahe bei ihm steht, ein wenig auf die Zehen treten täte!

„Auweh!" schreit diese, als er's tut. „Gib her das Büchel, ich will einmal die heiligen fünf Gebote der Kirche oder die heiligen sieben Todsünden herausbeten."

Da lacht der Knabe auf: „Du Saggera, die sieben Todsünden sind ja gar nicht heilig!"

„Was d e n n?" wendet das Mädel ein. „Wenn sie im Büchel stehen, werden sie wohl heilig sein."

„Probier's!" sagt der Knabe. „Wird dich der Teufel gleich haben, der Saggera!"

„Geh' weg!" ruft das Hanerle und stößt den Knaben mit dem Ellbogen. „Die Mutter gibt mir alle Tag',

wenn ich aufsteh' und schlafen geh', einen Weihbrunn', da kriegt er mich nicht. Aber dich kriegt er, wann du alleweil Saggera sagst! Saggera sagen ist Sünd! Da kommt nachher der Schwarze mit der glühenden Zang' und reißt dir die Zung' heraus! Ja, wirst es schon sehen!"

So ernsthaft ist das vorgebracht, daß der Knabe ein wenig unsicher dreinschaut.

„Wie weißt denn du das?" fragt er hernach.

„Weil mir's die Mutter gesagt hat."

„Und wer hat's der Mutter gesagt?"

„Der hat's der Pfarrer gesagt, und dem hat's der Bischof gesagt, und dem Bischof hat's der Papst gesagt."

„Und wie weiß es denn der?"

„Du bist dumm!" versetzt das Mädel mit Entrüstung, „der wird's doch wissen — wenn er der Papst ist!"

„Aber der Pfarrer," wendet das Lipple nun, „der sagt ja selber: Saggrament, und gar in der Kirchen drinnen!"

„Ja, das ist was anderes! Der Pfarrer, der tut es beten! Aber du tust es fluchen, mein Lieber!"

Der Knabe zuckt die Achseln.

„Ja, kommst in die Höll'!" sagt das Mädel mit grauenhaft ernster Miene.

„Saggera nein, in die Höll' kommen mag ich nicht!" meint er. Darauf blättern sie und suchen ein anderes Kapitel.

Wollt ihr ihnen noch weiter zuhören, den zwei Kindern bei ihrem Gespräche in der Mußestunde? Sie erläutern die tiefsten Geheimnisse, sie verspotten unbewußt Himmel und Hölle, Gott und Menschen und das Mädchen weiß alles.

„Wissen tust du mehr und können tu' ich mehr," sagt plötzlich der Knabe, steckt seinen Daumen zwischen die gekrümmten Zeige- und Mittelfinger und streckt diese Figur dem Mädel vor.

„Das kann ich auch!" sagt das Hanerle, macht dieselbe Sache mit beiden Händen und hält sie dem Knaben unter die Nase.

So geht's in der Welt, stellt zwei Kinder zusammen und ihr habt ein lebendiges Gleichnis von der ganzen Menschheit. Eine große Wichtigtuerei und ein Ziel mit Hohn und Nichtigkeit.

Sonntagsruhe.

's ist schier so wie bei jener armen Familie.

„Mich hungert, Vater!" klagt der Knabe.

„Laß gut sein, Junge," tröstet der Vater, „gedulde dich, am nächsten Sonntag schnitz' ich dir ein Pfeifel!"

Schier so, sage ich, ist's beim Holler-Seindl, nur daß zum Glück hier der Hunger nicht dabei ist. Die ganze Woche hat er seinen drei Buben versprochen, der Seindl, er schnitze ihnen am Sonntag eine Armbrust, wenn sie brav sind — und dann will er Sonntagsruh haben, der Narr.

Schon am Freitag und am Sonnabend, als der Kleinste aufwacht, ist allemal die erste Frage: „Mutter, ist heut' Sonntag?"

Und als er am Sonntag wieder fragt, richtig, da ist Sonntag.

„Vater, die Armbrust!"

„Die Armbrust, Vater!"

„Gebt Ruh', ihr Rangen!" sagt er ärgerlich.

Ja wohl, Gott und das Gesetz geben Sonntagsruh', aber nicht die Rangen geben sie. Der Teufel kann auf die ihm verschriebene arme Seele nicht unerbittlicher bestehen, als die Kinder auf ein Versprechen. Nichts steht so felsenfest im Menschengemüte, als der Glaube des Kindes an seine Eltern. Wie ein Erdbeben zittert die erste Täuschung durch die junge Natur, ein leichter Sprung geht durch den Felsen, Zuversicht genannt, der erste Anstoß zum Zwiespalt, der später Mißtrauen, Haß und Verzweiflung birgt.

Den Kleinen ist es undenkbar, daß ein Ja nicht Ja bedeuten sollte.

Der Holler-Seindl denkt nicht darüber nach, ob es recht oder gefehlt sei, wenn er seinen Knaben das gegebene Wort nicht hält, er denkt sich nur: Die kleinen Saggra geben mir den ganzen Tag keinen Fried', wenn ich ihnen's nicht tu' — und schnitzt die Armbrust.

„Aber früher rosenkranzbeten, Buben!" befiehlt er strenge. „Wer in keine Kirchen kommt! Es ist Sonntag."

Ach Gott, nicht einen schimmeligen Pfennig ist er wert, der Rosenkranz, der jetzt gebetet wird; unser Herrgott nimmt ihn rein wegen ein andersmal um einen Groschen. Der ganze „Glauben-Gott-Vater" ist inwendig voller Armbrüste, jedes Vaterunser und Ave-Maria voller Armbrüste. Was wird für ein Holz gut sein dazu? sinnt der Vater, wird's ein eschenes tun? Der Bogen wird vom Wacholdernen sollen sein, woher nehme ich ein Wacholdernes? Eine starke Hanfschnur ist leicht geschafft, aber das Wacholderne! Nachher erst die Pfeile... Die Knaben denken schon an allerlei Gevögel, das sie aus der Luft schießen wollen; und wenn man die Katz' trifft,

meint der größere Junge bei sich, so macht's auch nichts. Keiner hat in diesem seligen Ausmalen der nahen Zukunft eine Ahnung davon, welch tückische Mächte dahinterstecken. Keiner weiß, daß, wenn die Armbrust fertig sein wird, jeder der Drei damit fortwährend schießen wird wollen, daß ein Balgen entstehen und dieser wonnige Sonntag mit geschwollenen Nasen enden wird.

Unter goldenen Träumen ist der Rosenkranz endlich aus. Kaum das Amen — „Also Vater, die Armbrust!"

Beim Beten ist dem Seindl eingefallen, daß an Sonn- und Feiertagen das „Schnegern" (Schnitzen) besonders streng verboten ist. Alle Arbeit, wozu man Werkzeug braucht, ist scharf untersagt, und schon gar Schneidewerkzeuge. Aber um die Revolution zu vermeiden, muß heute des Herrn Gebot übertreten werden. Er hebt also an, das Zeug zusammenzutragen, setzt sich auf die schöne Truhe und beginnt das Werk.

Trotzdem der Bogen noch lange nicht gespannt, ist die Spannung eine gewaltige bei den jungen Zuschauern.

Und wenn die Armbrust nun fertig ist, welchem der jungen Menschen soll man sie zuerst in die Hand geben? Der eine wird damit schießen nach unschuldigen Tieren, der andere nach seinen persönlichen Widersachern, der Dritte nach den Feinden des Rechtes.

Holler-Seindl, auf ein Wort: Dem Dritten gib die Armbrust und deine Sonntagsentheiligung soll gesegnet sein!

Das arme Spatzerl.

Und jetzt will ich wieder einmal selbst der kleine Bub sein.

Sie waren alle fort in die Kirche und hatten die Großmutter mitgetragen. Meine Geschwister und ich, wir waren allein daheim im dunklen Waldhause. Nachdem wir uns eine Stunde lang vergeblich gefürchtet hatten, war draußen im Vorhause plötzlich ein Gepolter.

„Jas Maria, ein Dieb!“ stöhnte die kleine Plonele. Wir hörten ein Winseln und Kreischen. Sprang der Nickerl auf, der kleinste von uns, erfaßte das Brotmesser und wollte ins Vorhaus.

Die Schwester hielt ihn zurück. „Laß mich,“ sagte ruhig der Nickerl, „wenn's ein Geist ist, so macht ihm das Messer eh nix, und wenn's ein Räuber ist, so stech' ich ihn bloß tot.“

Draußen ging's grauenhaft zu, Spatzen schossen umher im dunklen Raum und auf der Erde lag ein zerrissenes Vogelnest. Die Katze war eben daran, ein Junges zu verspeisen, der Nickerl störte die Mahlzeit.

Wir nahmen uns des hilflosen Waisen an; es gibt nichts Armseligeres auf der Welt, als ein Vögerl ohne Federn. Die Plonele wollte Sterz stopfen in den kleinen, weit aufgespreizten Schnabel, ich war schon mit dem Vogelbauer da, der Nickerl aber sagte traurig: „Es bleibt nit lebig.“

Was krank ist, das legt man ins Bett; die Plonele kam mit einem roten Kissen, drückte mit der Faust ein Grüblein und legte das sieche Vögelchen hinein. Die Alten flatterten angstvoll draußen und getrauten sich nicht herein zum offenen Fenster, um das sterbende Kindlein zu hegen. Der Nickerl ging im Hause mit dem Messer umher wie ein Gericht Gottes. Er suchte die Katz'.

Um Mittagszeit war's, als die Plonele mit dem

Finger aufs Vöglein tippte, zwei- und dreimal tippte. — „Tot.“

„Peterl, jetzt kannst das Vogelhaus bringen.“ Sie legte das Leichlein hinein und deckte es mit einer Flocke weißer Wolle zu. Dann stellte sie daneben das Öllämplein hin, das noch von Großmutters Bahre vorhanden war, und zündete es an. Als das nachher der Nickerl sah, sagte er: „Plonele, du bist dumm, Spatzen haben ja keine Seele.“

Da wurde uns weh' zum Weinen. Unschuldigerweise von der Katz' umgebracht werden und doch nicht in den Himmel kommen können!

Am Abend, als es dunkel wurde, trugen wir das starre Tierlein hinaus an den Rain, wo die Hagebutten stehen. Dort scharrte der Nickerl mit seinem Messer eine Grube; alsdann haben wir's hineingelegt, das weiße Wollflöckchen darüber und Erde darauf.

Kaum waren wir davon, so flogen zwei Spatzen am Raine hin und her. „Das sind der Vater und die Mutter.“

„Die werden ihr liebes Vogerl nimmermehr sehen. Auch im Himmel nit.“

„Wenn's nur eine Höll' tät geben — für die Katz',“ sagte der Nickerl, der von seinem neuerlichen Rachezug unverrichteter Sache zurückgekommen war.

Vesperbrot.

Da sind ihrer vier Kleine beisammen. Und wißt ihr, wer unter ihnen einstweilen das Größte vollbringt? Das Kleinste.

Das kleinste Büblein, das im Hemdchen dasteht, den Apfel in der Hand hat und nicht hineinbeißen darf. Das

Schälen ist leicht, wenn sie wissen, am Abend zum Vesperbrot kommen die geschmälzten Apfelspalten auf den Tisch; aber das Jetzt-nicht-hineinbeißen-dürfen ist hart, wenn man vor dem Vesperbrod schlafen gehen muß.

Die älteste Schwester, das ist so eine! Die spielt sich auf die Mutter hinaus und warnt und brummt und droht und zankt in einem fort. — „Laß ihn stehen, den Apfel! Mußt denn allweg naschen? Daß du nachher wieder Bauchweh kriegst! Hast just ehvor deine Milch gehabt und schon wieder raunzen! Den ganzen Tag raunzen! Auf die Finger klopf' ich dir, auf die ungewaschenen, wenn du den Apfel nicht wegtust!"

So treibt sie's, die älteste Schwester, denn sie weiß recht wohl, das gibt ihr Ansehen; die erwachsenen Leute zanken, und sie möchte auch schon gern erwachsen sein. Aber dem Knäblein will sich der Mund krümmen vor Schmerz und Bitternis, daß es so machtlos und rechtlos dasteht, aus dem einzigen Grunde, weil es das Kleinste ist.

Der größere Bruder — der mit den schönen Federn auf dem Hut — sucht es zu trösten, denn er selber hat sich bereits satt gegessen, er und der dritte, so jetzt miteinander die Genügsamen spielen.

„Geh'," sagt er munter, „schmeiß' ihn zurück in den Korb. Ist eh wie ein Holzapfel so sauer. Ein Wurm ist auch drinnen, der täte dir im Leib ein Loch beißen, nachher täte das Blut herausrinnen!"

Der Kleine schleudert den Apfel in den Korb. „Das Blut herausrinnen," davor hat er am meisten Angst. Die Begierde wäre somit bezähmt, und zum Lohn dafür wird er doch noch ein paar geschmälzte Spalten kriegen vor dem Schlafengehen.

Bei dieser ganzen Sache wäre nur das eine zu wünschen, nämlich, daß auch der Vater Adam eine ältere Schwester gehabt hätte, die ihn vom Apfelbiß abgehalten. Und wäre weiters noch zu wünschen, daß die kluge ältere Schwester unseres Knaben — die allem Anscheine nach eine sehr hübsche Jungfrau werden wird — auch anderen Knaben, etwan größeren als diesem, mit Nachdruck und Glück einschärfen möge, nicht allzu genäschig zu sein; denn, wie das Brüderlein sagt, in manchem Apfel steckt ein Wurm, der unser Inneres leicht arg könnte zernagen.

Alles, was Kinder tun, ist wichtig, selbst das Apfelschälen, denn alles deutet auf künftiges Leben und wird zum Symbol. Es ist daher kein Wunder, daß große Künstler sich so gern mit Gegenständen aus dem Leben der Kinder befassen. Kunst und Poesie wiegen sich am liebsten in Gleichnissen, und das Kind ist ein Gleichnis. Im Kinde stellt sich uns idyllisch vor das Schaffen, Kämpfen und Streiten, das Leiden, Glückseligsein, das Erwarten und Getäuschtwerden der Menschheit. Daß wir über die Ereignisse und Konflikte der Kindswelt lachen können, ist ein Beweis, daß auch wir Erwachsene Kinder sind, aber nur in anderer Art. Wir können lachen, wenn das Kind eines zerbrochenen Spielzeuges wegen bittere Tränen vergießt, das ist Überlegenheit. Das Kind kann jubeln, wenn es die Flammen sieht auflodern über das Dach unseres Hauses. Das ist auch Überlegenheit.

Schälet immerhin Äpfel, ihr lieben Kleinen; ihr werdet noch manches entschälen, dessen Kern nicht so süß sein wird als hier der Apfel oder die Birne. Aber gebet doch auch eurem kleinsten Bruder etwas davon, der trotz allem noch einmal in den Korb gelangt hat, um den

Apfel. Ei bigott, jetzt hat er gar nicht mehr gewartet auf das Erlauben oder Verbieten, hat keck hineingebissen und ein sehr saures Gesicht geschnitten — seht ihr, jetzt ist er zufrieden.

Tiroler Knabe.

Was du so ernsthaft und treuherzig in die Welt hineinlugst — in diese schöne, in diese gefährliche Welt! Ein gewagtes Spiel beginnst du auf der Erde, aber jetzt weißt du noch nichts davon, und sollst auch nichts wissen. Wie heißest du denn, Kleiner?

„Hans."

„Ein schöner Name. Was willst du denn werden, Hans, wenn du einmal groß bist?"

„Fuhrmann."

Fuhrmann willst du werden. Ist kein übles Fürnehmen. Als Fuhrmann bringt man's am ehesten vorwärts.

„Ich will auch die Klara-Muhme aufsitzen lassen!"

Das wird ihr wohl tun, mein Junge. Wenn sie bishin nicht schon aufgesessen sein wird. Sie ist lange genug zu Fuß gegangen, freilich nur vom Hof auf das Feld und wieder zurück, aber wenn man ihre Schritte und Tritte zusammentäte, sie könnte damit dreimal um die Weltkugel gegangen sein. — Da hast einen Apfel, Hans, beiß an.

Während wir da mit dem herzigen Knaben gesprochen haben, sprechen andere über ihn. Sein Vater, der Archseiter, und der Herr Pfarrer.

„Ja ja, lieber Archseiter," meint der Herr Pfarrer, „auch der Schulmeister lobt ihn. Na na, das merkt

man schon in der ersten Klasse, ob einer ein helles Köpfel hat. Der Hans muß auf geistlich studieren."

Ein helles Köpfel haben und auf geistlich studieren, das sagt ein Tiroler Pfarrer nur so in einem Atem.

„Wenn's der hochwürdige Herr im Ernst meint," antwortet jetzt der Bauer, „daß mein Hans in die Studie soll gehen. Kosten tut's freilich viel."

„Ein Geistlicher ist sein Geld wert," sagt der Pfarrer.

„Dasselb' ist wahr," gibt der Bauer zu, „ein Geistlicher ist sein Geld wert."

Das junge Dienstdirndl, die kleine Enkelin der Klara-Muhme, hört's, was da gesprochen wird. „Juch, juch!" ruft sie, „der Hans wird ein Geistlicher, da kann ich nachher zu ihm beichten gehen!"

„Fürwitziges Ding!" verweist dem Mädchen die alte Klara. „Zu ihm beichten gehen! Du weißt noch nichts. Gar nichts weißt, lautmauliger Gründnigl! Hineinhetzen in die Kutten! Und kein Mensch fragt danach, wie's ihm drinnen geht. Troll dich weg, Ziefer!"

Einen schier derben Stoß gibt sie der Kleinen. Aber das harte Wort und der Stoß ist nicht dem Mädchen vermeint, sondern wem anderen. Und wie der Pfarrer davon ist, geht sie zum Archseiter, ihrem Bruder, und sagt: „Jetzt habt's halt wieder einmal brav Gott gelästert, allzwei! — Geh' her da, Bruder, schau an dein Bübel. Tut dir nicht das Herz weh, wenn du denkst, der kriegt den schwarzen Totenmantel über sein warmes Fleisch und Blut, bis er vierundzwanzig Jahr alt ist! Den Totenmantel sage ich. Ist's anders?"

„Ich versteh's nit, Schwester, was du sagst."

„Kannst es auch nit verstehen. Du hast dir von

deiner Jugend bis heut' nichts abgehen lassen und bist deswegen auch niemalen auf den Gedanken gekommen, wie es wär', wenn's anders wär'?"

„Hast was gegen den geistlichen Stand?"

„Nichts habe ich dagegen. Ist ein hoher Stand, aber vor dem fünfzigsten Jahre soll keiner eintreten in die heilige Weih', das ist meine Meinung."

„Du bist halt so viel g'scheit, du," sagt der Bauer spottend, „ist schad, daß du nit Bischof worden bist, oder gar Papst."

„Das ist auch schad!" ruft die Alte. „Ein Gebot wollt' ich ändern. Eins wollt' ich ändern!"

„Da möchte dich die Priesterschaft gleich davonjagen."

„Glaubst?" sagt die alte Klara-Muhme, „glaubst?" sagt sie und lächelt mitleidig. Weiter sagt sie nichts mehr.

Der Archseiter kommt aber jetzt ins Nachdenken.

Das Knäblein läuft einem jungen Vogel nach, der aus dem Neste verschreckt worden ist und noch nicht recht fliegen kann. Das Tierlein flattert in den blühenden Hagebuttenstrauch, das hat ihm sein Schutzengel eingegeben, wenn Vögel einen haben; der Strauch hat Dornen, da kann der kleine — für den Vogel eigentlich ungeheuer große — Verfolger nicht nach. Und der Hans sagt jetzt: „Ich habe dir ja nichts tun wollen, Vögelein, ich habe dich nur liebhaben wollen."

Den Bauer ergötzt das Spiel. Dabei denkt er: Werden es halt noch sehen, was wird. Ob der Herr Pfarrer recht hat, oder die alte Klara. Kopulieren und Kinder taufen — eine schöne Sach'. Und — eine schlimme Sach', wenn man's nimmt. Nu, wir wollen ja sehen.

Und wir — wir für uns sollen gar nicht fragen,

wenn wir ein liebes Kind betrachten: was wird aus ihm werden? Das bekümmert. Ein Kind muß man halten wie eine Blume — nicht an gestern denken, nicht an morgen. Ach wäre es schon groß! sagen die Eltern heute. Ach wäre es noch klein! seufzen sie nach zehn und zwanzig Jahren. Kleine Kinder, kleines Kreuz, große Kinder, großes Kreuz. — Kleine Kinder steigen einem auf die Zehen, große aufs Herz. — Ein heiteres Kind, eine zitternde Freude! — Und wie die Sprüche alle gehen. Ich weiß einen, der gefällt mir am besten: Sei Kind mit dem Kinde! Hebe es nicht an dein Haupt, es hat dort nichts zu tun, als — dich bei der Nase zu nehmen! Knie zu ihm nieder, daß es sein Stirnlein an dein Herz kann legen. Vor Gott muß man niederknien, weil er so groß ist; vor dem Kinde, weil es so klein ist. Die Liebe zu Gott macht heilig, die Liebe zum Weibe macht glücklich, die Liebe zum Kinde macht selig. Ich habe einen Mann gekannt, den hatte sein Weib verlassen und er hatte Gott verlassen. Jeder seiner Blicke war ein Spieß, den er den Mitmenschen zuschleuderte, jedes seiner Worte war ein Stein, den er anderen ans Herz warf, und vor dem Kinde habe ich ihn weinen gesehen. Ein anderer Mann war, der hatte in seinem zwanzigsten Jahre das erste Kind, er arbeitete für dasselbe und darbte für dasselbe. In seinem sechzigsten Jahre hatte er das zwanzigste Kind; er hatte für jedes gearbeitet und für jedes gedarbt. Und er war frisch und munter und sah noch jugendlich aus. Die Mühsal konnte ihn nicht so tief beugen, als ihn die Freude an den Kindern gehoben hatte.

Und da soll man in unserem kleinen Hans schon einen geweihten Herrn sehen? Einen Herrn, der die

besten Freuden dieser Welt nicht soll haben dürfen? Geht mir weg, ich halte es mit der Klara-Muhme und — mit dem Hans. Ein Fuhrmann, das ist gescheiter, daß wir voran kommen. Wir fahren ja auch mit. Aber nicht zu viele Dirnlein aufsitzen lassen! —

Vom Hückerle, das nicht geboren werden wollte.

Am Eingange des Himmels, abseits an der Portierloge des heiligen Petrus, befindet sich jener Ort, an dem keine Freud' und kein Leid ist. An diesem Orte wohnen alle ungeborenen Kinder und solche, die vor Geburt, und auch jene, die ohne Taufe oder dergleichen gestorben sind und also nach dem Glauben in die Gemeinschaft der Seligen nicht einverleibt werden können.

Es ist ein sehr bevölkerter Ort, besonders die ungeborenen Kinder sind ohne Zahl; doch geht es recht still her in dem dunklen Quartier, denn wie gesagt, es gibt dort keine Freud' und kein Leid.

Keines verlangt das Erdenleben, aber wenn sie gerufen werden, so gehen die meisten gern darauf ein, denn die Welt soll ein guter Spaß sein, wer ihn versteht.

So wurde eines Tages von einer jungen Ehefrau, die kurz zuvor erst von einem geliebten Manne erwählt worden war, klein Hückerle gerufen.

Hückerle war ein sehr herziges, aber auch ein sehr kluges Ding, es sandte daher einen Engel auf die Erde, um sich nach den Verhältnissen der Familie zu erkundigen, deren Mitglied zu werden es die Ehre haben sollte.

Der Engel brachte die Nachricht, daß die materiellen Verhältnisse des Hauses durchaus geordnet wären.

„Danach habe ich nicht gefragt," unterbrach klein Hückerle, „das ist für ein neugeborenes Kind ziemlich Nebensache. In mancher Beziehung wären einfache Verhältnisse vorzuziehen. Kinder reicher Leute müssen schon besonders viel Glück haben, um etwas Rechtes zu werden. Und um dem Herrgott die Tage wegzustehlen und den Leuten das Brot, dazu mag ich nicht auf die Welt kommen."

„Das ist Geschmackssache," meinte ein anderes, „wie man hört, soll der menschliche Leib gar kein übles Instrument sein. Ich wollte es nicht verachten, einmal etliche Jahrzehnte lang darauf zu spielen."

„Es ist ein gefährlich Spiel," sagte das kluge Hückerle, „vor allem: wer ein Paar ungute Eltern erwischt, der sitzt schon in der Patsche. — Sage mir einmal, lieber Engel, im bewußten Hause, wie steht's mit der Mutter?"

„Die Dame, die deine Mutter werden will," berichtete der Engel, „ist eine sehr schöne Frau."

„Das ist Sache des Vaters," sprach das Hückerle, „häßlich finden wird kein Kind seine Mutter."

„Sie wird dich unendlich lieben."

„Selbstverständlich, das ist ihre Bestimmung."

„Sie ist leidenschaftlich in ihrer Liebe, sie wird dir nichts versagen. Du wirst ihr liebes Spielzeug sein."

„Sie würde das meine sein," sagte das Hückerle; „ja, nach deinen Berichten bin ich wahrlich gewillt, die Einladung abzulehnen."

Da kam noch an demselben Abende ein Vöglein geflogen, das brachte eine Depesche von der Frau aus dem Erdenhaus: „Klein Kindlein, eile, ich erwarte dich mit Sehnsucht!"

Und der Engel kam wieder zu Hückerle und erzählte, wie die Mutter das Bettlein schon bereitet habe, Hemdchen und Häubchen, niedliches Spielzeug und allerlei, und daß sie in ihrem Gemache sitze und aus langer Weile weine, weil der Vater seinen Geschäften nachgehe.

„Und was sagt der Vater?" fragte Hückerle, „lädt auch er mich ein?"

„Der Vater," meinte hierauf der Engel etwas unsicher, „höchst wahrscheinlich auch wird er dich einladen, obwohl er nicht davon spricht. Er hat die Kinder sehr gern, das beweist er an seinen drei Kleinen."

„Du redest, als hätte er schon welche."

„Allerdings, zwei Mädchen und einen Knaben aus der ersten Ehe. Liebe, wohlgeartete Kinder, die ein junges Brüderchen glückselig machen würde."

„Nun weiß ich genug," sagte das Hückerle. „Kinder aus einer ersten Ehe sind da. In diese Familie setze ich mich nicht hinein."

„Mein Gott, Hückerle, wenn alle so dächten wie du, was würde aus den zweiten Ehen werden?"

„Auf die Welt zu kommen, das will ich mir nicht verschwören," sagte das Kleine, „aber nur als Erstgeborener eines jungen Paares, das ist meine oberste Bedingung. Ich will die Sorgfalt und Liebe von Vater und Mutter gleichmäßig auf mich vereinigt sehen; ich will, daß sie noch keinen Grund zum Kummer und keinen zum Streit haben. Sind der Kinder einmal mehr und es kommt unsereins noch angefahren, dann weiß man's ohnehin, welcher Art die Freude ist, mit der man empfangen wird. Das sind saure Sachen! Und nun erst gar ein Nachläufer aus zweiter Ehe! — Nein, nein!"

Der Engel war aber von der Frau auf Erden durch gute Worte bestochen, durch Gebete, in denen sie ihn allabendlich anrief! Er gab daher sein Vermittleramt so leicht nicht auf.

„Es ist im ganzen recht vernünftig, was du sprichst, mein liebes Hückerle," sagte er, „doch mußt du den besonderen Fall betrachten. Wenn ich in ähnlichem Falle die Wahl habe, ein Kind erster oder zweiter Ehe zu sein, ich entscheide mich unbedenklich für das letztere."

„Das ist selbstverständlich. Aber nur, wenn man's flach nimmt. Das Stiefkind mag zu wenig Brot haben, aber das Leibeskind dürfte sich mit Kuchen den Magen verderben. Da ziehe ich das erstere vor. Das Stiefkind wird körperlich und seelisch abgehärtet, das Leibeskind körperlich zu einem Schwächling verweichlicht, geistig zu einem Unding verzogen werden. Mütter gibt es, mein lieber Engel, die aus Bitterkeit gegen die Stiefkinder die größten Feinde ihrer eigenen werden. Keine Lieblosigkeit rächt sich so sehr an eigenem Fleisch und Blut, als die den unschuldigen Waisen zugefügte. — Das ist die Stiefmutter. Nun aber der leibliche Vater! Vor kurzem erst kam ein ungetauftes Wesen hier an, das davon zu erzählen wußte. Ich mag's nicht wiederholen, sondern sage nur so viel: es hat sich dort eilends wieder aus dem Staub gemacht. Das beste Stück eines Menschenherzens hängt an seinem Erstgeborenen, so ist's Naturgesetz, da kann niemand dafür. Die Vorzüge des Erstlings — Fehler hat er selbstverständlich nicht — haben einen so tiefen Eindruck auf den Vater gemacht, das Glück über dieselben war so groß, daß der Nachkömmling einen schweren Stand hat, sich noch leidlich bei ihm zurecht zu setzen. Man kennt diese Väter! Die

Konflikte, die solcherweise mit der zweiten Frau entstehen, steigern noch sein warmes Gefühl für die mutterlosen Kleinen seiner ersten Erwählten; je sorgfältiger er das zu verdecken sucht, um so tiefer wird es. Dem Instinkt der Frau bleibt derlei nicht verborgen; eine Art von Eifersucht gegen ihre tote Mitbesitzerin des Gatten läßt sie deren Kindern entgelten. Der Vater sucht ihre Lieblosigkeit an ihnen durch Milde zu ersetzen, jetzt ist sie zu strenge, er zu nachsichtig gegen die Kinder erster Ehe; gegenüber denen der zweiten scheint es umgekehrt zu sein. Alles das geht ganz naturgemäß vor sich, ohne daß man einem Teile Schuld geben kann, an dem was hier gelitten und verdorben wird. Aber wenn's verdorben ist, dann klagen sie sich einander an und vergällen sich das Leben. Ich lasse mich empfehlen, aber in eine solche Familie setze ich mich nicht."

Der Engel stand da und wußte nichts zu sagen. Endlich rief er gegen ein Knäblein hin, das just einen scharfen Pfeil in den Bogen legte: „Amor, hast du gehört, was das Hückerle sagt? Es ist gewissenlos von dir, nach dem Herzen eines Witwers zu zielen. Was für Leid und Elend daraus entstehen kann! Schieße deine überschüssigen Pfeile auf die Ehemänner los, die noch ihre ersten Frauen haben, damit tust du was Gutes."

„Ich schieße nach wem ich will!" sagte der Knabe trotzig und schoß seinen Pfeil erdenwärts.

In demselben Augenblick war die Botschaft da: „Hückerle, der Vater ruft dich!"

Das Hückerle zitterte an allen Gliedern, denn wenn der Vater ruft, da gibt es kein Weigern mehr. „So muß es doch sein, daß ich ins irdische Jammertal steige. Lebt

wohl, ihr Genossen — vielleicht für immer. Nun gehe ich leiden."

„Fast fürchte ich es," sagte der Engel, der das Hückerle nun leitete, „denn du bist viel zu vernünftig. Wer so viel denkt und klügelt und alles abmißt, der hat auf Erden kein gutes Sein. Der ist voller Unfried und Zwiespalt und Gram. Und doch bauen die Menschen ihre Straßen so, daß jeder, der sie wandelt, zum Denken und Messen und Wägen kommen soll. Aber sei getrost, diese Straßen führen schöneren Höhen zu, als die ist, von der du jetzt scheidest. Daß du aber, mein liebes Kind, nicht allsogleich aus diesem Frieden auf die heiße Bahn gestoßen werdest, daß du auch kennen lernest, was Lust und Freude ist, daß du einen süßen Lebensmorgen und eine goldene Jugend habest mit holder Einfalt, mit himmlischen Träumen und irdischer Liebe, so lege ich jetzt meine Hand segnend auf dein Haupt."

Der Engel tat's, und als er die Stirne des kleinen Wesens berührte, sank hinter derselben der Geist in den Schlummer hin. Nur das Herzlein schlug, anstatt der Tätigkeit des Geistes begann ein zartes Keimen der Sinne — und so ist klein Hückerle auf dieser Welt angekommen.

Die Mutter lehnte an seinem Bettlein und kosete es ohne Ende, und konnte ihr Auge nicht wenden von diesem zarten, süßen Angesichte, und kosete es immer und weinte vor Glückseligkeit. Dann rief sie die Kinder ihres Mannes; die schlichen auf Zehenspitzen herbei und in ihren hellen Augen leuchtete die Freude über das Brüderlein. Die Mutter küßte jedes auf die Stirne und tat in ihrem Herzen ein Gebet:

„Ihr Engel Gottes! Nun ist die Liebe gekommen. Ich kann sie kaum ertragen, so groß ist sie! Alles Herbe und

Bittere, in diesem Feuer ist's gelöst. Jetzt bin ich Mutter! So bin ich's auch euch, ihr guten mutterlosen Kleinen. Dankt es eurem Bruder; nicht der Vater hat euch die Mutter gebracht, aber der kleine Bruder gibt und teilt sie mit euch. Was ich euch Gutes kann tun, an meinem Kinde möge Gott mir's vergelten! Mit der Liebe und Treue, die ich euch zuwende, will ich erkaufen für dieses Kind das Gedeihen und das Glück, will ich dem Schöpfer danken, daß er mir's gegeben. In meinem Kinde will ich mich, in euch meinen Mann lieben; in meinem Kinde will ich glücklich sein, und edel in euch. O liebes Kind, du hast mir ein großes Leben vom Himmel gebracht."

Hinter ihr stand der Gatte. Dem war zweimal als Mann das Auge naß: damals, als seine Kinder die Mutter verloren, und jetzt, da sie sie fanden.

Nach längerer Zeit, als der Engel dieser Familie wieder einmal im Vorhofe des Himmels erschien, fragte man ihn, wie es dem kleinen Hückerle ergehe, das so ungern zur Erde hinabgestiegen war.

„O das Hückerle," sprach der Engel, „das hat's wohl gut getroffen. Wie ist glücklicherweise so gar nichts wahr geworden von dem, was es einst so vernünftig auseinandergesetzt. Es hat erstens seine Mutter glücklich gemacht, zweitens weil glückliche Menschen auch gute Menschen sind, seinen älteren Geschwistern eine Mutter gegeben. Und so ist es das Herzhöckchen des Vaters geworden, und so hat es die Familie ineinander verbunden. — Wohl ist das Wort Stiefmutter ein schlimmes Glöcklein, das vieles Unheil aufwecken kann; darum soll man daran nicht ziehen. In der Familie des Hückerle ist eitel Liebe. Es kehren Drangsale ein und Leiden, wie überall,

Versuchungen und böse Stimmungen auch, wie überall; sie lassen die schlimmen Stunden ziehen und schweigen in Geduld. An dem Tage von Hückerlein's Geburt hat mir der Ewige einen Auftrag gegeben: Hüte es, solange sie den Waisen gut ist. — Ich hüte es bis auf den heutigen Tag, kein Unrecht hat mich verscheucht aus dem Hause. — Wenn ihr wüßtet, wie das Hückerle mit seinen irdischen Augen schauen kann! Es hat ein Herzlein voll von Munterkeit und Freuden. Sein Geist, den ich in den Schlaf gelullt, ist wieder im Erwachen, aber von dieser licht- und liebevollen Kindheit wird er rosig sein und rosig bleiben. Die junge Seele hat einen schönen Schwung, vom Vater das Rechtsgefühl, von der Mutter die Milde, von den Geschwistern den Frohsinn; sie wird nicht kleben bleiben an der erdigen Masse. Das Höchste, was die Welten kennen und die Himmel lohnen, wird aus ihm: ein ganzer Mensch. Auch sein Weg wird ernst werden und heiß, aber er wird an diesen dunklen Hallen vorüber zur Vollendung führen. Das ist die Kunde vom Hückerle, welches nicht geboren werden wollte."

Halb dämmernd, träumend und keimend hatten sie zugehört, die Ungeborenen in der schattigen Halle; nur Amor hatte seine Sinne schärfer gespannt und seinen Bogen, und wiederum schoß er erdenwärts einen zündenden Pfeil.

Die Ferienreise.

(Ein Gesicht.)

Dort sehe ich ein kleines, rühriges Männlein. Das hat ein bartloses Gesicht, runde blaue Augen und dünnes weißes Haar. Gar lieb anzuschauen für uns Kinder. — Er kam von Zeit zu Zeit zu uns, ohne daß es mir einmal einfiel, zu fragen, woher er komme, was er eigentlich sei und wolle. Er tat, als sei er bei uns daheim, blieb aber selten länger als eine Stunde, dann nahm er wieder seinen breiten Filzhut, seinen Stecken und ging mit hastigen Schrittlein davon. Solange er aber dablieb, saßen wir ihm auf den Knien, mein Bruder auf dem linken, ich auf dem rechten. Er erzählte uns lustige oder grauenhafte Geschichten, machte mit dem gemütlichen Rundgesicht allerhand Grimassen, so daß wir uns vor lauter Lachen krümmten, dann hopste er mit den Knien, anfangs ganz sanft: „So reiten die Damen!" dann lebhafter: „So reiten die Herren!" und endlich so heftig, daß wir emporschnellten: „So reiten die Bauern! So reiten die Bauern!"

Wenn hernach die Mutter den Kaffee brachte, brach er die Semmel mitten entzwei, gab die eine Hälfte meinem Bruder, die andere mir. Den Kaffee schlürfte er in kleinen Zügen und dann zog er aus der Hosentasche sein gesticktes grünes Geldbeutlein hervor. Meinem Bruder einen Silberzwanziger und mir einen Silberzwanziger! Wir hatten jeder eine eiserne Sparbüchse. In ersterer Zeit, so dünkt mich, hat es uns Spaß gemacht, die Münzen in die Spalte zu stecken, wir durften dann auch ein wenig

damit reizeln. Später hätten wir uns um das Geld lieber Kirschen gekauft oder eine Mundharmonika oder ein Holzpferdlein. Aber unweigerlich mußten wir die Zwanziger in die eisernen Sparkassen stecken, zu denen wir die Schlüssel nicht hatten. Endlich hielten wir das Ganze, das Beschenktwerden und das Handküssen und das In-die-Spalte-Schieben und das Reizeln für ein bedeutungsloses Herkommen.

Ungefähr um dieselbe Zeit, als die Schuljahre anfingen, hat uns eines Tages das weißköpfige Männlein gesagt, was die Zwanzigerspenden für eine Bedeutung hätten. „Ja freilich, Buben, jetzt hebt's an. Und nachher, wenn ihr vierzehn oder fünfzehn Jahre alt seid (mein Bruder war um ein Jahr jünger als ich), werdet ihr in den Vakanzen eine Reise machen, ihr zwei miteinander. Und in euren Sparkassen, da ist das Reisegeld."

Auch von jetzt ab kam das Männlein — es war ja unser Großvater — zeitweilig ins Haus. Manchmal erwarteten wir ihn mit besonderem Verlangen, denn wenn es Schulmißgeschick gab oder andere Unannehmlichkeiten, war der Großvater die oberste Instanz, die allemal alles aufs beste schlichtete. Im übrigen war er stets ein brauchbarer Spielgenosse, der sowohl als blinde Kuh denn auch als Reitpferd diente, und schließlich gab's allemal die zwei Zwanziger. Die Sparkassen waren schon so voll geworden, daß sie nicht mehr reizelten, und einmal wog sie der Großvater in der Hand und schmunzelte. Das nächstemal waren sie plötzlich leicht und reizelten stark. Die alte Besatzung war in die Postsparkasse gewandert, wo sie — wie Großvater sagte — Junge bekämen, damit ihrer für die große Ferienreise recht viele wären.

Fritzl und ich hatten auch schon ausgemacht, wohin wir reisen wollten. Ins Indianerland nämlich, zu den braven Rothäutern und ihnen kämpfen helfen gegen die falschen Blaßgesichter! Aber schon ein paar Jahre später wurde dieser Feldzugsplan zerstört. Wegen Lebens und Sterbens hatte der Großvater eine Schrift hinterlegt, die unsere Reise genau bestimmte und anordnete.

„Meine lieben Enkel Walthari und Hellfriedi sollen in ihrem fünfzehnten und vierzehnten Lebensjahr zusammen eine Fußreise machen, und zwar in folgender Ordnung: Am 1. August 19** (einem Donnerstag) von zu Hause ab über Mürzsteg und den Freinsattel bis Mariazell. Dort einkehren im Gasthaus, das neben der Kirche steht. Am 2. August morgens auf das Bürgeralpel, oben in der Schenke das Frühstück. Nachmittags zum Erlassee, dort eine Kahnfahrt, aber mit einem verläßlichen Ruderer. Nach der Fahrt ein Glas Milch oder Sauerwasser mit Himbeersaft beim Seewirt. Abends in der Wallfahrtkirche beten. Am 3. August über Wegscheid, den Karstriegel und Weichselboden (Mittagsstation im alten Wirtshaus) bis Wildalpen, dort nächtigen beim Zißler. Unterwegs ein Fußbad in der Salza, immer achtgeben beim Wasser! Am 4. August Sonntagsgottesdienst in Wildalpen, dann weiter bis Hieflau. Dort beim Deubler übernachten. Für Durst Milch oder Wasser trinken, immer einen Bissen Brot dazu essen. Nachts immer zwei Betten, in einem zusammen ist nicht gesund. Am 5. August durch das Gesäuse — zu Fuß natürlich, nie auf der Eisenbahn. In Admont Stiftskirche. In den Stiftsteich soll der Hellfried Semmelstückeln hineinwerfen, wird er sehen, wie sie schnappen.“

In ähnlicher Weise bestimmte diese Vorschrift die ganze Reise über Aussee, Hallstatt, Gosausee, Filzmoos, den Radstättertauern (dort Seekarspitze besteigen), murabwärts bis Knittelfeld, über die Gleinalpe nach Graz, Weiz, Birkfeld und Fischbach zurück ins Mürztal. Eine Fußreise von zwanzig Tagen. Mittwoch, den 21. August wieder zu Hause. „Sollen ihr Heimatland kennen lernen und das Reisegeld gesegne ihnen Gott.“ Dann noch als Nachsatz: „Auf der Gleinalpe, auf der höchsten Spitze, am 16. August, sollen sie denken: Dahier hat vor fünfzig Jahren an diesem Tag unser Großvater das erstemal ins weite Steirerland geschaut. Könnt ihn einmal leben lassen, auch wenn er schon gestorben ist. Beim Gleinalmwirt vorher ein Flaschl mitnehmen, ein kleines, aber nicht jäh hineintrinken, immer gescheit sein, Buben!“

Als wir so weit zur Vernunft kamen, um zu begreifen, was das für ein liebreiches Testament war, wurden wir ganz begeistert für die Reise und zählten die Jahre bis dahin, hernach die Monate und endlich die Wochen. Großvater lebte zur Zeit noch, war sogar noch regsam, nur daß der Kopf stark nach vorne neigte und das Haar noch dünner und noch weißer geworden war. Und eine Schwerhörigkeit war gekommen, die es bewirkte, daß einem alles recht sein mußte, was er sagte, weil er etwaige Widerreden gar nicht hörte.

Die Tage der schönen Fußreise kamen immer näher. Vom Schulschluß hatten wir leidliche Zeugnisse nach Hause gebracht. Nur mit der Arithmetik stand es so, daß mein Vater zu mir sagte: „Ja, mein Junge, wie soll denn das werden mit dem Reisegeld, wenn du nicht rechnen kannst!“ Sogleich schlug ich zum Säckelwart den Hell-

fried vor, erwägend, daß er bei seinem guten Appetit nicht kargen würde, daß es sonach reichliche Bissen und keine Verantwortlichkeit für mich gäbe — ein Beweis, daß ich doch rechnen konnte! Unter uns hatten wir die Reise bereits glänzend ausgemalt. Die Vorschrift des Großvaters wollten wir ja redlich befolgen, aber beim Erlaffsee auch schifferlfahren, baden und schwimmen, im Gebirge nach Hirschen und Gemsen jagen, den Hochschwab und den Dachstein besteigen und sonst allerlei unternehmen, und statt Milch Bier! Hellfried kann so viele Semmeln essen, als er mag, ich morgens so lange schlafen, als ich will, in bloßen Hemdärmeln und ohne steifen Halskragen gehen nach Belieben. Niemand redet drein und meistert — ganz frei, frei, über jeden Stein kann man springen, auf jeden Baum klettern, die Schuhe kann man ausziehen und in der Enns fischen. Was wird das für ein Leben werden! Der Vater hatte jedem von uns einen verbrämten Touristenanzug machen lassen, mit gefedertem Steirerhut und Bundschuhen. Sogar Wollenhemden mit weichen Krägen und zwei dunkelgrüne Rucksäcke mit Tragriemen. Ich ward doch zum Säckelwart ernannt und bekam ein ledernes Geldtäschchen mit Messingschnapper; die Mutter nähte mir noch zwei große Geldnoten in das Westenfutter. In der letzten Nacht vor der Abreise konnte ich — der Siebenschläfer — kein Auge mehr zutun und beneidete den Hellfried, der bewegungslos wie ein Sack Erdäpfel in seinem Bette lag. Er soll, wie es sich später wies, mich, den Schläfer, beneidet und die Augen zugepreßt haben — ebenfalls vergebens. So groß war schon die Begier nach der Reise und ihrer Burschenfreiheit.

Am Morgen mußten wir doch geweckt werden und

war es der kleine alte Großvater, der uns an den Achseln rüttelte. In einem schlotternden Lodenanzug stand er da, frisch rasiert und am Rücken hängend einen dunkelgrünen gefüllten Sack. „Na, Buben!" rief er freundlich, „was sagt ihr denn dazu? Der Großvater geht auch mit!"

Wir erhoben uns rasch und schauten uns verblüfft an. Der Großvater geht auch mit?

„Geht auch mit! Jawohl! Mit euch zwei jungen Kerlen will er's noch einmal erleben! — Siehst du, Mädel," wendete er sich zu unserer Mutter, „steinstockdumm sind sie dir vor Freud'!" — Denn uns war jedes Wort in der Kehle verkeilt geblieben. So lieb wir ihn hatten . . .! Der unbegreiflichen Mutter war es sogar lieb, daß er mitging, sie hätte schon die größten Sorgen um uns gehabt. Sorgen! Als ob es uns nicht zehnmal besser gehen würde als zu Hause!

Eine Stunde später wanderten wir fürbaß. So zog's uns, daß wir den Eltern nur flüchtig Behütgott sagten; am liebsten hätten wir uns auch vom Großvater und zwar recht herzlich verabschiedet. Aber er trabte munter neben uns her und stieß den Stecken fest auf die Straße. Er plauderte und scherzte und durch den langen Mürzgraben hinein fragte er uns wiederholt, wie uns die Gegend gefalle.

„Ein langweiliger Graben ist's," antworteten wir.

„Nicht wahr!" rief er froh, „oh, es wird noch schöner kommen, wartet nur!"

Beim Mittagsmahl in Mürzsteg freute ich mich, meinen Beruf als Säckelwart zu beginnen, doch als ich nach der Tasche griff, sagte der Großvater: „Laß es sein,

Walthari. Wir werden's schon noch brauchen. Heute zahl' ich." Da fühlte ich schon eine Würde von mir fallen.

Bei den Wänden zum Toten Weib wollte es mein Bruder versuchen, ob nicht wo hinaufzukommen sei, denn wir hatten gehört, daß dort oben Edelweiß wachsen soll. Großvater gestattete es nicht, wir könnten stürzen. In der Frein wollten wir allsogleich Wasser trinken, Großvater gestattete es nicht, wir wären noch zu erhitzt. Auch nicht nach Belieben seitlings laufen durften wir vom Wege, um seltene Steine zu suchen, wir würden schon noch müde werden. Zur Entschädigung nannte er uns die Schluchten und Wände und Bergspitzen, deren Namen uns aber ganz gleichgültig waren. Als wir auf dem Freinsattel angelangt, setzte er sich nieder und blickte ins Gebirge hin. „Ja, meine Kinder, so bin ich vor fünfzig Jahren auch gesessen hier und nachher auf den Studenten hinauf. Jener Felsenberg dort heißt der Student. Wollt ihr's wagen?"

„Ach, ich möcht' eine Milch haben," sagte Hellfried weinerlich.

„Aber natürlich darfst du auch mit!" sagte der Großvater und legte ihm zärtlich die Hand aufs Haupt. „In deinem Alter steigt man am allerleichtesten. Ich dazumal war nicht viel über zwanzig. Stundenlang bin ich gelegen dort oben ganz auf der Spitze, man sieht weit ins Österreicherland hinaus, gar bis zur Donau, deucht mich. Von der Donau ist eure Großmutter hergewesen, Gott laß sie ruhen!" Derlei Erinnerungen erzählte er uns immer wieder auf der Reise, wir wußten alles schon lange auswendig.

Nun, auf dem Freinsattel gelang's endlich doch, ihn talwärts zu bringen, so daß wir abends in Mariazell

waren. Beim Wirt neben der Kirche kehrten wir ein. Anfangs wunderte er sich, daß ganz andere Leute wären, dann gewahrte er doch wieder, daß ein halbes Jahrhundert dazwischen lag. Hernach führte er uns in die Kirche, wir mußten die große Weltkugel am Hochaltar bewundern und das Gold und Silber in der Schatzkammer und das Geläute auf dem Turm, und er führte uns überall herum, wo er einst herumgestiegen war. Wir hätten auch gern den Christus mit dem wachsenden Bart gesehen, von dem daheim eine Magd erzählt. Da erinnerte sich Großvater, daß wohl wieder Zeit wäre, sich rasieren zu lassen. Am nächsten Tage waren wir lauflustig, Großvater war es nicht und wir mußten zu unserer Qual so langsam gehen als er. Auf dem Bürgeralpel fand er es gewagt, daß wir auf die Warte stiegen. „Man sieht auch herunten was und dazumal bin ich auch nicht hinaufgestiegen.“

„Aber Großvater, ist denn damals diese neue Warte schon gewesen?“

„Gelt ja! Wahrhaftig, mir scheint auch, sie wackelt. Oh, das ist nicht ratsam!“

Wir tollten aber schon hinan die Treppen.

Nachmittags beim Erlassee gab's die ersten Tränen. Der Hellfried wollte baden und bettelte mit eindringlicher Miene beim Großvater um Erlaubnis.

„O mein liebes Kind, schau doch das Schilf an und den Schlamm. Das größte Malheur könnte geschehen. In meiner Jugendzeit soll dahier auch einmal einer ertrunken sein.“

„So wollen wir schifferlfahren!“ war unser Begehr, denn dort an der Bretterhütte schaukelten Kähne.

„Wenn einer rudern könnte, so wollte ich eine kleine Schiffahrt vorschlagen. Aber ihr habt recht, das hat später noch Zeit, wenn ihr groß seid. Gut, wir wollen einen Kaffee trinken gehen.“ Er gab uns viel Zucker hinein, aber der Hellfried salzte den seinen mit Augensalzwasser, da war er bitter.

Am nächsten Morgen mußten wir um vier Uhr aus dem Bette. „Man kann ja doch nimmer schlafen,“ sagte Großvater, „und Morgenstunde hat Gold im Munde!“

Als der Sonnenschein von den Wänden ins Tal herabgekommen, waren wir schon stundenlang marschiert in der feuchten Morgenfrische. Bei Wegscheid, wo die Straße nach Seewiesen und dem Mürztale abzweigt, fuhr ein Postwagen vor. Er war unbesetzt. Fritzl hinkte, ihn drückte ein Schuh, er wäre müde, er wolle in den Postwagen und heimfahren. „Oha, Brüderl!“ tröstete ich, „bei dir wird's schon besser werden, du wirst ja alle Tage stärker. Fahren sollten alte Leut'.“ War für den Großvater berechnet, aber er hörte es nicht. So sagte ich sehr laut: „Großvater! Wird's dir nicht zu stark werden? Solltest nicht lieber heimfahren?“

„Hast recht, Bub,“ antwortete er, „wir müssen uns schleunen, sonst dermachen wir's heut' nimmer bis Wildalpen.“

So gingen wir nun schweigend hinter ihm her, völlig gebrochen. Er mußte ein wenig schnaufen, wurde aber nicht müde, mit lebhaften Worten auf die Schönheiten der Gegend aufmerksam zu machen, besonders als wir jenseits des Karstriegelpasses niederstiegen in den wilden Felskessel, die Höll' genannt. Aber uns war alles zuwider geworden, wir fühlten uns wie zwei Kälber am

Strick dahingeführt, und der harte, unausstehliche Führer war unser lieber Großvater mit dem guten Willen. In Weichselboden angelangt, schaute er rund umher zu den Holzhütten; vor der einen war eine Linde und eine Bank, dort setzte er sich nieder und wir mußten es auch tun. „Unter diesem Ahorn bin ich einmal mit der Großmutter gesessen.“ Und als er dann ins Haus gerufen hatte um einen Seidel Wein, „denselben wie das vorigemal,“ und als niemand erschien, wurde er erst inne, daß die Hütte unbewohnt stand, daß die Leute mit dem Wein vergangen waren, der Ahorn gestürzt und die Linde gewachsen, seit er mit der Großmutter allhier gesessen.

An der Salza abwärts gab es manches Wieslein, wo Knaben Ziegen weideten. Wie gerne hätten wir mit ihnen Bekanntschaft gemacht und gefragt, wie man hierorts die Meisen fange oder die Forellen. Aber der Großvater, der selber schon recht hatschig dahinsiffelte, ließ keine Zeit. „Nur vorwärts, Buberln. Schaut euch doch einmal das G'wänd an da oben. Schauderhaft, gelt! Ist der Hochschwab. Wenn ihr brav seid, wollen wir auch einmal hinauf miteinander.“

Als wir in Wildalpen einzogen, war es schon finster. Halb schlafend kamen wir an.

„Jetzt, Buben, wird der Braten schmecken!“

„Nein, nein, Großvater, nur ins Bett!“

Am nächsten Tage, als wir aufwachten, war's schon Mittagszeit; der Großvater war beim Gottesdienst gewesen und hatte uns nicht geweckt. Jetzt saß er am Fenster und schaute auf unsere Betten her — ob wohl doch keinem was fehle. Der Hellfried schrie gellend laut: „Essen! Hunger hab' ich!“ Großvater kam zu mir, fra-

gend, was der Bruder gesagt habe, und hielt das Ohr her. Ich antwortete nur dem Auge, indem ich die Miene des Essens machte.

„Na, nachher ist's schon recht!" so atmete er auf. „Bist wohl brav, Hellfried, daß du mir nicht krank worden bist. Nach dem gestrigen Marsch. Mich hat's geworfen dazumal, g'rad' in Wildalpen. Hab' drei Tage lang Seitenstechen gehabt."

Als wir fertig waren, gab's eine Mahlzeit. Eine richtige Großvatersmahlzeit, zum Magenverderben. Sie verdarb aber doch nichts. Wir wurden lustig dabei. Der Großvater war jetzt schweigsam und schier wehmütig. Und auf einmal sagte er: „'s ist halt nimmer so, wie dazumal. 's ist alles anders. Die Leute sind auch nimmer so lustig. Sogar der Bach rauscht nicht und die Vögerln singen nicht. 's ist halt nimmer so. Frühere Zeit die schöne Straße; von einem Müdewerden weiß ich gar nichts. Jetzt bergauf und ab, daß einem die Läufeln wehtun. — Ich denk', Buben, bis Hieflau nehmen wir uns ein Wagerl."

„Wir zwei gehen zu Fuß."

„Seid eingeladen," sagte er.

Anfangs machte uns das Fahren Vergnügen, aber nicht lange. Wir empfanden so recht das Mißgeschick, von dem alten Großvater in allen unseren Absichten behindert zu sein.

„Wenn du müde bist, Großvater, so solltest du dich in Hieflau doch lieber auf die Eisenbahn setzen und heimfahren!"

„Jawohl, Jungen, durchs Gesäuse heißt's wieder zu

Fuß marschieren. Will euch den Heustadl zeigen, wo ich dazumal übernachtet bin. Ganz in der Wildnis. Da werdet ihr einmal schauen, im Gesäuse!"

Ach, daß er gar nichts mehr hörte! In der zärtlichsten Weise redete er auf uns ein, machte Vorschläge und Anordnungen, und da er von uns keinen Widerspruch vernahm, so freute er sich unseres Einverständnisses und so geschah immer, was er wollte, nie, was wir gerne gehabt hätten. Einmal legte der Hellfried aber doch die hohlen Hände an den Mund und schrie ihm aus Leibeskräften ins Ohr: „Wir möchten lieber allein reisen!"

Der Großvater schaute ihn betroffen an und sprach: „Bin ich denn taub, daß du so schreist? Natürlich laß ich euch nicht allein reisen. Ich dermach's schon noch und habe ja selber meine Freude dran, daß ich mit euch alles noch einmal sehe. Na, da macht euch nur weiter keine Gedanken. Gute Buben seid ihr."

In Hieflau überzählte ich einmal den Geldvorrat, über den ich zum Hüter gestellt worden. Er war fast noch voll; immer, wenn's zum Zahlen kam, zog Großvater sein gestricktes Wollensäcklein hervor und da reixelten Silber- und Goldstücke. Aber mir war leid, mein Säckelwartamt nicht berufsmäßig ausüben zu können. Trotzdem hänselte ich den Hellfried, wenn er bei einem Mahle fünf Semmeln aß. Beim Deubler in Hieflau, ach er hieß ja längst anders, bekamen wir zwei Schlafstuben, eine große mit zwei Betten für uns, daneben eine Kammer für den Großvater. Am Abend hatten wir von einem Nebentische vernommen, daß der Leopoldsteinersee nicht fern sei. Das beunruhigte uns. Wir wären

gern „schifferlgefahren" darauf, aber der See lag nicht an unsrer Reiseschnur und da war kein Drandenken.

Am Morgen, als die Fenster anhuben blaß zu werden, sagte plötzlich der Hellfried: „Hörst du da drinnen? Wie der Alte schnarcht?"

Ich erschrak fast über den Ausdruck: der Alte. Die Studentenmanier, Vater oder Großvater den Alten zu heißen, mag ich nicht. Und besonders bei uns, wo sie so gut sind trotz mancherlei. Und doch war ich in drei Sekunden auf den Socken, als der Hellfried vorschlug, wir sollten schnell aufstehen und davongehen — zum Leopoldsteinersee!

Die Säcke auf den Buckel, den Stecken her. Fluchtartig davon. Bei einem Ständler, der schon aufgerichtet hatte, kauften wir Birnen und Semmeln, ließen uns den Weg zum See angeben und dann vorwärts. In der Schlucht, am rauschenden Wasser hinauf — drei Stunden lang. Dann lag er vor uns, ganz dunkel; rechts der Waldhang, links die Felswand, im Hintergrund ein hoher spitziger Berg, ein Nebelfetzen dran. Am Seeufer ein Wirtshaus. Dafür war jetzt keine Zeit. Nicht einmal den Hellfried hungerte. Dort am Strand eine ganze Reihe rot angestrichener Kähne, die sachte auf und nieder wiegten. Die Wirtin wollte uns einen Ruderer mitgeben. Entschiedenste Ablehnung. Wir nahmen einen Kahn, sprangen hinein, torkelten hin und her, weil das Zeug schaukelte. Dann ward es von der Kette losgelassen. Als die Wirtin sah, wie wir die Ruder handhabten, rief sie noch: „Nein, ich laß euch nicht fahren! Wartet, bis der Knecht kommt! Umkehren, sag' ich!"

Aber wir waren schon draußen, schöne Wogen wälz-

ten den Kahn. Wir ruderten, da begann er sich um sich selbst zu drehen; wir ruderten anders, da machte auch er es anders, aber nicht so, wie wir wollten. Er schaukelte so stark, daß wir das Gleichgewicht verlieren wollten. Das Haus war schon weit weg, die Frau stand noch dort und winkte uns zur Umkehr. „Umkehren! Umkehren!" riefen wir einander zu, waren endlich auch darauf gekommen, wie die Ruder geschlagen und gestemmt werden müßten, daß der Kahn gehorche. Aber jetzt konnte er nicht mehr gehorchen, die Wellen rollten in großen Wulsten hintereinander heran und spritzten über Bord herein. „Großvater, hilf uns!" schrie der Hellfried. Aber Großvater war heute noch tauber als sonst. — Was dann war, weiß ich nicht mehr. Als wir uns wiederfanden, lagen wir auf einem großen Feuerherde und die Seewirtin zog uns trockenes Gewand an. Der Wirt verband an meinem Haupt eine Wunde.

Nachdem die Wirtin uns auch noch gefüttert hatte, sind wir ohne Rucksack und Hut — das alles liegt im See — mit der Eisenerzer Bahn nach Hieflau geschickt worden, auf unsere Angabe zum Einkehrwirtshaus. Es war Nachmittag, es regnete, die Nebel hingen so tief, daß man keinen Berg sah. Im Wirtshause waren sie erschrocken über die Binde am Haupt.

„Wo ist unser Großvater?"

„Der alte Herr!" riefen sie, „ach Gott, der arme alte Herr! Nach Admont hat er telegraphiert und nach Eisenerz und nach Kleinreifling und überall hin."

„Wo ist unser Großvater?"

„So wird er halt zum See sein, oder wohin."

Wir wollten fort, um ihn zu suchen. Da hörten wir

draußen von der Treppe her ein Geschrei. „Da sind's?! Da sind's, die Buben! Hab' sie schon gesehen am Fenster. Na, weil sie nur da sind." Der Großvater, hellauflachend, als er uns sah, und drohend: „Ihr Hallodri, ihr, wo seid ihr denn gewest? Was hast denn im Kopf, Bub? Kopfweh? Ist morgen wieder gut." Der Wirt führte ihn am Arm, denn er — naß bis auf die Haut — schüttelte sich stark, und noch, als er im Bette lag, zitterten die Achseln und die dünnen Lippen. Dabei tastete er mit den hageren Händen an uns herum, zankte sich noch selbst aus, daß er uns nicht gut gehütet hätte, und konnte sich an Zärtlichkeiten nicht genug tun. Nach einer Schale heißen Tees wurde er ruhiger. Laut hatten wir ihn um Verzeihung gebeten, er schlug die Hände zusammen, lachte und sprach: „Aber da schau man her!" Was er nur wieder verstanden haben mochte! Dann ist er bald eingeschlafen.

Am nächsten Morgen war keiner krank, aber keiner auch gesund — alle drei bereit — zur Heimfahrt.

„Wir machen sie im nächsten Jahr miteinand, die Reise, die schöne!" versicherte der Großvater, um uns zu trösten. „Woher ich die Schramme an der Stirn genommen?" fragte er, wartete aber keine Antwort ab. „Ja, ja, das hat man vom Raufen, Buben! Und die Rucksäcke vertun, alle zwei, und alles! Racker seid ihr! Nun, aufs Jahr wird's schon besser hergehen."

Unser Abenteuer auf dem Leopoldsteinersee hat er nie erfahren. Vielleicht etwas Ähnliches geahnt, aber nie ein Wort darüber gesprochen. Er kränkelte einige Wochen nach dieser Reise, dann war's wieder wie früher. Und so oft er zu uns kam, brachte er zwei Zwanziger mit. Von einer Wiederholung der Reise war keine Rede mehr. Dann

noch drei Jahre lang und die Zwanziger waren alle. Und der liebe Großvater auch. Als er schön und freundlich auf der Bahre lag, baten wir ihn nochmals um Vergebung all unserer Dummheit. Er tat, als wisse er von nichts. —

Mein Bruder und ich waren mittlerweile erwachsen und machten mitsammen manche Bergwanderung. Und einmal, als wir auf einem Stein der Hohen Veitsch saßen und gerade erst noch hell gejauchzt hatten, wurde mein Bruder Hellfried schweigsam und nachdenklich. Dort standen die Berge von Mariazell, lagen die Täler der Salza, dort ragte das wilde Gebirge des Hohen Schwab. Mein Bruder blickte lange hinaus. Dann fuhr er sich mit der Hand über die Stirn und sprach halblaut zu mir: „Weißt du, Walthari! Die Reise könnten wir wieder einmal tun, die wir mit dem Großvater gemacht haben.“

Schluß.

So scheiden sich an jedem der Tage Vergangenheit und Zukunft, und doch bleiben sie ein ewiges, lebendiges Eins. Wir Alten bleiben am Wege liegen, die Jungen eilen voran, ins Dunkle hinein und machen sich selber ihr Licht und bauen sich selber ihre Straßen und ordnen sich selber das Leben nach ihrer Weise. Achtlos fegen sie mit dem Besen hinweg den Staub derer, die sie einst so sehr geliebt haben. Wenn dieser Staub nach Jahrhunderten wieder Augen bekäme, was sähe er für eine Zeit, für ein Geschlecht? Ich glaube, wir würden die von unserem Blute wieder erkennen. Was es dereinst äußerlich auch anders sein mag auf dieser alten Erden, im Kerne werden die Menschen bleiben, wie sie immer gewesen sind und nach tausend Jahren schreibt ein Vater und Großvater am Ende wieder just so ein Büchlein über die Kinder und Enkel, als es dieses ist.

Man kann's auch früher tun.

Eltern, die diese Blätter gelesen, möchte ich nun fragen: „Wie haben sie euch gefallen?" Nicht aus Vorwitz frage ich, oder als ob ich Lob hören wollte. Ich frage aus einem anderen Grund. Wenn euch, Väter und Mütter lieber Kleinen, dieses Buch gefallen hat, so schreibt auch selber ein solches über eure eigenen Kinder. Das wird euch noch besser gefallen, mindestens so gut, als mir hier das meine gefällt. Ihr möget nicht glauben, bei so einem Kinderbuche müsse man immer die schönsten, passendsten Worte zierlich aneinanderstellen, wie es freilich unsereiner tun sollte. So viel aber kann bald ein

Vater, bald eine Mutter, daß sie die Eigenarten und Possierlichkeiten ihrer Kleinen kurz anmerken, und sei es auch nur zur Nachhilfe und Wiedererweckung des eigenen Gedächtnisses für späte Tage, da die einzig schönen Jahre, als ihre Kinder noch klein gewesen, in Vergessenheit versinken wollen. Schreibet eure Kinder auf, denn sie sind nicht minder merkwürdig, als es die meinen waren, schreibt sie auf, unbehilflich und ohne Zier, ganz einfach so, wie ihr es könnt; vielleicht gehört es wohl dazu, daß der Beschreiber heiliger Einfalt selber eine sei. Und wenn einst die Erwachsenen solche Urkunden aus ihrer Kindschaft, von Mutter oder Vater liebend aufgemerkt, zu Gesichte bekommen — wer weiß, ob das nicht zu etwas gut ist. Trotz allem, was ihr Leben ihnen bringen mag, kommen Stunden, Stunden wehester Sehnsucht nach denen, die sie einst so selbstverständlich und achtlos besessen und verloren.

Herrgott, führe sie! — Mit diesem Herzensschrei zum Himmel endet das Buch von den Kleinen. Es sei dargebracht meiner lieben Frau, der opferfrohesten Mutter und Großmutter. Möge es ihr gegönnt sein, die Nachkommen auf ihrem Lebenswege noch lange zu begleiten, zu hüten und zu segnen. Und wenn von ihnen wieder einmal irgendwo so ein kühnes, lustiges Knirpslein auf den Baum klettert, so soll Frau Ahne nicht bange sein, sondern bei sich denken: Aufwärts, den Kirschen zu, den Vogelnestern zu, der Sonne zu, den Himmeln zu! Das ist doch das gescheiteste Kind auf der ganzen Welt!

Inhalt.